Französische Miscellen

Sechster Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1804.

Französische Miscellen

Sechster Band

Erstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1804.

Inhalt dieses Stücks.

Naturwissenschaftliche Nachrichten von Herrn D. Friedländer.

Allgemeine Naturgeschichte.

Von dem Dictionnaire d'Histoire naturelle appliquée aux arts, welches Sonnini besorgt hat, und bey dem Buchhändler Deterville erschienen ist, sind die 3 lezten Bände fertig geworden, die das Werk beschliessen. Das Ganze besteht jezt aus 24 Bänden, die, wenn sie auch nicht Muster der Kürze und Bestimmtheit und Kritik sind, doch eine grosse Masse von Kenntnissen enthalten, und bei weitem alle bisher erschienenen naturhistorischen Lexica übertreffen.

Von dem bey Levrault angekündigten Dictionnaire für Naturgeschichte sind bis auf sehr wenige Bogen die beyden ersten Bände bereits fertig, sie werden in wenigen Wochen ausgegeben, und sind, soviel wir davon gesehen haben, eine wahre Bereicherung der Wissenschaft. Bekanntlich sind es die Professoren des Jardin des Plantes, die ihn herausgeben, daher die meisten Artikel als Originalabhandlungen angesehen werden können, die den Leser vollständig mit dem jetzigen Zustande der Wissenschaft gereinigt von allem Unnützen und Falschen bekannt machen. Das Werk wird, zumal jedem Naturforscher, unentbehrlich seyn, und wahrscheinlich nur aus 16 Bänden bestehen, wozu ein Atlas verfertigt wird, der alle Geschlechter, die im Werke vorkommen, nur im getreuen Umrisse liefert, damit das Werk nicht vertheuert werde.

Herr Dumenil hat bekanntlich den Auftrag gehabt, ein Handbuch der Naturgeschichte für die Lyceen zu verfertigen. Es hat diese Woche die Presse verlassen, und entspricht vollkommen der Erwartung, die man

sich von der Arbeit eines so ausgezeichneten Anatomen und Naturforschers machen konnte. Es enthält, nach Art des Blumenbachschen Handbuchs, alle Naturreiche, mit den neuesten Bereicherungen und Berichtigungen in gedrängter Kürze, nebst viel Originellem in der Classification, und möchte in Rücksicht der Einheit, mit welcher die vergleichende Anatomie hier als Criterium des Systems durchaus aufgestellt ist, das vorzüglichste Handbuch seyn, das wir bis jezt besitzen. Von jeder Familie sind die vorzüglichsten Geschlechter, von jedem Geschlechte die vorzüglichsten Species angezeigt. Von jeder Classe giebt eine kleine Tabelle die Uebersicht, worauf die Eintheilung beruht, und eine Einleitung die anatomisch=physiologische Verschiedenheiten jeder Classe von der andern an.

Auch die Abbildungen der Thiere in der Menagerie des Museums für Naturgeschichte werden seit Kurzem wieder fortgesezt.

Mineralogie. Die Miscellen haben bereits des in so vieler Hinsicht claßischen Werks des Herrn Hauy erwähnt. Herr Brognart hat den Auftrag, ein kurzes Handbuch der Mineralogie für die Lyceen zu verfertigen, welches bald erscheinen wird.

Herr d'Aubuisson, der im vorigen Jahre dem Institute eine Abhandlung über die Basalte mittheilte, worin er den Ursprung derselben ganz nach Wernerscher Art erklärte, und die Wassererzeugung annahm, hat seit einer Reise nach Auvergne seine Meinung völlig zurükgenommen, und ist jezt der Meinung, daß sich durch Analogie mit ähnlichem Rechte, als er ehemals das Gegentheil behauptete, annehmen liesse, daß die sächsischen Basalte Producte der Vulcane sind!! —

Herr Hauy fährt fort, die Mineralogie durch trefliche kleine Aufsätze, die wie kleine Kunstwerke anzusehen sind, in den Annalen des Museums für Naturge=

schichte zu bereichern. In dem lezt erschienenen 17ten Hefte dieser schätzbaren Sammlung betrachtet er die Electricität metallischer Substanzen, und zeigt, wie die Mineralogie aus dieser physischen Erscheinung für die Kennzeichenlehre Vortheil ziehen kann. Zu dem Ende hat er eine dritte Art ausser dem Erwärmen und Reiben erdacht, um die Electricität einer metallischen Substanz aufzufinden, indem er sie nemlich isolirt, und über einen idioelectrischen Körper fahren läßt. Die Metalle äussern alsdann eine Verschiedenheit in Rüksicht des Annehmens der Glas- oder Harzelectricität, die zur Bestimmung derselben dienen könnte. Wäre aber auch das Phänomen in Hinsicht der Kennzeichenlehre keiner Aufmerksamkeit werth, so verdient es diese doch schon an und für sich.

Herr Faujas hat im 14ten Heft der Annalen einen Versuch einer Classification der vulcanischen Producte gegeben, der uns aber keine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Für die Kenntniß der vom Himmel gefallenen Steine scheint seit Kurzem nichts mehr gewonnen worden zu seyn. Die Fälle solcher Beobachtungen vervielfältigen sich stets, seitdem man auf diesen Gegenstand aufmerksam geworden ist, ohne etwas mehr über ihr Entstehen, und den Ort, woher sie kommen, aufzuklären.

Herr Fourcroy und Vauquelin haben neulich ein zweites Memoire über das in der Platina gefundene neue Metall mitgetheilt. —

Unter den von Neuholland angekommenen Küsten mit Mineralien findet sich wenig Neues, man erwartet über dieselbe, so wie über die von Humboldt überschikten Obsidiane nächstens den dem Herrn Lilievre aufgetragenen Bericht im Institut.

Botanik. Schon vor mehrern Jahren ist von Herrn Ventenat ein Handbuch der Botanik in 4 Bän-

den unter dem Titel Tableau du règne végétal erschienen, welches das Glück verdiente, in Deutschland übersezt zu werden, da es die deutlichste, vollständigste und schönste Darstellung des Jussieuschen Systems in der Botanik enthält, und die Quelle ist, woraus in neuerer Zeit alle Nachfolger geschöpft haben. Das neueste Handbuch in diesem Fache ist das des Herrn Mirbel, der zumal die Anatomie der Pflanzen bereits bereichert hat, und zu bereichern fortfährt. So hat er nur neulich allerley Entdeckungen bey Untersuchung der keimenden Bohne gemacht, die etwas Allgemeines über die Verschiedenheit der Structur der Saamen einer ganzen Familie lehren. Herr Desfontaines hat über sein Memoire nur dieser Tage im National-Institute einen sehr vortheilhaften Bericht gegeben, der zum Druck beordert ist.

Herr Jussieu fährt fort, die Pflanzen-Familien nach und nach genauer zu bestimmen, oder sonst neue Genera zu beschreiben, die der Liebhaber ebenfalls in den Annalen für Naturgeschichte findet.

Herr Thouin hat neulich eine schöne Abhandlung über die Anpflanzung der Erica-Arten gegeben. Hibbert, ein Gärtner bey London, besaß 1801 bereits 236 Species derselben, und nach der Untersuchung mehrerer Herbarien der Reisenden läßt es sich vermuthen, daß die Zahl dieses schönen Pflanzengeschlechts sich noch verdoppeln könne. Es muß den Gartenliebhabern willkommen seyn, über die Erziehung dieser Pflanzen von einem so erfahrnen Manne, wie Herr Thouin, belehrt zu werden. In Paris besezt man bis jezt nur 160 Species dieses Geschlechts. Auch über den Anbau der Pataten hat er neulich viel Schönes und Nüzliches mitgetheilt.

Von der prachtvollen Beschreibung des Gartens zu

Malmaison, und des Celo erscheinen Fortsetzungen; Palissot Beauvois arbeitet ununterbrochen an der Flora von Benin; von Labillardiere erscheint nächstens ein Werk über Neuholland, und andre arbeiten an der Flora von Syrien und Egypten. Ein treflicher Botaniker machte neulich die Bemerkung, daß man die Zahl der jährlich beschriebenen neuen Pflanzenspecies, wenn es so fortgeht, auf wenigstens 400 schätzen könne.

Die große Menge der aus Neuholland angekommenen Pflanzen ist noch nicht untersucht.

Michaux Lebensbeschreibung ist neulich von Herrn Deleuze mit seinem gewöhnlichen Geschmacke und Geiste beschrieben worden. Michaux war, so zu sagen, ein gebohrner Gärtner, dem das Schicksal nach allen Unglücksfällen die Befriedigung gab, Welttheile mit Anpflanzungen bereichert zu haben. Bekanntlich war er vor der Republick nach Neuyork geschickt, um daselbst einen botanischen Garten anzulegen, worin alle Pflanzen, die er auf seinen Excursionen sammelte, aufbewahrt werden konnten, ehe man sie nach Frankreich schikte. Michaux opferte während der Revolution fast sein ganzes Vermögen auf, diesen Garten zu erhalten, und muste am Ende nach seinem Vaterlande zurückkehren, weil diese Anlage verlassen werden sollte. Er litt bey seiner Rückkunft Schiffbruch, und verlor mit Gleichgültigkeit sein leztes Hab und Gut, um nur seine Pflanzen zu retten. Die Reisewuth machte ihn zum Begleiter des Capitain Baudin, den er in Isle de France verließ, um in Madagascar zu herborisiren. Er legte zu dem Ende auch da einen Garten an der Küste an, um die Pflanzen aus dem Innern dahin zu bringen, arbeitete bey dieser Anlage aber mit solchem Eifer, daß er an den Folgen desselben starb.

Zoologie.

1. Zoophyten. Herr Baucher fährt fort, sich mit diesem Theile der Thiergeschichte zu beschäftigen. Das Bulletin de la Société philomatique N. 81. enthält einige Beschreibungen und Abbildungen von Tabularien, die er in der Rhone entdeckt hat. Will man sich über diesen, so wie über manchen andern Theil der Thiergeschichte faßlich und angenehm unterrichten, und zugleich die jetzigen Kenntniße in Frankreich übersehen, so lese man in der Duodezausgabe des Buffon, die bey Deterville erschienen ist, und an welcher unter Andern Bose und Latreille gearbeitet haben. Niemand hat, wie man behauptet hat, mehr gesehen, als Bose, und niemand sieht solider und genauer als Latreille. Sucht man Vollständigkeit, so möchte wohl die Soninische Ausgabe des Buffon das Nothwendigste seyn. Cuvier regiert seit der Erscheinung seines originellen Handbuchs das Studium der Naturgeschichte überhaupt, und sein Geist hat auf alles Einfluß, was Solides in diesem Fache erscheint. Dieses sey beyläufig für diejenigen gesagt, denen das Fach, von welchem wir Nachricht ertheilen, etwa fremd seyn sollte.

2. Würmer. Man hat neulich einen Spuhlwurm in der Niere eines Hundes zu Alfort entdeckt, der 2 Fuß 2 Zoll lang, und 6 Linien dick war, und lebte. Es ist eine große Seltenheit, ihn anders, als in den Eingeweiden, zu finden; der Fall ist von einem Thierarzt im 90sten Stücke des Journal général de Médecine beschrieben, und wir wissen nicht, ob dieser Spuhlwurm eine unbekannte Species ist.

3. Insecten. Merkwürdig ist es, daß es unter den aus Neuholland übersendeten Insecten nur wenige giebt, die sich von den bekannten so sehr unterscheiden, um neue Geschlechter zu bilden; indessen hat Hr.

Lamark 2 derselben in den Annalen für Naturgeschichte absondern zu müssen geglaubt. Auch die meisten Species sind von den schon bekannten nur in Wenigem verschieden. — Der berühmte Latreille hat in den Annalen etwas über die Eintheilung der Wespen, und über eine neue Wespe bekannt gemacht. Besonders anziehend und interessant sind seine physiologischen Bemerkungen, und seine Beobachtungen über die Lebensart dieses Insects, dessen Nester er genau untersucht hat.

4. Crustacea oder Knorpelthiere. Auch über einige Geschlechter dieser Classe theilt Herr Latreille einige Bemerkungen und Beschreibungen mit, und läßt uns hoffen, daß er, sobald es ihm die Zeit erlaubt, diesen Theil bearbeiten werde, um die Lücken auszufüllen, die Herr Herbst gelassen haben möchte.

5. Weichwürmer. Das Vollständigste, was wir als Handbuch über die Weichwürmer oder vielmehr Conchyliologie besitzen, ist gewiß das Handbuch des Herrn Lamark, das vor mehrern Jahren unter dem Titel Système des Animaux sans Vertèbres erschienen. Herr Lamark beschreibt nun die fossilen Conchylien von Gregnon, einer Gegend ohnweit Versailles, deren Boden fast ganz aus solchen Versteinerungen besteht. Die Beschreibungen erscheinen nun in kurzer lateinischer Sprache in den Annalen für Naturgeschichte. Seit der ausserordentlich schönen Beschreibung und Anatomie der Laplysia von Herrn Cuvier, ist nichts erschienen, was Aufmerksamkeit verdient. Wie wir vernehmen, will Herr Cuvier die Gasteropoden in 2 Abtheilungen theilen, in die nemlich, die einen fleischigen Fuß haben, und in die, denen er mangelt; leztere schwimmen nur, und können nicht gehen; wahrscheinlich berechtigen ihn hierzu auch noch andre anatomische Gründe. — Die von Neuholland angekommenen Mollusken sind noch ununtersucht.

6. Reptilien. Herr Lacepede, dessen Thätigkeit und Wissenschaftsliebe unbegränzt ist, wie seine Güte, hat bereits vor mehrern Monaten dem Institute die Beschreibungen der aus Neuholland angekommenen unbekannten Reptilien, Fische und Vögel mitgetheilt, die, sobald die Abbildungen derselben fertig sind, in den Annalen erscheinen sollen. In jeder dieser Classen war er neue Geschlechter zu machen genöthigt, und in einigen derselben verbindet sich das, was Charakteristisches in 2 andern enthalten ist. Wir mögen ihm indessen nicht mit unvollkommnen Mittheilungen hier vorgreifen.

7. Fische. Die Naturgeschichte der Fische von Herrn Lacepede ist nun in Deutschland schon hinlänglich bekannt. Man ist jezt im Museum der vergleichenden Anatomie beschäftigt, die Sammlung der Fisch-Skelette vollständig zu machen, und es dürfte der Claßification derselben bey dieser Gelegenheit manche Aenderung bevorstehen. Herr Dumenil, der vorigen Sommer diesen Theil der Naturgeschichte an der Stelle des Herrn Lecepede im Jardin des Plantes vorgetragen hat, hat schon manches in seinem oben erwähnten Handbuche aufgestellt, das die Aufmerksamkeit der Kenner verdienen möchte.

8. Vögel. Durch den allzufrühen Tod des arbeitsamen und fähigen Daudin ist die Arbeit über Ornithologie unterbrochen, von welcher der erste Theil bereits vor mehrern Jahren erschienen ist. Der deutsche Leser kennt wohl schon die Papagayen von Le Vaillant, und zumal die Paradießvögel von Vieillot, die unstreitig alles übertreffen, was die Kunst bis jezt in diesen Fächern geleistet hat. Beyde Werke scheinen fortgesezt zu werden. Es ist uns seit Kurzem nichts neues besonders Interessantes von dieser Thierklasse bekannt geworden.

9. Säugthiere. Die Naturgeschichte der Cetaceen ist vor Kurzem von Herrn Lacepede bekannt gemacht worden. Sie ist wieder seiner geliebten seligen Anne Caroline gewidmet. Gmelin hat 15 Species dieser Thiere unter 4 Geschlechtern aufgeführt. Bonnaterre erwähnte in der Encyclopédie Méthodique 25 Species unter 4 Geschlechtern. Herr Lacepede führt hier 36 Species auf, die er unter 6 Geschlechter ordnet.

Herr Geoffroy glaubte schon lange, daß der spotted opossum des I. White nicht zu den Didelphen des Linné gezählt werden müsse, da das Gebiß dieser Beutelratte von den übrigen zu diesem Geschlechte gezählten abweicht, und Buffon schon vermuthete, daß man dieselben nicht außerhalb America finden möchte. Hr. Geoffroy, der neulich eine neue Ordnung unter dem Namen Parameles in dem Bulletin de la société Philomatique angekündigt hat, stellt nach genauern Untersuchungen, ein neues Geschlecht unter dem Namen Dasyurus auf, welches, wie er vermuthet, zu einer Familie gehören wird, das ins Künftige Entdeckungen in Australien kennen lernen werden, und von welchem Geschlechte er durch die aus Neuholland angekommenen Bereicherungen 6 Species anführen kann. Zu diesem Geschlechte gehört das spotted opossum von White, welches das Museum unter den bekannt gewordenen allein nicht besitzt. Die Annalen für NaturGeschichte enthalten das Weitläufigere, und das Bulletin de la société Philomatique den Auszug der Abhandlung über diesen Gegenstand.

Herr Duvernoy, ein trefflicher junger Anatom und Gehülfe des Herrn Cuvier, der mit ihm an dem 3ten Theil der Comparativen Anatomie arbeitet, der nächstens dem Drucke übergeben wird, hat 2 jüngst verstorbene Didelphis virginianae anatomirt. Er

entdeckte einen Muskel, wodurch der Beutel dieses Beutelthiers so sehr den weiblichen Schamtheilen nahe gebracht werden kann, daß die Jungen sogleich nach der Geburt in denselben hineinfallen können, und daher keine unmittelbare Verbindung zwischen der Gebärmutter und diesem Beutel anzunehmen sey. —

Aufgegrabne Thier-Skelette. Herr Cuvier gab vor nicht langer Zeit in den Annalen eine treffliche Beschreibung des Skeletts des Tapirs nebst einiger in den Gypsbrüchen bey Paris gefundenen Fossilen Zähnen, die denen des Tapirs ähneln. Bald hierauf die Beschreibung des Klipdas (Hyrax Capensis des Buffon) von dem er unter andern mit vielem Scharfsinn bewieß, daß er zu den sogenannten Pachydromen gezählt werden muß, die grasfressend sind, und ihre Nahrung nicht mit den Extremitäten ergreifen, und daher zu demselben Abschnitt wie der Tapir gehören. Allein alles dieses war gewissermaßen nur die Einleitung zur Untersuchung vieler Fossilen-Knochen, aus den Brüchen bey Paris, die er zusammenzusetzen bemüht war, um zu sehen, zu welchem Thiere sie gehört haben mögen. Er suchte zu dem Ende erst den Kopf zu ergänzen, und fand, nach vielen sehr mühsamen Vergleichungen, daß das Thier 28 Mahl-, 4 Hundszähne und 12 Schneidezähne hatte, woraus erwiesen ward, daß es grasfressend war. Ferner, daß es zufolge der Zahl der Zähne zum Tapir, zufolge der Mahlzähne zum Rhinozeros-Geschlecht gehören möchte. Aber bey näherer Betrachtung fand er, daß das Thier beyden nicht ähnlich sey. Hierauf suchte er das Profil zu ergänzen, und das war noch schwerer, aber durch ähnliche Vergleichung der Bruchstücke gelang es ihm dennoch; er schloß aus den entdeckten festen Theilen auf den Platz, den die Muskeln zum Befestigen hatten, und hiervon auf die

weichen Theile. Ist z. B. kein Platz zur Befestigung eines Elephanten-Rüssels, so mag das Thier eher wie der Tapir gebildet gewesen seyn; war für starke Halsmuskel wenig Platz, so war der Hals kurz, und demnach das Thier nicht hoch, um die Nahrung von der Erde fressen zu können. Waren die Kinnbacken sehr hervorragend, so waren die Muskeln zum Kauen wohl, wie bey ähnlichen Thieren, sehr stark; und endlich waren die Gelenke des Unterkinnbackens nicht blos zum Beissen wie bey Fleischfressenden Thieren gebaut, sondern erlaubten die Erhabenheiten und Vertiefungen dieses Gelenks, auch Seitenbewegungen zum Mahlen, wie beym Pferde und andern grasfressenden Thieren, so gehörte dieses Thier gewiß zu der Klasse der Leztern. Herr Cuvier fand aber auch bey genauer Untersuchung, daß das Gelenk von dem aller andern grasfressenden Thiere verschieden sey, und schloß demnach aus allen vereinigten Umständen, daß das Skelett einem bis jezt unbekannten Thiere gehörte, das, wie fernere Untersuchungen der Reste von Füßen bewiesen, zu den Pachydromen zu zählen ist. Ein glückliches Ungefähr ließ ihn auch den Abdruck einer Hirnschale entdecken, er sah daraus, daß das Gehirn sehr klein nach Verhältniß des Kopfes war, daß es keine Circumvolutionen hatte, und schloß daraus, daß das Thier wie die übrigen seiner Klasse wenig Verstand gehabt haben müsse; doch meynt er, daß zum völligen anatomischen Beweis für diese Behauptung das Verhältniß des Rückenmarks zur Gehirnmaße zu kennen sey, welches aber nicht auszumitteln war, da die Basis des Schädels, also das große Loch zum Durchgang dieses Rückenmarks fehlte. Aus der ungefähren Größe des Kopfs schloß Hr. Cuvier aber auf die Größe des ganzen Thiers, welche etwa die eines Schweins gewesen seyn möchte, und aus allen Untersuchungen er-

gab sich's, daß es in der Reihe der Thiere zwischen dem Tapir und den Rhinoceros zu stellen gewesen seyn mag, er gab ihm daher einen eignen Nahmen, und nannte es Palaeotherium medium.

Der Leser sieht, daß es nach einer solchen mühsamen Ergänzung der Bruchstücke, die Cuvier alle selbst meisterhaft gezeichnet und skizzirt hat, leicht ward, diese Knochen von ähnlichen größern oder kleinern zu unterscheiden, daher wir nur kurz anzeigen, daß er eine andere Species desselben Geschlechts von der Größe einer Kuh, und eine 3te von der Größe eines gewöhnlichen Hammels entdeckt hat, woraus sich erklärt, warum er die erste Species Medium nennt. Er hat nächstdem noch eine 4te Species aus Orleans gefunden, von welcher sich aber noch aus den vorgefundenen Bruchstücken nicht entscheiden läßt, ob sie nicht eher zum Hyraxgeschlecht gehört. Außer den eben genannten Thieren finden sich noch andre Knochen von Thieren aus andern Ordnungen. Eins derselben nennt Hr. Cuvier anoplotherium (Abwesenheit der Waffen) weil es kürzere Hundszähne hat. Es mochte die Größe des wilden Schweins gehabt haben. Endlich findet man auch sehr selten Knochen eines unbekannten Fleischfressenden Thieres, welches dem Hunde oder Fuchse ähnlich gewesen seyn mag, und einige fossile Reste von Schildkröten und Vögeln.

Schließt man aus den vorgefundenen Fossilien auf das, was in diesem Bezirke von 10 Quadratmeilen, in welchem sich die Steinbrüche befinden, ehemals lebendig enthalten gewesen seyn müsse, so war diese ehmalige Schöpfung von ganz anderer Natur als die heutige. Statt der jetzigen großen Verschiedenheit der Thierfamilien, lebten hier ehedem 8 Pachydromen gegen ein Fleischfressendes Thier, und es war daher beynahe nur diese Familie eigentlich einheimisch. Etwas

ähnliches bemerkt man in Neuholland, wo $\frac{5}{6}$ der entdeckten Thiere zur Familie der Beutelthiere gehören, von denen nur ein Geschlecht einem andern von Nordamerika, dem Didelphis, ähnlich ist. Jezt kennt man durch die Bemühungen des Capitain Baudin mehr als 40 Species aus Neuholland, und nur 8 oder 10, die nicht zu dieser einen Familie gehören, nemlich einen wilden Hund, 2 Ratzen, und einige Fledermäuse. Dieses eröffnet den Weg gleichsam zu einer geographischen Zoologie, nicht nur der lebendigen Welt, sondern auch einer untergegangenen; und eine Naturgeschichte beginnt, die, wenn Forscher mit Cuvierschem Blicke die Erde betrachten, nicht Traumbilder, sondern eine würkliche antidiluvianische Schöpfung vor uns enthüllt. Möchten Geologen ihre künftige Beobachtungen mit eben solcher gewissenhaften Genauigkeit und mit eben solchem Scharfsinn anstellen. Möchte ihnen doch auch die Anordnung, Klarheit und schöne anziehende Behandlung des ganzen Details, so wie der Stil zum Muster dienen! —

Industrie und Oekonomie.

Das neue Blau des Bürgers Thenard, als ein Stellvertreter des Ultramarins in der Malerei; eine wichtige Entdeckung für den malenden Künstler.

Zu den mancherley Ursachen, welche in den neuern Zeiten den Künstler im Allgemeinen verhindern, seinen größeren Werken, in Hinsicht auf das Colorit, denselben Werth zu ertheilen, welcher die Werke der ältern Schulen so vortheilhaft auszeichnet, gehört, wie allgemein anerkannt ist, der Mangel einer neuen, den Ultramarin hinlänglich ersetzenden, Farbe! Obgleich diese Farbe nie eigentlich um einen wohlfeilen Preis

erkauft werden konnte, so fand sie sich doch in den Zeiten des Raphael, Corregio's und des Titian immer in so hinreichenden Vorräthen vor, daß nicht blos der Meister, sondern auch der Schüler im Stande war, sie für jede Arbeit auf seine Pallete zu setzen. Allein gegenwärtig ist kaum der reiche Künstler im Stande, sich dieselbe für nur mittelmäßig große Arbeiten zu verschaffen. Und in diesem Falle muß er sie dann doch noch mit einer andern blauen Farbe versetzen. Er kann sich ihrer ferner in einem großen Werke nur in gewissen Theilen, wo ihre Anwendung unumgänglich nothwendig ist, bedienen, da ein Loth derselben oft 2 bis 3 Louisd'or zu stehen kömmt; und folglich kann er nie ein ganzes Gemälde mit ihr vollenden. Die Ursache der gegenwärtigen Theurung dieser Farbe ist die Seltenheit des Lapis-Lazuli, aus dem sie bereitet wird. Wenn man nun erwägt, daß dieser Stein noch seltner werden oder endlich wohl gar aufhören könne, so muß selbst jeder Versuch zur Hervorbringung eines Stellvertreters des Ultramarins von der gesammten Künstlerwelt mit dem größten Danke aufgenommen werden.

Die Haupteigenschaft des Ultramarins war die: sich bis in die feinsten Nüanzen hinauftreiben zu lassen, ohne von seiner intensiven Qualität zu verlieren, und: Solidität gegen Licht, Luft und Zeit. Jedes andere Blau, durch welches es ersetzt werden soll, muß also ebenfalls diese Eigenschaften in sich vereinigen! Die Auffindung einer solchen Farbe kann aber, wenn sie wirklich gesucht wird, nach keinen anderen als nach chemischen gründlichen Grundsätzen geschehen. Und wo dürfte man jetzt dieses eher als in Frankreich, und zwar hier in Paris, der wahren Werkstätte der Chemie unsrer Zeit, und mit Grund erwarten!

Der Minister des Innern, der eben so thätige als

richtig sehende Chaptal, hatte den Bürger Thenard aufgemuntert, alle metallische Farben überhaupt einer abermaligen neuen Reihe von Versuchen zu unterwerfen und zu versuchen: ob sie nicht entweder zu einer grössern Vollkommenheit erhoben, oder ob nicht vielleicht manche neue Mischungen aus ihnen bereitet werden könnten? Der große Vortheil für die gesammte Malerei, der aus den durch diese Versuche gemachten Entdeckungen hervorgehen könnte, wird aber dadurch für jeden einleuchtend, wenn wir bemerken, daß die metallischen Farben weit einfacher und größtentheils auch weit dauerhafter sind, als die, welche aus dem vegetabilischen und animalischen Reiche gezogen werden. Herr Thenard beschäftigte sich zuerst mit den kleinen Farben, und da fand er vorerst, so wie mehrere andere vor ihm schon, folgende Resultate.

Die bekannten blauen Farben, wie z. B. die blaue Asche, das Eisenprussiat und der Indigo, aus dem vegetabilischen Reiche, ist, widerstehen weder der Einwirkung der Zeit noch denen der Luft und des Lichtes, welchen große Gemälde gewöhnlich und natürlicher Weise ausgesetzt sind. Das aus dem Kobalt bereitete Blau, das unter dem Namen des Azur-Blau bekannt ist, besitzt zwar Dauerhaftigkeit genug; allein, da seine Substanz glasartig ist, so läßt sie sich nicht überall anwenden, und übrigens fehlt ihr der nothwendige Glanz. Indessen gab diese Farbe doch die Veranlassung zu der Thenard'schen Erfindung!

Herr Thenard erinnerte sich, daß man die herrliche, in der Porzellain-Fabrik von Sevres befindliche und daselbst gebräuchliche blaue Farbe dem Kobalts-Arseniat verdankt. Er versuchte es also in einem Schmelztiegel eine hinreichende Menge dieses Salzes mit frisch niedergeschlagener Alaunerde anschiessen zu lassen, oder zu stratifiziren. Dieser Versuch

hatte anhaltend und zu jeder Zeit den glücklichsten Erfolg von der Welt. Der Kobalt-Phosphate und Borate geben ebenfalls eine sehr schöne Farbe.

Die anderen Grundsalze, die man an Statt des Alaun-Salzes anwendete, geben nicht dieselben Vortheile. Die Kalkerde, der Baryt und der Strontianit bewirkten eine Zersetzung des Salzes; die Magnesie bildete ein grauartiges Weiß; die Potasche gab ein helles kräftiges, ein wenig violettes, Blau, das niemals troknen wollte, u. s. w. Der B. Th. hielt sich also an das AlaunSalz und suchte die Verhältnisse dieser Substanz zum Kobalt-Phosphate oder zum Arseniate auf, um zur Hervorbringung des schönsten Blau zu gelangen. Diese Proportionen waren folgende:

1. Eine gleich starke Dosis Alaun-Salz (d'Alumine) und Kobalts-Phosphate (Phosphate) gaben ein sehr schönes, sehr helles und sehr reines Blau, das jedoch ins Grün spielte.
2. Zwei Fünftheile Alaun-Salz und ein Theil Kobalt-Phosphate gaben ein sehr schönes, sehr helles und sehr reines Blau.
3. Drei Fünftheile Alaun-Salz und ein Theil Phosphate, gaben ein fast eben so schönes Blau als das vorhergehende war.
4. Vier Fünftheile Alaun-Salz und ein Theil Phosphate gaben eine zwar nicht so reiche, aber ebenfalls reine Nüance.

Je mehr man in diesem Verhältniß das Alaun-Salz vermehrte, desto schwächer wurde die Nüance; allein die Farbe blieb immer rein. Versuche, die man in dieser Hinsicht mit dem Alaun-Salz und dem Arseniate anstellte, gaben folgende Resultate:

1. $\frac{1}{2}$ Alaun-Salz und ein Theil Arseniate gaben eine violette Nüance.

2. Ein Theil Alaun-Salz und ein Theil Arseniate gaben ein dunkles, lebhaftes reines Blau.
3. Zwei Theile Alaun-Salz und ein Theil Arseniate gaben eine Farbe, welche der vorhergehenden sehr nahe kam.

Je mehr man die Proportionen des Alaun-Salz zu dem Arseniate erhöhte, desto heller wurden die Nüancen. Aus allen Erfahrungen und Versuchen ergab es sich aber, daß man die schönste blaue Farbe, da, wo man den Arseniate als Basis annimmt, erhält, wo die Proportion von einem Theile Arseniate zu einem $\frac{1}{5}$ bis zu zwei Theilen Alaun-Salz ist. Nimmt man hingegen den Kobalt-Phosphate zur Basis an, so entsteht die schönste Farbe in den Proportionen von einem Theile Phosphate zu $\frac{1}{5}$ und $\frac{2}{5}$ und $\frac{3}{5}$ Alaun-Salz.

Da die Wirkung des Feuers auf die Nüancirung des Farbentons einen großen Einfluß hat, so bemerkte H. Thenard, daß der Grad der Hitze, welchen man rouge cerise nennt, am günstigsten war, wenn das Alaun-Salz mit dem Kobalt-Salze sich in gleichem Verhältnisse befand, und daß die Hitze mit der Menge des Alaun-Salzes sich mehren mußte. Uebrigens soll man am besten thun, wenn man von Zeit zu Zeit aus dem Schmelztiegel etwas Farbe nimmt, um zu sehen, wie sie geräth, und wenn man sie heraus nimmt, so wie man glaubt, daß der vollkommne Farbenton schon vorhanden ist. Uebung und Erfahrung thut hierbey das Beste!

Zur Erhaltung einer vorzüglich schönen Farbe ist es ferner nothwendig, daß die Kobalt-Salze so wenig Eisen, als es nur möglich ist, enthalten, welches sich gewöhnlich in dem Kobalt befindet. Um den Kobalts-Arseniat zu bekommen, beobachtete H. Thenard folgendes Verfahren. In der Voraussetzung, daß das

Kobalt-Erz Arsenik, Schwefel und Eisen enthalte, veränderte er dasselbe durch die Salpetersäure in Schwefelsäure, in Eisen und in Kobalts-Arseniat. Nachdem er die Feuchtigkeit verdampfen ließ, um den Ueberfluß der Salpetersäure davon zu entfernen, so verdünnte er es durch das Wasser; hierzu goß er nach und nach eine schwache Potaschen-Auflösung, welche das Eisen-Arseniate unter der Gestalt von weissen Flocken daraus entfernt; hierauf erhielt er, indem er immer von neuem die Potaschen-Auflösung dazu mischte und durch Wasser verdünnte, ein schönes rosenfarbiges Präcipitat, welches das Kobalt-Arseniate ist. Man darf sich des Alkalis nicht in zu großer Menge bedienen; das Präcipitat würde zum Theile hierdurch decomponirt werden, und dem Zwecke, den man erreichen will, sodann nicht ganz entsprechen. Hr. Thenard bediente sich zu seinen Versuchen des Kobalt-Erzes von Tenaberg: allein durch die Anwendung des so eben vorgeschlagenen Verfahrens, dürfte man das Kobalt-Erz aus anderen Minen zur Erhaltung eines guten Kobalts-Arseniates ebenfalls zubereiten können.

Will man den Kobalt-Phosphate erhalten, so ist folgendes Verfahren nöthig. Zuerst glüht man das Erz bis zu dem Punkte, wo sich keine arsenikalischen Dünste mehr entwickeln. Hierauf behandelt man es mit der Salpetersäure. Das Eisen oxydirt sich in Roth, aber es löset sich nicht auf, man entfernt es durch die Filtration; hierauf verdünnt man es durch Wasser, und indem man Laugen-Phosphate (Phosphate de Soude) dazu bringt, so bildet man den Kobalt-Phosphate, der sich unter der Gestalt von tief violetten Flocken absetzt. Ein Theil Kobalts-Erz giebt $\frac{1}{2}$ Kobalt-Phosphate. Aus ihm scheidet man dieselbe Menge von Kobalts-Arseniate.

Dieses ist die, nach der bis hieher gegebenen Vor-

schrift chemisch zubereitete, blaue Farbe, welche bis jetzt allein im Stande ist, den so theuren Ultramarin zu ersetzen. Schon sind bis jetzt mehrere Versuche gemacht worden, um ihre Güte und Dauerhaftigkeit zu erproben. Die malenden berühmten hiesigen Künstler und Chemiker Vincent und Mérimé waren die Männer, durch welche diese Versuche angestellt wurden; und diese gelangen sowohl in der Wasser- als in der Oelmalerei über alle Erwartung gut. Bey den Versuchen in Oel konnte man zwischen dieser Farbe und dem Ultramarin von der besten Sorte, die Unze zu 9 Ducaten, nicht den geringsten Unterschied entdecken: allein in der Gummimalerei scheint der Ultramarin mehr Intensivität als dieses neue Blau zu besitzen. Man hat ferner diese Farbe in den Versuchen in der Oelmalerei sowohl als in der Wassermalerei, in welchen man sie anwendete, zwei Monate hindurch dem lebhaftesten Sonnenlichte, der Luft und dem Wetter ausgesetzt, und man hat nach dieser Zeit nicht die geringste Veränderung in ihr bemerken können; sie ist weder gewachsen, noch hat sie sich geschwächt. Keine Einzige von allen bekannten Säuren hat ihr auch nur im Mindesten schaden können. Weder die oxygenirten Laugensalze noch die Alkalis und das geschwefelte Hydrogen bewirkten eine Veränderung in ihr. Der Preis, um welchen sie bereitet und verkauft werden kann, ist, im Verhältniß zum Preise des Ultramarins, äußerst mäßig.

Unsre deutschen Künstler, und überhaupt unser ganzes malendes Publikum, müssen wünschen, daß diese für die Malerei in jeder Hinsicht höchst wichtige Entdeckung auch von unsern deutschen Chemikern nachgemacht, nochmals geprüft und im Großen ausgeführt werden möge!

Nachahmung der schwarzen Weedgewoodschen Erde in der Fabrik von Sevres in allerhand Gefässen.

Es ist bekannt, daß die Engländer mit den in der Masse schon gefärbten Geschirren allerley Art einen großen Handel treiben, und daß man die Erfindung derselben dem berühmten Weedgewood verdankt. Die Porzellain-Fabrik zu Sevres hatte schon seit langer Zeit mehrere Versuche zu einer Rivalität in diesem Stüke gemacht; allein bis jezt hatte es ihr nur mit der blauen Masse gelingen können. Nur erst vor kurzer Zeit ist es ihr gelungen, zur Verfertigung der schwarzen Massen zu gelangen. Die Engländer glauben, daß der Thee in einer schwarzen Theekanne weit besser sey als in jeder andern. Vielleicht ist dieß nur ein Vorurtheil. Indessen ist doch so viel gewiß, daß die schwarze Erde den plözlichen Uebergang aus der Hitze in die Kälte, und so umgekehrt, am besten verträgt, und daß sie den Nahrungsmitteln, die in den aus ihr bereiteten Gefässen aufbewahrt werden, keinen üblen Geschmak mittheilt. Die schwarze Erde von Sevres enthält folgende Bestandtheile:

1. Thon von Arcueil und oxydulirtes Eisen.
2. Thon von Monterau und Manganesen-Oxyd, und rothes oxydirtes Eisen.

Aus diesen Bestandtheilen wird eine Masse gebildet, die unter den Mahlsteinen abgerieben wird. Bey dem Brennen verlangt sie viele Behutsamkeit. Ist sie nicht hinlänglich gebrennt, so erhält sie kein schönes Schwarz. War das Feuer zu stark, so bekömmt sie Risse auf der Oberfläche. Sie wird so hart, daß man mit ihr Feuer aufschlagen kann. Mit sehr vielem Erfolge hat man auch die Vergoldung auf dieser Masse versucht. Der Direktor der Porzellain-Fabrik zu

Sevres, Hr. Brongniart und besonders H. Lambert zu Sevres, haben sich um die Verarbeitung und Zubereitung dieser Masse große Verdienste erworben.

Zwei neue Mittel zum Ersaz der Milchmalerei im Grossen.

Der bekannte Cadet de-Vaux hatte vor mehreren Jahren ein Mittel zur Malerei der Gebäude vorgeschlagen, dessen vorzüglichstes Ingredienz aus Milch bestand. Da dieses Mittel seinem Zwecke nicht ganz entspricht, so haben die Herren Darcet und Paymorin die folgenden zwei besseren Mittel vorgeschlagen. Das Mittel des erstern ist:

1. 147 Grammen gute ausgepreßte Käse-Matte.
2. 7 Grammen gelöschter Kalk.
3. 280 Grammen Spanisches Weiß.
4. 2 Grammen Kohlenstaub.
5. 80 Grammen Wasser.

Dieses wird in eine Masse verbunden.

Das Mittel des zweiten besteht darinnen, daß man eine gewisse Quantität von Milch, Kalk und Oel verbindet, und daß man hiermit eine verhältnißmäßige Menge Kreidenerde so lange abreibt, bis daß man sie mit dem Pinsel aufstreichen kann; hierzu bringt man ein wenig troknendes Oel. Diese Masse dient zum Grunde: zum zweiten Auftrag mischt man Bleiweiß; zur Masse des dritten Auftrags nimmt man reines Bleiweiß, und troknende Oelsaife. Diese Farbe riecht nicht und erhält sehr vielen Glanz.

Viehzucht und Ackerbau.

Das Meerwasser ist ein gutes bis jezt nicht oder doch wenig bekanntes Mittel, das Schafvieh gesund und in gutem Stande zu erhalten.

Der Bürger Bazin von Landernau im Departement

Finisterre hatte einige Schaafheerden, welche gewöhnlich auf Plätzen an dem Meeresstrande weideten, die während deß Neu= und während des Vollmondes von dem Meere bedeckt sind, oder auf Plätzen, auf welchen zu andern Zeiten süßes Wasser steht. Da dieses immerfort der Fall war, so fürchtete er, daß sie nicht irgend einmal von der Fäule angegriffen werden möchten.

Allein diese Thiere kannten ein Mittel gegen diese Krankheit eher und besser als die Menschen. Man bemerkte in dem letzten Sommer, daß sie vorzugsweise nach der See zu giengen, um an derselben zu trinken, obgleich ein Fluß mit süßem Wasser ihnen weit näher war. Man bemerkte, wie diese Heerde, während der Zeit, da sie dieses Wasser trank, sichtlich zunahm, sich vollkommen wohl befand und keine Kranken hatte. Das andere Vieh, in der umliegenden Gegend, befand sich bey dem gewöhnlichen süßen Wasser bey weitem nicht so gut.

Würde man, dieser Erfahrung zu Folge, nicht wohl thun, sich künstliches Seewasser zu bereiten, und dasselbe den Schaafen zu trinken zu geben, an Statt, daß man sie das Salz blos lecken läßt?

Neue interessante Versuche, über die Verschiedenheit in der Quantität des Fruchttragens verschiedener Weizenarten, von Legrix=la=Salle zu Testal bey Bordeaux.

Man hat seit einigen Jahren in mehreren Gegenden Frankreichs wiederholte und in der That sehr beachtungswerthe Versuche über verschiedene Arten von Cerealen angestellt; besonders aber wurde die Frage wieder in Anregung gebracht: ob die Erneuerung der Kornarten zur Aussaat nothwendig sey oder nicht?

Der berühmte Rozier behauptete, daß dasselbe Korn, das mehrere Jahre hinter einander in einen

und denselben Boden gesäet werde, sich, ohngeachtet aller Vortheile der guten Jahreszeiten, verschlechtere, und daß es nothwendig sey, von Zeit zu Zeit dasselbe durch eine andere Art wieder zu verneuen.

Diese Behauptung fand mehrere Bestreiter. Unter andern setzte Tessier, ein praktischer und kenntnißreicher Oekonom, ihr entgegen: daß man aus den erzeugten Körnern nur die besten Körner auszulesen habe, und so würde es an guten Erndten nicht fehlen können.

Ein ganz neuer Versuch des B. Legrix hat über diesen Gegenstand sehr vieles Licht verbreitet. Er gieng hierbey folgendermaasen zu Werke.

Er wählte in dem Herbste des vorletzten Jahres vier verschiedene Weizenkornarten zur Aussaat. Seeländisches Weizenkorn; Weizenkorn von Nerac im Garonne-Departement; Waizenkorn von Saint-Aubin, und Waizenkorn von seiner Provinz. Das Waizenkorn von Seeland hat eine lange vollkörnige Aehre: das Mehl, das aus ihm bereitet wird, giebt ein sehr weisses, aber leicht troknendes Brod. Es wiegt um einen Sechzehntheil geringer als das gewöhnliche Landeskorn. Das Weizenkorn von Nerac ist klein und gleichförmig; sein Mehl enthält harte und weiche Theile, wird aber in dem Handel sehr gesucht, weil es den Vortheil gewährt, sich auf langen Reisen ohne Veränderung zu erhalten. Das Weizenkorn von Saint-Aubin war dem Landeskorn, das aus dem Departement der Lot und der Garonne gezogen zu seyn scheint, fast ganz ähnlich. Es hatte das nemliche Gewicht, dieselbe Farbe und dieselben nährenden Eigenschaften. Auf sechs verschiedenen Aeckern, deren jeder von zwei bis zu drei Theilen getheilt war, ausgesät, gaben diese Arten folgendes Verhältniß zu einander.

Acker	KornArten	Ausſaat. Maas	Gewicht	Erndte. Maas	Gewicht	Verhältniß	
No. 1.	1. Seel. K.	2	150	24	1800	12	für 1
	2. S. Au. K.	1	75	15	1100	15	—
	3. Land. K.	7	525	45	3375	6	—
No. 2.	1. Seel. K.	2	150	19	1425	9 1/2	—
	2. Land. K.	8	600	59	4425	7	—
No. 3.	1. Seel. K.	2	150	16 1/2	1237	8	—
	2. Land. K.	7 3/4	581	44	3300	5 3/4	—
No. 4.	1. Seel. K.	2	150	19	1425	9 1/2	—
	2. Land. K.	6	450	36	2700	6	—
No 5.	1. Seel. K.	2	150	14	1050	7	—
	2. Land. K.	6	450	31	2250	5	—
No. 6.	1. Seel. K.	1	75	8 1/2	727	8 1/2	—
	2. Land. K.	3	225	15	1125	5	—
	3. Nerac K.	7	525	56	4200	8	—

Aus diesem Versuche bemerkt man, daß der Vortheil der Erndte sich durchaus auf der Seite der fremden Körner findet. Das Seeländische, als das fremdeste, trug die mehrsten Früchte. Wichtig für den Ackerbau wäre es, wenn diese Bemerkung nach wiederholten Versuchen sich bestätigen sollte. Der Gewinn, den man durch dieses Verfahren erhält, ist zu bedeutend, als daß man ihn übersehen sollte!

Neue interessante Anstalt zur Bildung junger Obstgärtner im Jardin des Plantes in Paris.

Bey dem Eintritt in den Jardin des Plantes von der Seine her befand sich noch im vorigen Jahre ein großer Rasenplatz; diesen hat man gegenwärtig zu einer Anlage zu bearbeiten angefangen, welche der treflichen praktischen Ideen ihres Urhebers, des Professor Thouin, vollkommen würdig ist, und die allerwärts, wo ihre Ausführung möglich seyn kann, nachgeahmt zu werden verdient. Es ist nemlich diese Anlage zu der praktischen und systematischen Bildung junger Gärt-

ner bestimmt, die sich vorzüglich mit der Obstbaumzucht beschäftigen. In ihr soll einer der wichtigsten Theile dieser Wissenschaft gelehrt werden, der Theil, welcher den Obst-Baumschnitt betrift, und welcher bisher mehr in Schriften dargestellt, als allgemein praktisch behandelt wurde. Man weiß es, daß in dieser Kunst, besonders was die Pfirsichbäume angeht, Frankreich seit undenklichen Zeiten die ersten Gärtner, nemlich die Gärtner von Montreuil, besitzt; man weiß es, daß über diesen Gegenstand nur in Frankreich durch die berühmten Männer, Schabol, Rozier und Bütret, am besten geschrieben wurde, man kann also von der gewiß sehr zweckmäßigen und sehr guten Einrichtung dieser Anstalt schon zum voraus die besten Hofnungen hegen, selbst ohne nur die Verdienste ihres Stifters zu kennen. Die Idee hierüber, die er dem Verfasser dieses Aufsatzes selbst mitgetheilt hat, ist folgende: die Anlage ist für alle Obstfruchtbäume bestimmt, denen der Schnitt nothwendig und zuträglich ist. Von jeder einzelnen Art werden 6-12 Stämme gezogen, und diese wird jedesmal nach ihrem Erfordernisse besorgt und gepflegt. Jedes einzelne Individuum von jeder Art wird nun nach einer besondern bis hieher bekannten und ausgezeichneten Methode des Schnittes behandelt. So viel man Methoden kennt, so viele Individuen werden nach ihnen behandelt. Von jeder Methode werden, durch die Beibehaltung ihrer Eigenheiten, die Vortheile und die Nachtheile, die sie für den Baum haben muß, hierdurch gezeigt, und die Lehrlinge auf sie aufmerksam gemacht. — Es ist keinem Zweifel ausgesezt, daß dieses Unternehmen nicht blos gute Schüler bilden, sondern auch zu wichtigen Resultaten für die Physiologie der Obstfruchtbäume führen wird.

Fr. Sickler.

Handel, Fabriken, Erfindungen.

Vernünftige Maaßregel in Ansehung der Bankerotte.

Die häufigen Umwälzungen der Vermögens-Umstände so mancher Menschen, während der Revolution, die Unregelmäßigkeiten und Verwirrungen, welche theils die Papiergelder, theils die Kriege in die Handlungs-Geschäfte brachten, haben nicht nur zu verschiedenen Zeiten dieser Epoche dem Handel plötzliche Stösse versetzt, sondern sie haben auch an manchen Orten die Grundvesten desselben, die Regelmäßigkeit und die Treue im Verfahren, und den daraus folgenden Credit und das wechselseitige Zutrauen gewaltsam erschüttert und gestört. Wie liesse sich eine strenge Ordnung und ein durchaus reines Betragen von Menschen erwarten, die entweder plötzlich des grösten Theils der Geschäfte, und mithin des Einkommens, beraubt sind, worauf ihr ganzes Hauswesen und ihr gesellschaftlicher Rang berechnet war, oder von andern, die entweder durch die Anwesenheit der Armeen und die zu machenden Lieferungen, oder durch andre Umstände, wie z. B. als Dieppe der einige Seehafen war, welchem die Engländer einigen Handel verstatteten, plötzlich weit grössere Geschäfte selbst machten, als sie je unter ihren Freunden auch nur zu sehen Gelegenheit hatten? Während der Assignaten rechnete übrigens jedes nur einigermassen beträchtliche Haus nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen, deren eigentlicher Werth unbestimmt war. Alles dieß zog zu verschiedenen Zeiten eine Menge Bankerotte nach sich, und mischte unter diejenigen, welche unglückliche Umstände veranlaßten, andre, denen diese Umstände nur zum Vorwande dienten, und die eine Folge der Unmoralität waren, welche die angeführten Ursachen in einen Theil des Hand-

lungs-Standes brachten. Um diese so sehr verschiedenen Arten von Bankerotten recht zu unterscheiden, hat die Handlung von Montpellier eine Maasregel ergriffen, welche Nachahmung verdient. Die besten Häuser der Stadt haben sich vereinigt, und sich durch einen wechselseitigen Contrakt verbunden, die Umstände jedes Bankerotts genau zu untersuchen, und alsdann dem Unglücklichen thätig zu Hülfe zu eilen, den Betrüger aber unerbittlich zu verfolgen.

Ein merkwürdiger Umstand, welchen die Regierung in ihrem offiziellen Bericht über die Finanzen zu bemerken nicht unterlassen hat, ist derjenige, daß während der Bankerotte, welche der Wiederausbruch des Krieges veranlaßt hat, die Häuser, welche mit der Regierung in Verbindung sind, fester standen, als die andern. Dieß war namentlich bey dem berühmten Banquier Recamier der Fall, dem man in einem ungünstigen Augenblicke mit einigen Millionen aus dem öffentlichen Schatze zu Hülfe kam.

Neuer Kanal in Belgien.

Um die Verbindung der Maas und Schelde zu bewerkstelligen, wird stark an einem Canal gearbeitet, den drey Flüsse, die beyden Nethes und die Roer mit Wasser versehen sollen. Jene ergiessen sich bey Malines in die Schelde, und sind bis Lievre schiffbar, diese entspringt nicht weit von dem Ursprung jener, und ergießt sich zwischen Vanloo und Rüremonde in die Maas.

Neuerrichtete Kantenfabriken.

Im Departement de la Manche, einem Theil der ehmaligen Normandie, sind seit Kurzem einige Spitzen (Kanten) - Fabriken errichtet worden. Ihre Thätigkeit und ihr Debit sind schon sehr groß, ja die Unkosten der Unternehmer sollen schon völlig wieder gewon-

nen seyn. In den 9 ersten Monaten des 11ten Jahrs der Republik führten diese Fabriken für 244,257 Francs Waare aus.

Neue Geldwaage.

Die große Menge des falschen Geldes macht auf neue Mittel sinnen, das ächte vom falschen zu unterscheiden. Herr Vincent, ein geschikter Mechaniker, hat dazu eine eigne Wasserwaage erfunden, die so bequem eingerichtet ist, daß sie auch von Leuten, die gar keine physikalischen Kenntnisse haben, benutzt werden kann.

Neue ökonomische Oefen.

Die Vervollkommnung der Kamine der Oefen und der Kochmaschinen, so wie auch die der Rauchfänge, beschäftigt in Paris eine große Anzahl Menschen, und immer rauchen die Kamine, immer werden die Oefen von allen patriotischen Parisern gehaßt, immer kocht die Menge auf die alte und gewöhnliche Art. Die lezte Art eines ökonomischen Koch-Ofens ist der des Herrn Boyenne, er ist tragbar, und soll selbst von kleinern und ärmern Haushaltungen gebraucht werden können, da er zugleich das Zimmer wärmt.

Neues Mittel gegen das Fieber.

Während die Aerzte über die Fiebervertreibende Kraft der aus den Beinern ausgekochten Gallerte noch uneins sind, zeigen die Zeitungen mehrere Mittel derselben Art an, welche natürlicherweise immer für höchst bewährt ausgegeben werden. Das eine besteht in gedörrten und pulverisirten Hühner-Mägen, wovon man jedesmal eine halbe Stunde vor dem Anfall etwa ein Quentchen in einem Glase Wein trinkt; nach drey Dosen spätestens soll das Fieber vergehen. Das andre besteht aus Pillen von Spinnweben, auch in Wein aufgelößt.

Oeffentliche Anstalten.

Geheime Wohlthätigkeits-Anstalt zu Paris.

Die Neigung des menschlichen Gemüths den Kummer des Leidenden zu mildern, gründet sich nicht immer in der freien Thätigkeit des Willens; die Uebung wohlthätiger Handlungen ist daher nicht immer eine Tugend. Auch der kaltherzigste Egoist sucht den Anblick des Leidens von sich zu entfernen; denn die Töne des Schmerzes sind ihm widrig, ihr Mislaut unterbricht die Behaglichkeit des Wohlseyns, worin er sich befindet, er eilt durch eine Geldgabe den Gegenstand von sich zu entfernen, dessen Anblick dieser Behaglichkeit nicht zuspricht. Bei dem gemeinen Egoisten drückt schon die Art und Weise, wie er wohlthätig ist, die Zweideutigkeit seiner Gesinnungen aus; allein die raffinirtere Eigensüchtigkeit, die insonderheit in Frankreich zu einer oft Schauder-erregenden Höhe der Vollendung gebildet angetroffen wird, macht es dem Beobachter schwieriger, die innern Bewegungsgründe der Handlungen zu ergründen. Nicht immer wird der Unglückliche mit Härte zurück gestoßen; aber die anscheinende Zartheit, mit der er behandelt, und sein Leiden gemildert wird, ist oft der Ausdruck der verruchtesten Hartherzigkeit. Mit einer winzigen Geldgabe erkauft man sich das Mittel, die prahlende Sucht nach dem Schein der Mildthätigkeit zu befriedigen. Die Armuth, der heiligste Gegenstand der Menschenliebe, dient dem Heuchler zum Werkzeug seiner Scheinheiligkeit — und das Gefühl des Leidenden ist leider! nur zu reitzbar; selten entgehet ihm die Arithmetik des Egoismus, er empfindet den Mißbrauch seines Elends, und er verläßt den heuchlerischen Beschützer, ohne sich der beseligenden Empfindung der Dankbarkeit erfreuen

zu können, die so wohlthuend und so trostvoll für ein wohlgeartetes Gemüth ist.

Diese Bemerkungen sind die Frucht einer sehr traurigen Menschenkenntniß. Um so herzerhebender und erfreuender ist es daher für uns, in unsern Bemühungen das Gute im Auslande aufzusuchen, um dasselbe als Muster der Nachahmung in unserm geliebten Vaterlande bekannt zu machen, eine Anstalt gefunden zu haben, die eben so einzig in ihrer Art ist, als sie selber dem scharfsichtigsten Auge des mißtrauischsten Beobachters Trotz bieten kann, in ihr auch nur den Schein des Eigennutzes zu entdecken, und auf die reintugendhaften Gesinnungen, denen sie ihr Daseyn dankt, den mindesten Zweifel zu leiten.

Unter der Benennung der Aufmunterungs- und Vergeltungs-Gesellschaft (société d'émulation et de rémunération) existirt in Paris eine Anstalt, deren Gegenstand es ist, in geheimer Verborgenheit und Stille das Leiden ihrer Mitbürger zu mildern, tugendhafte Handlungen zu belohnen und edle Gesinnungen zu befördern. Bis jetzt hat man weder den Versammlungsort der Gesellschaft noch die Namen der Mitglieder derselben auskundschaften können. Wie es scheint, ist die Gesellschaft im Besitze ganz eigner Mittel, um von allem, was sich auf den Gegenstand ihrer Vereinigung beziehet, eben so schnell als mit Gewißheit unterrichtet zu werden. Besonders sind diejenigen Armen, welche ohne eignes Verschulden in Nothstand gerathen sind, und deren Zartgefühl es verhindert, ihr Elend laut werden zu lassen, der Gegenstand ihrer Hülfleistung. Die Unterstützungen werden den Dürftigen auf eine Weise zugefördert, ohne daß diese wissen, woher und von wem sie kommen; ja mir ist eine Familie bekannt, die durch diese wohlthätige Gesellschaft aus einer sehr bittern Verlegenheit

gezogen worden ist, ohne daß die Geretteten es nur zu erklären im Stande sind, durch wen ihre Lage, welche sie selber gegen ihre Freunde geheim hielten, den unbekannten Rettern hat enthüllt werden können. Die Unterstützungen, welche die Gesellschaft reichen läßt, bestehen nicht immer in Geldgaben. Arme Handwerker z. B. erhalten oft die Mittel zugesandt, um durch eigne Thätigkeit ihren Unterhalt zu erwerben. Mit welcher forschenden Aufmerksamkeit die Wohlthätigkeits-Agenten der Gesellschaft sich beeifern, die Gegenstände aufzusuchen, um die Absicht der Anstalt zu befördern, davon wird folgendes Beispiel einen Beweis geben, durch welches wir zur Kenntniß des Daseyns dieser Gesellschaft gelangt sind.

Alle Pariser Journale erwähnten vor einiger Zeit die edle und muthvolle Handlung eines sehr jungen Menschen, Namens Thomas, der einer Mutter mit ihrem Kinde, welche in die Seine gefallen und bereits vom Strom ergriffen und fortgerissen waren, das Leben rettete. Der junge Mensch kam eben von einer Fußreise zurück, war erhitzt und schwitzte am ganzen Körper. Dennoch aber stürzte er sich ins Wasser, und rettete die Unglücklichen. Die unterdrückte Transpiration hat ihm eine schwere Krankheit zugezogen, sein Leben war in Gefahr. An diese Folgen dachte aber der edle Jüngling nicht, als er den Antrieb der Menschenliebe zu befriedigen eilte.

Noch ehe die Journale diese schöne Handlung bekannt machten, war die Gesellschaft schon durch Augenzeugen davon unterrichtet, und sie hatte bereits dem jungen Thomas eine der Uhren zugesandt, welche unter den Befehlen des Aufmunterungs-Ausschusses der Gesellschaft verfertigt werden, und auf welcher die Worte gestochen sind: Prix de Vertu au citoyen

Thomas. Dieser Uhr war ein Diplom beigefügt, das in äußerst rührenden Ausdrücken abgefaßt ist, und sich mit den Worten endigt: „Möchte dieser schwache „Beweis der Dankbarkeit seiner Mitbürger, den jun„gen Thomas unaufhörlich an den Gedanken erinnern, „daß derjenige, welcher den Eintritt ins Leben durch „eine so schöne Handlung bezeichnet, zugleich die Ver„bindlichkeit übernimmt, nie von der Bahn der Tugend „und des Edelsinns abzuweichen!" — Unter diesem Diplom befinden sich bloß die Anfangsbuchstaben der Namen des Stifters, des Präsidenten, des Rapporteurs und des Secretairs der Gesellschaft.

M * * *

Pariser Assekuranz-Anstalt für Feuersgefahr.

Es ist auffallend, daß es bis auf den heutigen Tag in ganz Frankreich keine Versicherungs-Anstalten wider Feuerschäden gab, und daß besonders die Stadt Paris einer solchen wohlthätigen Anstalt entbehren mußte. Man muß sich um so mehr wundern, wenn man bedenkt, daß sich in Frankreich die meisten Zweige der Polizei-Wissenschaft ausgebildet haben, und von da aus den übrigen Ländern bekannt geworden sind. Sollte nicht vielleicht der Grund hievon in dem Leichtsinn der Nation liegen, welcher, immer nur das Gegenwärtige betrachtend, für alles, was im Gebiete der Zukunft liegt, völlig blind ist. Dieß ist um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß sich solche Versicherungs-Anstalten anfänglich meist durch Privatpersonen bilden müssen; besonders in Frankreich, wo von jeher die Regierung bey der Verfolgung großer Plane das Wohl der Einzelnen, welches der Phantasie keine glänzenden Bilder leihen kann, vergaß. Daher war das Armenwesen und alle Wohlthätigkeits-Anstal-

ten in diesem Lande immer vernachlässigt. Mit dem platten Lande beschäftigte sich die Polizeiverwaltung gar nicht, und es ist deßhalb leicht erklärbar, daß die Gegenden im Innern noch fortgesetzt die Spuren der grösten Vernachlässigung an sich tragen.

Kurz vor der Revolution hatten sich zwey Assekuranz-Compagnien, die ersten in Paris, gebildet. Sie nahmen sehr beträchtliche Prämien, die sich für ganz steinerne Häuser auf ein Zweitausendstel und für Häuser mit Zimmer-Mauern auf ein Fünfzehnhundertstel des Bauwerthes beliefen. Doch erhielten sie sich nicht, obschon die Assekurateurs einen beträchtlichen Gewinn haben mußten. Wahr ist es, daß im Ganzen genommen in Paris ungleich weniger Feuersbrünste ausbrechen, als in andern großen Städten, und daß die Löschungs-Anstalten so vortreflich sind, daß sie sogleich in ihrem Entstehen getilgt werden können. Es ist daher für eine Handels-Gesellschaft immer etwas gewagtes, eine beträchtliche Summe auf den Zufall in Bereitschaft zu halten, wenn nicht die Zahl der Abonnenten hinlänglich den Ertrag derselben decken kann.

Die neue Anstalt, von der wir sprechen, ist von anderer Art. Es ist eine Gesellschaft, welche durch die Vereinigung aller Eigenthümer, welche sich versichern lassen wollen, gebildet wird. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Methode vor allen andern die grösten Vorzüge hat, unter drey Hauptrücksichten besonders. 1) Weil mehr Sicherheit für die Mitglieder, welche durch ein gegenwärtiges gleich starkes Interesse an einander gefesselt werden, vorhanden ist. 2) Weil die Beisteuern um die Hälfte und um mehr noch geringer seyn können. 3) Weil es hier nothwendig ist, daß ein zusammengeschoßner Fond, welcher unterdeß todt liegen müßte, existire. Alles dieß ist leicht einzusehn. Eine Compagnie, welche aus Spekulation

dieses Geschäft unternimmt, muß, da sie vermittelst eines bestimmten Geldpreißes die Entschädigung für unbestimmte Unglücksfälle, deren Belauf sie nicht kennt, zu leisten verspricht, ihr Risiko zum voraus so hoch anschlagen, als es nur immer möglich ist. Die verhältnißmäßige Geldsumme, welche sie von ihren Abonnenten fordert, wird nach dieser Berechnung festgesetzt, und so gereichen alle Unglücksfälle, die nicht eintreffen, ihr zum Gewinn, während jeder Abonnent seine Beisteuer so entrichtet hat, als ob sie wirklich eingetreten wären. Bei einer Vereinigung aller Interessenten ist dieß ganz anders, denn sowohl die guten als die nachtheiligen Vorfälle gehören ihnen allen gemeinschaftlich an, und die Beisteuer geht nicht auf alle Schäden, welche sich ereignen könnten, sondern blos auf die, die wirklich vorgefallen sind. Hier ist gegenseitige Beihülfe, ohne andern Zweck, als, Sicherung vor den Folgen eines eintretenden Unfalls zu erlangen. Dort ist eine aus Gewinnsucht hervorgehende Spekulation einiger Individuen, für welche die Sicherung des Eigenthums ihrer Abonnenten blos Nebenzweck ist.

Diese Gesellschaft verdankt ihren Ursprung dem Vorschlag eines ehemaligen Rechtsgelehrten von Paris Namens Marchand du Chaume, den er unter dem Namen Unions-Vertrag für die gegenseitige Versicherung der Gebäude in Paris, gegen Feuersgefahr, bei zehn Notarien, welche die Unterschriften einsammeln sollen, niedergelegt hat. Sein Projekt gründet sich auf folgende Angaben:

Es ist bewiesen, daß der Werth sowohl der öffentlichen als Privat-Gebäude der Stadt Paris sich wenigstens auf anderthalb Milliarden (1,500,000,000) Franken beläuft. Zu größerer Sicherheit der Rechnung nehme man blos eine Milliarde an.

Der Belauf der Feuerschäden in gewöhnlichen Jahren ist nie über 100,000 Franken gestiegen. Man nehme das doppelte, also 200,000 Fr. an.

Diese Summe ist der fünftausendste Theil einer Milliarde, und es folgt daraus, daß eine Beisteuer, welche den fünftausendsten Theil des Gesammtwerths aller Gebäude in Paris bildete, jährlich alle Feuerschäden decken könnte.

Nimmt man nun an, daß blos der achte Theil der Eigenthümer an der Gesellschaft Theil nehmen wird, so bildet die Maße der zu versichernden Gebäude die Summe von 125 Millionen, welche den achten Theil einer Milliarde ausmacht. Das Verhältniß der Beisteuer bleibt dasselbe. Sie beträgt *) für 5000 Fr. nur 1 Franken, und für 100,000 nur 20, ist also eine wahre Kleinigkeit.

Der Einwendung, welche man gegen diesen Ueberschlag machen kann, daß es möglich ist, daß für dasselbe Jahr die Summe der Feuerschäden sich verdoppele, ja verzehnfachen kann, läßt sich entgegnen, daß es eben so möglich ist, daß ganze Jahre verstreichen, ohne daß jene Summe völlig, oder nur zur Hälfte, ja wo vielleicht gar nichts abzutragen wäre. Diese beiden entgegengesetzten Möglichkeiten heben sich ganz auf.

Die nähere Einrichtung dieser Gesellschaft ist folgende.

Sie besteht aus den Eigenthümern von Häusern und Gebäuden aller Art, die Schauspielhäuser ausgenommen, die in Paris oder in den Vorstädten liegen. Sie wird als geschlossen angesehn, sobald der Werth der zu versichernden Gebäude die völlige Summe von hundert fünf und zwanzig Millionen bildet. Von diesem Augenblicke an verbinden die Unterschriften derer, die diesem Vertrag beigetreten sind, und eher nicht.

*) In gewöhnlichen Jahren.

Herr Marchand du Chaume ist Direktor der Union. Die Versicherung erstreckt sich auf alle Feuerschäden, welche die Hälfte des jährlichen rohen Ertrags der Gebäude übersteigen. Die Schätzung des Schadens geschieht durch zwei Sachverständige, davon einer von dem Eigenthümer, der andre von dem Direktor ernannt wird. Können sich beide nicht vereinigen, so ernennt der Friedensrichter einen Dritten.

Der Werth, unter dem die Gebäude eingeschrieben werden, ist die zwanzigfache Summe ihres reinen Ertrags nach den Angaben der Mutter-Rolle der Grundsteuer. Der rohe Ertrag, wovon oben die Rede war, wird als ein Drittel größer, als der reine angesehen. Es ist jedermann frey, nach Belieben wieder aus der Gesellschaft zu treten, wenn er es nur in den fünf lezten Tagen seines Jahres anzeigt, und so ist er von dem ersten Tage des folgenden Jahres an aller Beiträge überhoben.

So wie sich eine Feuersbrunst ereignet hat, und der Schaden abgeschätzt worden ist, stellt der Direktor dem beschädigten Eigenthümer einen Zahlungsbefehl für die nöthige Summe auf die Notarien der Gesellschaft, welche die Beiträge bei den Mitgliedern einzusammeln haben, aus. Jedes Mitglied ist gehalten, innerhalb 14 Tagen nach der Aufforderung sein Contingent einzuliefern. Da sich indeß Fälle ereignen können, wo eine schleunige Beihülfe an Geld von der höchsten Wichtigkeit ist, und diesemnach immer ein gewisser Fond vorräthig seyn muß, so wird bei dem Eintritt in die Gesellschaft von jedem Interessenten ein Zehntausendstel des Werths seines Eigenthums in die Casse der Notarien abgetragen. Hierdurch wird bewirkt, daß eine Summe von 12500 Franken auf jeden Fall vorräthig ist. Bei der Ausschreibung der Entschädigungs-Summe wird dieses Zehentausendstel jedem Abonnenten aufs neue abgefordert.

So wie die Gesellschaft eines ihrer Mitglieder entschädiget hat, so gehen alle Klagen desselben auf Schadensersatz gegen Miethsleute oder andre, auf sie selbst über, und alle Summen, welche auf diesem Wege eingetrieben werden können, werden zu den vorräthig liegenden Fonds geschlagen.

Alle Civil-Streitigkeiten, die sich zwischen der Gesellschaft und den Mitgliedern erheben könnten, sollen durch Schiedsrichter geschlichtet werden, ohne daß man an ein Appellationsgericht, oder an das Cassationstribunal sich wenden dürfe. Durch diese Verfügung werden alle weitläufigen Prozeße, welche gewöhnlich durch die Gesellschafts-Verträge veranlaßt werden, gänzlich verhindert. Der Direktor hat deswegen auch eine ausgedehnte Vollmacht, Compromiße abzuschliessen, und überhaupt so zu transigiren, wie es dem Intereße der Gesellschaft gemäß ist.

Die Unkosten der Direktion werden durch eine stete Beisteuer aller Interessenten, die auch auf ein Zehntausendstel gesezt ist, bestritten.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieses Institut sich auf richtige Grundsätze stützet, und, seiner innern Einrichtung nach, sich erhalten und ausdehnen muß. Wer wird wohl lange mit sich zu Rathe gehen, wenn er durch einen jährlichen Beitrag von dreißig Franken ein Eigenthum von hunderttausend Franken sichern kann? Auch ist hier nicht zu befürchten, daß jemand aus niedriger Habsucht sein Haus selbst in Brand stecke, um mit der Entschädigungs-Summe sich ein ganz neues bauen zu können; denn die Angabe des Werths, unter welchem ein Gebäude eingeschrieben ist, bleibt immer beträchtlich unter dem Bauwerthe, weil jedermann den reinen Ertrag viel geringer auf die Mutterrolle setzen läßt, als er wirklich ist. Dieser reine Ertrag wird nach der Zahl der Miethleute, und

wenn keine im Hause sind, nach dem vermuthlichen Miethwerth der Abtheilungen des Hauses, von den Eigenthümern selbst angegeben. Eine solche Basis zur Abschätzung des Werthes der Gebäude annehmen, scheint unter mehrern Rüksichten noch vortheilhafter zu seyn, als den Werth durch besondre Taxatoren anschlagen zu lassen.

Es ist sehr zu wünschen, daß sich in den vorzüglichsten Städten des französischen Gebietes ähnliche Vereinigungen bilden mögen. Die einfache Einrichtung derselben macht sie leicht ausführbar. Sie wären eine besondre Wohlthat für das platte Land, wo Feuersbrünste häufiger, und für die Eigenthümer noch nachtheiliger sind. Es ist zu hoffen, daß die jezige Regierung, so wie ihr der wiederkehrende Friede die, alles niederbeugende, Last des Krieges wird abgenommen haben, sich mit diesem wichtigen Zweige der Sicherheits-Polizei näher beschäftigen wird.

A.

Aufhebung der Leihhäuser und dem Mont de piété ertheiltes Privilegium.

Die Aufhebung der Leihhäuser, welche durch ein im Monat Februar gegebenes Gesetz anbefohlen wird, ist eine der heilsamsten Polizei-Maaßregeln für Paris. Es ist beynahe unglaublich, wie stark die Zahl dieser Häuser war und wie viel Unheil sie anrichteten; fast in jeder Straße der Stadt waren welche, und die meisten glichen finstern Höhlen, in welchen die niedrigste Gewinnsucht auf den armen Handwerker lauerte, und ihm gegen ein Pfand von vierfachem Werth einen kärglichen Vorschuß reichte, der ihm zwar augenblicklich aus der Noth half, um ihn aber dagegen in der Zukunft

einem großen Verlust auszusetzen. Gewöhnlich befanden sich auch Leihhäuser in der Nähe von Spielhäusern, damit unglückliche Spieler durch die nahe verderbliche Gelegenheit vollends ganz unvermeidlich in den Abgrund gerissen werden konnten. Wie nachtheilig es war, zu diesen Häusern Zuflucht nehmen zu müssen, kann man daraus ersehen, daß 1. die in Pfand gegebenen Effecten von dem Inhaber der Anstalt beliebig und so niedrig als möglich abgeschätzt wurden, daß man also drei bis viermal mehr in Pfand geben mußte, als sich die vorgestreckte Summe belief. 2. Daß der Verkauf der verfallenen Pfänder so schlecht betrieben wurde, daß meist nur das geliehene Geld nebst den Zinsen daraus gelöst wurde; vielleicht waren auch die Steigerer mit dem Leihhaus interessirt, und so konnte ein ungeheurer Gewinn statt haben. 3. Daß der Zinsfuß außerordentlich hoch war, und die Verlegenheit des Entlehners bei der Einlösung seiner Effecten sehr vermehren mußte. Diese Häuser waren eine wirkliche Pestbeule für diese Stadt, in welcher die Glücksumstände so ungleich vertheilt sind, und wo Leichtsinn, Verschwendung und Prachtliebe alle Stände ergriffen haben.

Es ist auffallend, daß bis auf das Jahr 1777. die Wohlthätigkeits-Leihhäuser, die in Italien unter dem Namen Monte di pietà sich schon im Mittelalter gebildet haben, in Frankreich der Sache nach ganz unbekannt waren. In diesem Jahre wurde zu Paris eine solche Anstalt (Mont de piété) errichtet, welche unter der Aufsicht der Regierung Geld auf Pfänder lieh. Der Zins war gesezlich auf 10. vom Hundert festgesetzt. Es wurde ein besonderes Haus mit weitläufigen Magazinen, in welchen alle Arten von Effecten sicher aufbewahrt werden konnten, dazu gebaut. In sehr kurzer Zeit lieh diese Anstalt jährlich über zehn Millionen aus. Die Revolution, welche durch eine

Menge von Umständen das öffentliche Zutrauen fast ganz zernichtete, hob diese Anstalt auf, und seit dieser Zeit bildeten sich alle die Pfandleihhäuser, welche blos auf Gewinnsucht sich gründeten, und denen jeder Wohlthätigkeits-Zweck ganz fremd bleiben mußte. Erst im Jahr 1796. verordnete die Regierung die Wiedererrichtung des Mont de piété, dessen Fond durch Aktien gebildet wurde. Neben der ungeheuren Zahl von Privat-Anstalten, welche im Verborgenen sich alle möglichen Uebertretungen der Gesetze erlaubten, konnte sich diese Anstalt nicht schnell heben.

Die neue Verordnung ertheilt dieser Anstalt, welche blos auf Wohlthätigkeit berechnet ist, die ausschließliche Befugniß auf Pfänder zu leihen. Alle Privatleihhäuser werden durch sie aufgehoben, und müssen innerhalb eines Jahres liquidiren. Die Vollziehung dieses Gesetzes geschieht mit vieler Strenge. Schon jetzt sieht man die günstigen Folgen desselben ein, denn die Verwaltung des Mont de piété ist im Stande gewesen, den Zinsfuß auf 1. vom Hundert monatlich herabzusetzen. Der Handel von Paris gewinnt auch sehr bey der Unterdrückung der Leihhäuser, indem nun die beträchtlichen Fonds, welche die Inhaber immer vorräthig halten mußten, nach und nach wieder in Cirkulation gesetzt werden.

Ehescheidungs-Prozeß zwischen dem irländischen Grafen Mac-Mahon und Madame Delatour.

Der Fall, daß ein Ehemann gegen seine Gattin sein dingliches Recht ausübt, und, wenn sie Mittel gefunden hat, sich seiner MaritalGewalt zu entziehen, sie von dem Richter als eine Sache zurükfordert, gehört zu den seltnern und ist seiner Natur nach ziemlich pikant.

Man ist zu sehr gewohnt, den Ehestand als ein Verhältniß anzusehn, welches, meist auf Uebereinstimmung des Willens gegründet, sich durch alle Artigkeiten, die aus Freundschaft und Liebe entstehen können, fortgesezt in der Gesellschaft äußert, um es nicht seltsam zu finden, wenn dieser innige und enge Verein sich so erweitert, daß der Richter sich in die Mitte stellen muß, um durch den Machtspruch des Gesetzes die getrennten Glieder wieder aneinander zu ketten. Ist nun der herrische Gatte ein Fremder, der seine Hausfrau ihrem Vaterlande entreissen, und sie zwingen will, ihm über das Meer in eine ihr unbekannte, und, nach der Meinung ihrer Nation, barbarische und nordische Insel zu folgen; ist das verfolgte Weib jung, schön und reich; ist ein Kind, eine Tochter da, welche jener als Anhang der zurückgeforderten Hauptsache miterstreiten, und wenigstens subsidiarisch der unglücklichen Mutter auf immer entreissen will; werden endlich in diesem Zwist alle Künste der Beredsamkeit und Spitzfindigkeit zu Hilfe gerufen; so ist gewiß Noth genug vorhanden, um einen Rechtsstreit in ein rührendes und deßwegen sehr unterhaltendes Schauspiel zu verwandeln.

Auch wohnte die schöne Pariserwelt in Menge den Verhandlungen des Ehescheidungsprozesses zwischen dem irländischen Grafen Mac-Mahon und seiner Gattin Caroline Delatour bei, in welchem alle diese Umstände zusammen getroffen sind.

Die Prozeßgeschichte ist kürzlich folgende:

Im Jahr 1789 heirathete der in französischen Diensten stehende irländische Graf Caspar Terenz Mac-Mahon die Demoiselle Caroline Delatour-St. Igest auf der französischen Colonie Isle de France, welche beide zu ihrem Wohnort erwählten, nachdem sie in dem Heyraths-Vertrag übereingekommen waren, sich dem Pariser Gewohnheitsrechte (welches die Gütergemeinschaft

erlaubte und überhaupt den ehelichen Verfügungen sehr günstig war,) zu unterwerfen.

Nach dem Ausbruch der Revolution wurden die irländisch-französischen Regimenter unter die übrigen Linientruppen gestoßen; ein Umstand, welcher die meisten Offiziere und namentlich den Grafen Mac-Mahon bewog, die französischen Fahnen zu verlassen. Dieser letztere kehrte selbst, so wie die politischen Konvulsionen heftiger wurden, in sein Vaterland zurück.

Seine Gattin folgte ihm nicht, unterhielt aber in den ersten Jahren der Trennung einen lebhaften Briefwechsel, in welchem sie ihm fortgesetzt ihre Gefühle ehelicher Zärtlichkeit und ihrer Sehnsucht nach einer baldigen Wiedervereinigung, sehr geistvoll ausdrückte.

Allein diese Stimmung änderte sich natürlich, so wie die Abwesenheit länger dauerte. Im September 1800. war die Liebe von Madame Delatour so erkaltet, daß sie durch einen notarischen Akt bestätigen ließ, daß sie schon seit fünf Jahren ohne Nachrichten von ihrem Manne wäre, und aus diesem Grunde um ein Ehescheidungs-Urtheil anhielt, welches sie auch von den Richtern erhielt.

Aber im Monat März 1802. kömmt Mac-Mahon nach Frankreich zurük. Er wendet alle Mittel an, um seine Gattin zu bewegen, ihr Ehe-Verhältniß wieder anzuknüpfen. Da sie sich fortgesetzt weigert, und seine Bemühungen bei dem Tribunale erster Instanz eben so fruchtlos sind, so kommt er bei dem Appellations-Gericht gegen das Urtheil ein. Die Gründe, auf welche er sein Rechtsmittel stützet, sind:

1. Er sey ein Ausländer und den französischen Gesetzen nicht unterworfen. Der Richter, der das Urtheil aussprach, sey daher ganz inkompetent gewesen, denn die Heyrath eines Irländers mit einer Französin könne nur durch die Geseze Irlands aufgelöst werden.

2. Der Grund, aus welchem sie um die Ehescheidung anhielt, sey falsch, indem es gar nicht wahr wäre, daß sie fünf Jahre ohne Nachrichten von ihm geblieben sey.

Der Sachwalter von Mac-Mahon war Delamalle, der berühmteste und beredteste der Pariser Advokaten; Madame Delatour erwählte zu dem ihrigen einen minder bekannten Rechtskünstler Namens Ruffier. Die Verhandlungen füllten sechs Audienzen und wurden zur Triplik und Quatruplik geführt. Da beide Nullitäts-Gründe auf Thatsachen beruhten, deren voller Beweis sehr schwierig und in gewisser Rücksicht unmöglich war, da sie zugleich Fragen berührten, welche das Staatsrecht eigentlich beantworten sollte, und bei welchen die Richter den Gesichtspunkten der Klugheit folgen mußten, um nicht in Widerspruch mit den Ansichten der Regierung zu gerathen, so kann man sich leicht vorstellen, daß beide Vertheidiger weit aushohlten und in ihre Plaidoyers alles aufnahmen, was nur von ferneher eine Beziehung auf diesen Gegenstand haben konnte.

Die erste Frage war die: war Mac-Mahon zur Zeit der Heyrath als Franzose, oder als Irländer anzusehen?

Der Vertheidiger der Madame Delatour suchte ihn zum Franzosen zu machen, indem er behauptete:

Alle Irländer in französischen Diensten seyen immer als Franzosen angesehen worden, und hätten die Ausübung aller bürgerlichen Rechte gehabt. Er suchte dieß durch folgende Sätze zu beweisen.

1. Die französich-irländischen Regimenter wurden durch die Irländer, welche mit Jakob dem II. sich nach Frankreich flüchteten, gebildet. Diese Irländer entsagten damals ganz ihrem Vaterlande, und mußten es, da ein Bill vom 15 Dezember 1699. die Confiskation über alle ihre Güter aussprach.

2. Ludwig XIV, welcher den verjagten König und sein Gefolge großmüthig aufnahm, naturalisirte diese Irländer in Maße und de facto, denn er gab ihnen alle bürgerlichen Rechte, welches besonders aus einem Rescript des Königs vom Jahr 1704. an einen Irländer klar sey, indem folgende Worte darin vorkommen: "Wir haben die geflüchteten Irländer im„mer wie unsre eignen Unterthanen behandelt, und „gewollt, daß sie derselben Rechte und Privilegien „geniessen sollten, wie die eingebornen Franzosen, „ohne daß sie gezwungen sind, um besondre Natu„ralisationsbriefe anzuhalten." Diese Vortheile wurden durch mehrere folgende Mandate bestätigt.
3. Im Jahr 1754 und 1756. unter der Regierung Georgs II. ergiengen die strengsten Statute gegen die auswandernden Irländer. Sie wurden mit den härtesten Strafen bedroht, wenn sie je den Fuß wieder in ihr Vaterland setzten.
4. Ohnerachtet dieses Verbots, trat Mac-Mahon im Jahr 1782 in das irländisch-französische Regiment des Obristen von Walsch-Serrant, und leistete den Bürger-Eid. Diese Epoche ist merkwürdig, denn damals war Frankreich im Kriege mit England begriffen. Mac-mahon, der mit zu Felde zog, trug so die Waffen gegen sein Vaterland.

Mac-mahon war daher unstreitig im Jahr 1789, als er sich verheirathete, als Franzose anzusehen. Seine Heirath folgt also den französischen Gesetzen, welchen er sich, auch in Rücksicht der Güter, unterwarf.

Hiebei blieb aber dieser Rechts-Redner nicht stehen. Er suchte zu beweisen, daß, da Mac-mahon in der Folge den französischen Dienst verließ, wieder nach Irland zurückkehrte, in englische Dienste trat, und den Grad eines Majors annahm, gegen Frankreich, sein adoptirtes Vaterland, die Waffen trug, er

als Ueberläufer, Verräther, und als bürgerlich todt anzusehen sey, also nicht einmal in Frankreich seine Rechte verfolgen könne. Zum Beleg dieser Behauptung citirte er L. 5. ff. de Capit. deminut.

Diese Deduktion suchte der gegentheilige Vertheidiger durch folgende Einwendungen zu widerlegen.

1. Die Naturalisation eines Fremden in Frankreich ist ein zweiseitiger Vertrag, und erfordert die ausdrükliche Einwilligung des adoptirten Ausländers, und des adoptirenden Vaterlandes. Von Seiten der Regierung geschah dieß durch Naturalisations-Briefe, um die man anhalten mußte. Die in französischen Diensten stehenden Fremden hatten zwar das Vorrecht, durch einen zehnjährigen Dienst das Bürgerrecht zu erlangen, allein sie mußten durch einen öffentlichen Akt vor der Obrigkeit ihre Absicht, sich unwiderruflich in Frankreich niederzulassen, erklären. Nun hat Mac-mahon weder die eine noch die andre dieser Formalitäten erfüllt.
2. Die Privilegien, welche Ludwig XIV den mit Jakob dem II nach Frankreich geflohenen Irrländern ertheilte, bezogen sich blos auf diese Individuen selbst, denn im Zweifelsfalle seyen Vorrechte nie extensiv auszulegen.
3. Auf jeden Fall mußten sie zu der Zeit ganz aufhören, als die französische Regierung die Wiedereinsetzung der Familie Stuart aufgab, und das jetzt regierende Haus anerkannte. Sie können also auf Mac-mahon nicht angewandt werden.

Die gegenseitige Erörterung dieser angeführten Thatsachen gab dem Vortrag beider Redner den Anstrich von akademischen Vorlesungen über die Geschichte Jakobs II und Ludwigs des XIV. Die Grosmuth des leztern wurde auf das lebhafteste geschildert; eine Menge Anekdoten wurden angeführt; die Capitulation

von Limerik wurde unzähligemal citirt. Da diese Reden zugleich sehr ausgearbeitet waren, und alles auf eine geistvolle Art gesagt wurde, so war es sehr interessant und lehrreich, sie anzuhören.

Der Einrede des Herrn Ruffier, daß, wenn auch Mac-mahon nach seinem Eintritt in französische Dienste Irländischer Bürger geblieben war, er durch seine Unterwerfung unter die Geseze Frankreichs bei seiner Heurath auf die Geseze seines Vaterlandes Verzicht gethan habe, antwortete der Gegner, daß jene Unterwerfung blos auf die Güter, nicht aber auf die Personen der Eheleute Bezug hatte; daß Mac-mahon nie Frankreich als Vaterland adoptirte, und daß die Ehefrau durchaus der Condition ihres Gatten folgen müsse. Zum Beleg dieses Grundsazes zitirte er die eignen Worte Jehovahs in der Genesis, sodann die Institutionen Justinians, und die L. 33. ff. ad municip. & de incolis, und ferner die Heurath des Printzen Christian von Zweibrücken, welcher der dritte Reichsfürst wäre. Die lezte Behauptung wurde von Herrn Ruffier ganz geläugnet; er bewies, daß dieser Printz einer der geringern deutschen Fürsten, und dazu nur apanagirt sey.

Was den zweiten Anfechtungsgrund betrifft, so zeigte Herr Delamalle: daß Mad. Delatour lange nicht fünf Jahre ohne Nachrichten gewesen war, und daß sie sich also dieses Grundes nicht bedienen konnte, um ein gültiges Ehescheidungs-Urtheil zu erhalten. Der Gegner konnte hier wenig triftige Gegenbeweisgründe anbringen.

Auf diese lezte Erörterung nahmen die Richter vorzüglich Rücksicht, und annullirten, den Konklusionen Mac-mahons gemäß, das Ehescheidungsurtheil, befahlen der Mad. Delatour, wieder zu ihrem Gatten zu-

rückzukehren, und legten jenem die Verbindlichkeit auf, sie wie ein guter Ehemann zu behandeln.

Die Talente von Herrn Delamalle zeigten sich während dieser Verhandlungen in dem glänzendsten Lichte. Sein Vortrag ist klar, bündig, geistvoll und sehr fliessend. Da er sich eine große Ueberlegenheit über alle seine Amtsgenossen fühlt, so überhäufte er seinen Gegner, der viel jünger ist, mit den beissendsten Sarkasmen, welche sehr oft das partheiische Publikum zu einem lauten Gelächter anreizten. Auch warf er ihm mehreremale mit einem etwas hochtrabenden Stolze sein geringeres Alter und Mangel an Uebung vor, ein Benehmen, dessen Unbilligkeit Ruffier mit vieler Würde vor den Richtern zu rügen suchte.

Wer nicht von den Absichten des Grafen Mac-Mahon näher unterrichtet war, konnte nicht begreifen, warum er eine Gattin, die ihn öffentlich zurükgestossen hatte, durch die Dazwischenkunft der Gesetze zwingen wollte, sich wieder mit ihm zu verbinden. Aber man versichert, daß eine Erbschaft von beinahe einer Million, welche während seiner Abwesenheit seiner Gattin zugefallen war, ihn bewog, nach Frankreich zu kommen, und auf ihre Weigerung, sich wieder in den Ehestand mit ihm zu begeben, von dem Appellations-Gericht Gattin und Tochter zurückzufordern. Die öffentliche Meinung ist hierüber sehr getheilt. Indeß wagt man nichts, zu glauben, daß die Vaterliebe das Hauptmotiv seiner Reise und Handlungen, und die Theilnahme an der Erbschaft nur ein erlaubter Nebenzweck war, denn es läßt sich annehmen, daß, im Ganzen genommen, jenes Gefühl in der menschlichen Natur immer noch stärker, oder doch eben so stark ist, als der gleichfalls angebohrne Kunst- und Erwerbtrieb.

A . . .

Merkwürdige Justiz- und Polizey-Vorfälle.

Ein gewisser Mennegaud Dufresne hat sich hier durch eine ganz eigne Art von Betrügerey, beträchtliche Summen erworben. Er ließ in die Zeitungen setzen, er wolle die oder jene neue Unternehmung anfangen, und suche Mitarbeiter. Bald war es, um eine Casse zu führen, bald, um ein Journal zu schreiben, um für ein Handlungshaus zu reisen, und dgl. Immer fanden sich Bewerber genug, denn an Arbeitbedürftigen jeder Art ist diese Stadt besonders reich, und an Leichtgläubigkeit fehlt es auch dieser Classe nicht; Dufresne, der Kenntnisse und Erziehung besitzt, befragte diese Candidaten seiner vorgespiegelten Stellen genau nach ihren Umständen, ihren Talenten, ihren Freunden, u. s. w.; wenn er sie von der Wichtigkeit des Gesuchten überzeugt hatte, so erklärte er ihnen, daß ihre Anstellung eine baare Caution von 1200, 1500, oder mehr Franken erfordere, und viele derselben waren gutmüthig genug, das Geld herzugeben. Diese Betrügerey gelang ihm weit öfters, als man denken sollte, endlich kam er vor die Corrections-Polizei, und noch während seines Prozesses setzte er dasselbe Geschäft unter einem erborgten Namen fort. Er war auf Caution in Freiheit gelassen worden. Er entwischte, und seine Bürgen mußten eine beträchtliche Summe zur Entschädigung der Betrogenen bezahlen. Er blieb nicht lange verborgen, sondern fieng sogleich sein schlechtes Handwerk wieder an, und ist nun aufs neue deswegen vor Gericht.

Payan de Losne, ein unverschämter Dieb, welcher leztens von der Hand des Scharfrichters gebrandmarkt wurde, brach während dieser schmerzhaften Operation in ein lautes Gelächter aus. Das Publikum,

dessen niedrigere Classen in Paris, so wie anderwärts, den Hinrichtungen mit vielem Interesse zusehen, gerieth darüber in ein Entsetzen, das sich durch lautes Geschrey offenbarte. Der Anblick der zu solchen Schauspielen (den Tragödien des Pöbels) herzuströmenden Menge, hat in Paris etwas höchst Auffallendes; was man bey ausserordentlichen Gelegenheiten dieser Art für eine Volksmenge zu sehen kriegt, und wie armselig, wie häßlich die grosse Masse derselben ist, übersteigt allen Begriff.

So wohl im Ganzen die Polizei in Paris besorgt wird, und so viele Maasregeln man genommen hat, um die Fiacres zu der grösten Rechtlichkeit anzuhalten, so sind mir doch zwey Fälle bekannt, wo Fiacres ihre Gesellschaft bey Nacht aus den bewohnten Quartieren der Stadt entführen wollten, wahrscheinlicher Weise, um sie nachher zu plündern. Der eine dieser Fälle begegnete vor einigen Jahren einer einzelnen Dame, die nur zufälligerweise durch einen Unbekannten, der den Kutscher bedrohte, und ihn in die bewohnten Quartiere zurückführte, gerettet wurde; der Fiacre, als er sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung gebracht hatte, erwartete die Bezahlung nicht, sondern fuhr eilig davon. Der andre Fall ist während dieses Carnavals beym Ausgang eines Maskenballs einer Gesellschaft von drey Frauenzimmern und einem Manne begegnet. Dieser bemerkte glücklicher Weise, daß der Kutscher einen falschen Weg einschlage, sprang aus dem Wagen, und zwang ihn, umzukehren. Solche höchst fatale Zufälle können dadurch am besten vermieden werden, daß man beim Einsteigen die Nummer des Wagens laut ausspricht, und wo möglich sie so, daß es der Kutscher hört, jemanden, der nicht mit einsteigt, bemerken macht.

Von der großen Gerichtssache, welche seit einigen Wochen die Aufmerksamkeit des gesammten Publikums spannt, sind uns folgende weniger allgemein bekannte Umstände berichtet worden. Bonaparte las vor einiger Zeit das Verzeichniß der im Tempel Verhafteten durch, er fand darauf drey Menschen, die schon seit drey Monaten als englische Spionen unverhört gefangen sassen. Er machte den Richtern Vorwürfe, und ließ die Sache untersuchen, es fand sich, daß die Menschen nach den in solchen Fällen üblichen Gesetzen des Todes schuldig waren; ihr Todesurtheil wurde ihnen angekündigt; der eine erklärte, er würde, wenn man ihm das Leben schenken wollte, wichtige Dinge offenbaren. Man hörte ihn zuerst mit vielem Mißtrauen an, da er nicht frey heraus sprach, und nicht alles verrathen wollte, endlich gab er einen Pack Hemden an, der an einem gewissen Orte verborgen lag, und sagte, man dörfe nur das eine derselben, das er bezeichnete, dem Feuer entgegenhalten, so werde man Proben finden. In der That war auf diesem Hemde mit geheimer Dinte ein äusserst genauer und jedes einzelne Plätzchen bemerkender Plan von St. Cloud gezeichnet. Man fieng an, aufmerksamer zu werden, man drang weiter in das Geheimniß ein, und Bonaparte selbst schickte jede Stunde hin, um zu wissen, was neues entdeckt sey. Doch wollte er nichts wichtiges beginnen, bis schriftliche Proben entdeckt wären; erst nach Entdeckung eines Theils der Correspondenz ward Moreau in Verhaft genommen, und die aufgefundenen Papiere wurden dem Senat mitgetheilt. Dieser General läugnete Anfangs alles, als aber Pichegru und Georges auch in Verhaft gebracht waren, schrieb er an Bonaparte, daß er gestehen müsse, er habe um die Verschwörung gewußt, daß aber dies sein einziges Verbrechen sey, und daß dasselbe theils durch seine Entfernung von der Regierung (eigentlich durch seinen Zwiespalt mit derselben), theils durch die Unannehmlichkeiten, die ihm schon seine ehemalige Denuntiation Pichegru's zugezogen habe, zu entschuldigen sey, und daß er bitte, man möchte ihm die Procedur ersparen. Bona-

parte überlegte die Sache mit dem Großrichter und mit einigen Mitgliedern des Staatsrathes, und fand, daß es in Ansehung der Meinung, welche das Publikum davon haben würde, gefährlich seyn könnte, die Sache auf diese Weise zu endigen. Doch wollte er nicht von diesem Privatbriefe gegen Moreau Gebrauch machen, sondern schickte ihn dem General zurück. Pichegrü war in den Verhören äusserst freymüthig; Georges noch mehr. Dieser merkwürdige Mensch ist ein Müllersbursche aus der Bretagne, während dem Kriege der Chouans erhob ihn seine Tapferkeit zum General, die adelichen Generale behandelten ihn anfänglich mit Uebermuth, nachher aber setzte ihn seine Brauchbarkeit so sehr, sowohl am englischen Hofe, als an dem des Prätendenten, in Gunst, daß er diesen Hochmuth mit gleicher Münze bestrafen konnte. Man behauptet, daß er in seinen glänzendsten Momenten das geheime Projekt gehabt habe, sich zu einem Herzog von Bretagne aufzuwerfen. Nach dem Frieden der Vendée wollte ihn Bonaparte zum Divisions-General machen, er schlug es aus, und als ihm nachher der Consul freundschaftlich sagte, er hoffe, nunmehr werde dieses Land ruhig seyn, antwortete Georges, „es wird thun, was Georges will." Er soll seitdem mit dem Prätendenten in Mietau gespeist und diesem categorisch versprochen haben, er wolle ihn wieder auf den Thron setzen; man belohnte seine Aeusserungen mit vielen Ehrenbezeugungen und trank so häufig auf seine Gesundheit, daß er etwas betrunken wurde, in diesem Zustande sagte er zum Prätendenten: „ja Sire, ich will Sie wieder auf den Thron setzen, aber das erste, was Sie dann für mich thun müssen, ist: mich von den Betrügern, den Priestern, und von den Schlingeln, den Adelichen, zu befreyen."

Georges erhält im Gefängniß täglich 30 Sols für seinen Unterhalt, und ist an Händen und Füssen geschlossen. Moreau genießt einer anständigen Freyheit, kann Bücher und alles, was er will, kommen lassen, und arbeitet an der Geschichte seiner Feldzüge.

Man weiß noch nicht, wann und wo dieser merkwürdige

Proceß öffentlich verhandelt werden wird; die bisherigen Untersuchungen waren sehr geheim, und scheinen es seit den weitumfassenden politischen Maasregeln, welche diese Sache veranlaßte (und die nicht in das Gebiet dieser Blätter gehören) noch mehr geworden zu seyn. Uebrigens ist die Verhaftnehmung des Georges und der siebzig andern Mitverschwornen ein Meisterstück der Polizei, die bei dieser Gelegenheit gezeigt hat, daß, wenn sie ihre gesammte Kraft aufbietet, es unmöglich ist, ihr zu entwischen. Die unzählige Menge Auflaurer und Spionen aller Art, welche überall in der Stadt unter allen möglichen Gestalten verbreitet sind, machen den Polizeipräfekten zum allwissenden Mann. Sie statten ihre Berichte mit der grösten Eile an die geheimen Registratoren ab, welche das wichtigste ohne Zeitverlust an ihre Divisions-Chefs referiren. In den Gesellschaften vom ersten Rang, bei Festen und allen Privat-Ergötzlichkeiten sind gewiß immer einige Polizei-Spionen. So wurde jüngst Mad. Recamier, die bei einem glänzenden Diner, welches sie gab, im Lauf des Gespräches gesagt hatte: Sie sey gewiß, daß Georges aus Paris entwischt wäre, sogleich den andern Morgen vor das Polizei-Bureau citirt, um dort zu erklären: woher sie dies wisse u. s. w., und sie mußte sich in eigener Person hinbegeben. Die Barrieren wurden lange Zeit mit der grösten Genauigkeit bewacht, alles wurde durchsucht, jeder Ausgehende mußte seinen Paß vorweisen, und wenn sein Aeusseres mit dem Signalement irgend eines der sogenannten Brigands in etwas übereinstimmte, so wurden alle möglichen Untersuchungen über ihn angestellt. Diese Aufsichtsanstalten erstrecken sich noch jetzt über das ganze Reich. Auch gehören die jährlichen Ausgaben des Justiz-Ministeriums zu den allerbeträchtlichsten. Die Pariser Polizei muß besonders ganz ungeheure Summen kosten, denn man sagt, die Anzahl der Personen von allen Ständen, Alter und Geschlecht steige gegen vierzigtausend, auf deren Treue man nur dann zählen kann, wenn man sie reichlich besoldet. — Wir nehmen uns vor, unsern Lesern eine Uebersicht des Polizeiwesens mitzutheilen, sobald wir einige Data, die uns noch fehlen, werden erhalten haben.

Anekdoten von Bonaparte.

Mitten unter den beunruhigenden Entdeckungen und Begebenheiten dieser Wochen zeigte Bonaparte eine grosse Furchtlosigkeit. Am Mardi gras, wo er schon um die Verschwörung wußte, warf er Abends eine leichte Verkleidung um, und entfernte sich zu Fusse aus den Tuillerien. Nur ein einziger Guide, ebenfalls in einer Maskenkleidung, begleitete ihn. Man will ihn hie und da in der Stadt, ja sogar in den Hallen des Palais royal, gesehen haben. So viel ist wenigstens gewiß, daß er bis in die Vorstadt St. Martin kam, und daß er während dieses Ganges manches wahrnahm, was ihm zu der Zeit, wo sein Gefolge um ihn ist, so leicht nicht in die Sinne fallen kann. Von diesen Wahrnehmungen machte er einige Tage darauf gegen den gegenwärtigen Polizei-Präfekt von Paris, Dubois, Gebrauch, jedoch nur so, als ob er sie aus der dritten Hand erhalten habe. Unter anderm sagt' er: er habe gehört, daß während der Maskentage in der Carnevalszeit manche Plätze in Paris nicht hinlänglich erleuchtet worden wären; und so habe man besonders in der Vorstadt St. Martin die Erleuchtung sehr schwach gefunden. — Die Bemerkung ist richtig — entgegnete ihm hierauf Dubois — allein dies geschah nicht ohne Absicht; man wußte, daß ein gewisser kühner, aber der Republik sehr theurer, Mann sich, nur in einen grauen Frak verhüllt, und blos von einem einzigen Guide begleitet, in das wilde Getümmel auf den Strassen tragen würde, wozu eine vollkommne Erleuchtung unter den gegenwärtigen Umständen eben nicht dienlich war! — Man sagt, daß Bonaparte, dem der Gedanke zu diesem Ausfluge nur flüchtig eingekommen war, und der, nach seiner bekannten Taciturnität, weder vorher noch nachher jemanden auch nur das Geringste davon gesagt hatte, über diese Wachsamkeit der Polizei sich verwundert, und ihrem Präfekten sein Wohlgefallen darüber bezeugt habe, daß man auch seine Schritte nicht unbemerkt lasse.

Während der Gefangennehmung der Verschwörer gieng er beynahe täglich in die Theater, wo er bey dieser Gele-

genheit doppelt und dreyfach beklatscht wurde. So oft Bonaparte ins Theater kommt, begrüßt er das Publikum durch eine Verbeugung, auf dieselbe Weise dankt er für den Beyfall, endlich zieht er sich etwas in seine Loge zurück um dem Händeklatschen ein Ende zu machen. Wenn er fortgeht, und dies geschieht meistens nach dem Hauptschauspiel oder sogar nach dem Aufzug, der ihn angezogen hatte, verbeugt er sich wieder gegen das Publikum, und wird aufs neue beklatscht. Der Ausdruck seiner Physiognomie bey diesen Gelegenheiten zeugt von einem edeln Bewußtseyn der wechselseitigen Verhältnisse von geleisteten und noch dauernden großen Diensten, von Zutrauen und Dankbarkeit zwischen ihm und diesem Volke, als dessen Repräsentant das Publikum der bessern Theater gar wohl angesehen werden kann. Er erscheint meistens in einfacher National-Uniform, und sogar bey seinen Audienzen bemerkt man oft eine steigende Kleiderpracht in absteigender Linie des Ranges und der Verdienste.

Bey Gelegenheit der Besuche, die ihm nicht nur die verschiednen öffentlichen Autoritäten und Institute, sondern auch viele Privatpersonen machten, sagte er viele interessante Dinge, wovon blos der kleinste Theil in die Zeitungen eingerückt worden ist. Besonders gegen die Mitglieder des National-Instituts war er äusserst freundlich. „Die „Entdekungen in Wissenschaften und Künsten, sagte er denselben, sind schöne Eroberungen, die ohne Schwerdtstreich „geschehen, und die man nicht zurückgeben muß, um den „Frieden zu erhalten." Es schien ihm mitten unter seinen Kriegsplanen und innern Gefahren wohl zu thun, sich auf einige Augenblicke ganz in den stillern friedlichen Kreis der Wissenschaften einzuschliessen.

Bonaparte ist gegen den Erzbischoff von Paris von einer merkwürdigen und herzlichen Freundlichkeit, mit der liebenswürdigsten Sorgfalt erkundigte sich leztens der jugendliche Held um alle kleinen Umstände der Lebensart dieses ehrwürdigen, beynahe hundertjährigen Greises. *) Als dieser

*) Er ist im 97sten Jahre seines Alters, genießt der vor-

ihm sagte, er gehe um 10 Uhr zu Bette, antwortete Bonaparte: „So muß man im 50sten Jahre leben, in Ihrem Alter sollte man sich um halb neun Uhr zur Ruhe begeben." Da alles, was Bonaparte umgiebt, sein Betragen nachahmt, so liebt der Greis die Gesellschaft der Tuillerien auch sehr, „ich bin da immer in meiner Familie," sagte er vor wenigen Tagen einem seiner Freunde.

Madame Bonaparte betrug sich bey Gelegenheit der Conspiration sehr edel, mehrere unschuldigerweise in Verhaft gesezten Personen erhielten durch ihren Vorschub ihre Freyheit. Sie wird täglich mehr geschäzt und geliebt.

Bey der Parade vom 26sten Februar wurden einige ausserordentliche Sicherheitsmaasregeln ergriffen, niemand als das Militär durfte im Hof der Tuillerien seyn, selbst die präsentirten Fremden mußten in den Zimmern bleiben, und viele derselben entbehrten das Vergnügen, die Parade zu sehen. Abends war großer Cirkel bey Madame Bonaparte, die Frauen der meisten Oberbeamten der Republik erschienen bey der Gemahlin des ersten Consuls, um ihr zur Erhaltung ihres Gatten Glück zu wünschen, sie verdoppelte bey dieser wichtigen Gelegenheit ihre gewöhnliche Liebenswürdigkeit. Seitdem geht alles seinen gewöhnlichen Gang, nur war gegen das Ende des Monats der Consul meistens in Malmaison. An dieser Entfernung aus Paris mag aber eben so sehr die Rückkehr des Frühlings Schuld seyn, als die politischen Begebenheiten, an welchen überhaupt das Publikum mehr Antheil genommen zu haben scheint, als diejenigen, welche dieselben näher angiengen.

Der Festigkeit, welche Bonaparte bey Durchsetzung wichtiger Plane und bey andern Gelegenheiten beweist, können

trefflichsten Gesundheit und der glücklichsten Erhaltung seines Gedächtnisses und seiner Sinne. Sein ruhiges Temperament hielt ihn von jeher von aller Leidenschaft entfernt, aber sein heller Geist lehrte ihn die menschlichen Schwachheiten errathen, und sein gutes Herz heißt ihn sie dulden. Die Beschreibung, die ich leztens durch einen seiner Freunde von ihm machen hörte, glich ganz jener göttlichen Schilderung des Greises auf der Felsen-Insel in unserm Oberon.

mehrere Beyspiele von edler Zurücknahme von Irrthümern oder von auf falsche Berichte gegründeten Verfahren entgegengestellt werden. So wurde z. B. vor Kurzem ein Professor aus Caen bey ihm auf eine Weise verläumdet, die ihn nöthigte, denselben seiner Stelle zu entsetzen. Der Gekränkte kam nach Paris, und übergab seine Rechtfertigung dem Staatsrathe Fourcroy und dem Consul Lebrun. Jener wies sie dem ersten Consul zuerst, und als dieser Fürsprache thun wollte, erhielt er von Bonaparte zur Antwort, „ich kenne die Sache, er hat seine Stelle wieder erhalten, er ist schon wieder abgereißt.“

Vermischte Bemerkungen, Anekdoten, Neuigkeiten, aus Paris und den Departementen.

Wir haben letztens von dem Denkmale gesprochen, welches die litterärische Gesellschaft des Departements de Vaucluse für Petrarka errichten will. Die Subscriptionen und Beyträge für die Unkosten dieses schönen Unternehmens vermehren sich täglich, unter andern hat ein Bürger des Departements zwey prächtige Granit-Blöcke dazu hergegeben. Für die Inschrift des Denkmals hat dieselbe Gesellschaft einen Concurs eröfnet; unter den bisher eingeschickten ist von den geistreichen Landsleuten Petrarka's, die eines Polen als die hübscheste befunden worden.

In den sonnigen Gefilden des südlichen Frankreichs wird der erste Tag des Wonnemonds durch eine liebliche Sitte gefeyert. Die schönsten jungen Mädchen werden von ihren Gespielinnen zu Mayenköniginnen (reines de may) erklärt, mit Blumenkränzen geziert, und durch Gehorsam geehrt. Sie ziehen in fröhlichen Reihen durch die Dörfer, die Königin setzt sich in ihrem blühenden Schmuck, mit ihrem Frühlings-Diadem in die Nähe der Landstraße unter einen Baum, und die andern Mädchen erheben von den vorüberziehenden eine kleine freywillige Steuer für ihre Königin. Dieser Sitte erwähnt schon Montagne in seiner Reise nach Italien.

Ich hörte letztens in einer vermischten Gesellschaft von den Vorzügen des französischen Druckpapiers vor dem deutschen sprechen, man bemerkte, daß in Frankreich das Papier zugleich schöner und wohlfeiler sey, als in Deutschland. Die wahre Ursache dieses Unterschiedes, daß nämlich in Frankreich mehr Weiszeug und weniger Papier verbraucht wird, wurde von einem anwesenden Deutschen auf folgende ächt lakonische Weise ausgedrückt. „Nichts ist natürlicher," sagte er, „hier gibt es mehr Lumpen, bey uns mehr Leser."

Der Verfasser des Almanachs der Eßlustigen wurde letztens von einer lustigen Gesellschaft junger Leute zu einem mit Trüffeln gefüllten Welschhuhn eingeladen, unter der Bedingung, daß er dieser Schüssel eine philosophische und litterarische Lobrede halten solle. Er erfüllte gutmüthiger Weise die listig ersonnene Bedingung, und bemerkte zu spät, daß sie ihn vom eigentlichen Geschäfte des Essens ausschloß. Die Jünglinge triumphirten mit lautem Gelächter, der feine Kenner aber zog sich durch die Behauptung, daß auch schon der Geruch und der Anblick einer solchen Schüssel das höchste Lob werth sey, witzig aus der Schlinge.

Dem grossen Kritiker Geoffroy hat man letztens den schlimmen Streich gespielt, die platte Tragödie über den Tod Calos, die ihm zugeschrieben wird, deren Verfertigung er aber abläugnet, neu abdrucken zu lassen. Auch sein Theokrit, der im Grunde gar kein schlechtes Werk ist, wird hie und da mit großer Strenge kritisirt.

Man arbeitet in diesem Augenblick an einer großen Menge nach der neuen Erfindung des Hrn. von Chavannes verfertigter leichter Wagen, Vélocifères genannt; sie sollen den Liebhabern Jahrweise ausgeliehen werden, die Unternehmer werden die Reparationen besorgen. Wahrscheinlicherweise zu Gunsten dieser Art von Unternehmungen ge-

schab während dieses Monats in den öffentlichen Blättern die Anfrage, ob es nicht möglich wäre, innerhalb Paris Fuhrwerke zu haben, worin man zu gewissen Zeiten um einen geringen Preis aus einem Quartier ins andre fahren könnte. In der That klingt es etwas sonderbar, daß man für 25 und oft für 15 Sols von Paris nach Versailles (zwey Meilen weit) fahren könne, und daß man, um aus einer Straße in die andre zu fahren, nothwendiger Weise 30 Sols geben muß. Allein bey jenen Fuhrwerken muß man entweder lange warten, bis Menschen genug da sind, um sie zu füllen, oder man muß sich an gewisse Stunden binden; zu beydem wären die Menschen, die in Paris Geschäfte haben und sich eines Wagens bedienen können, wohl nicht sehr geneigt, auch hat bisher, so viel wir wissen, jene Anfrage noch keine Aufmerksamkeit erregt.

Die Vernachlässigung der Formalitäten, welche die Ausübung der Arzney- und Wund-Arzneykunst einschränken sollten, hat in mehrern Gegenden Frankreichs die unglücklichsten und sonderbarsten Folgen gehabt. In der Bretagne wurde es Mode, die Rachitis und das sogenannte Geknüpftseyn der Kinder, oder auch die Rhevmatismen der Erwachsenen, durch große Einschnitte heilen zu wollen, die von dem ersten besten Barbier an den empfindlichsten Orten und oft mit größter Lebensgefahr gemacht wurden. In der Touraine verdiente ein Mann vieles Geld, indem er sich den Ruf verschafte, er wisse verdorbene Magen wieder zu heben (relever); dieses Wort nahm er im buchstäblichen Sinn, und drückte den Kranken seine grobe bäurische Tatze mit aller Gewalt in den hohlen Leib, um den Magen empor zu lüften. „Ja, er war euch weit hinunter gefallen," sagte er alsdann, und entließ den für seine Leichgläubigkeit gemarterten Patienten meistens kränker als vorher. Mitten in Paris sieht man nur zu oft Marktschreyer auf den Straßen von einem großen Publikum umgeben. Einige dieser Männer ziehen auf einem Wagen

voll Musikanten durch die Straßen, und erscheinen bald in prächtiger Uniform, wie Regimens-Doctoren, bald in einem saubern schwarzen Kleide, wie eigentliche Stadt-Aerzte. — Diese schädliche Leichtgläubigkeit ist aber bey weitem nicht die einzige, die in dem aufgeklärten Paris ihren Thron aufgeschlagen hat: auf dem Pont neuf werden sehr oft neben den Adressen von Wundärzten für geheime Krankheiten, die man den Männern austheilt, den Frauen auf eine geheimnißvolle Weise Adressen von Zauberinnen und Wahrsagerinnen zugesteckt, und nur zu oft finden diese Betrügerinnen Gelegenheit, ihre Kunst geltend zu machen. Die öffentlichen Blätter erzählen so eben die Geschichte einer Frau, welche von einer dieser Wahrsagerinnen ein Mittel begehrte, um ihren Mann, der sich seit einiger Zeit von ihr entfernt hatte, zu ihr zurückzubringen. Das alte Weib zieht die luftigen Zauberkreise, begehrt 3 Louisdors, einen kostbaren Schleyer und ein feines Hemd, und verspricht, der Mann werde in 3 Tagen erscheinen. Die betrogene Frau harret voll vergeblicher Erwartung, und stirbt vor Kummer, als sie sich getäuscht sieht.

Nekrologie.

Den 3ten Februar starb zu Treguier in Bretagne Hr. Lebrigant in einem Alter von 85 Jahren, er hatte 22 lebendige Kinder, die er noch bis in sein hohes Alter öfters um seinen Tisch herum versammelte. Er war eigentlich Advokat, hat sich aber besonders mit dem Studium der basbretonischen Sprache beschäftigt, welche nach Schlözers lichtvoller Bemerkung ein Ueberbleibsel des belgischen Dialekts der alten Celtischen Sprache ist, die aber Lebrigant und nach ihm mehrere französische Sprachforscher (man könnte diese träumenden Sprachforscher Sprachdeuter nennen, so wie man Sterndeuter von den Astronomen unterscheidet) für das ächte Celtische, ja für die Ursprache Europa's und der ganzen Welt hielten. In diesem Sinne hat der berühmte Grenadier-Hauptmann Latour d'Auvergne Corret, ein Freund und Schüler Lebrigants, alle Sprachen

mit seinem Basbreton verglichen, und selbst das Hebräische daraus abzuleiten gesucht.

Lebrigant hat ein großes Lexikon dieser Sprache geschrieben, in der beynahe gar kein Buch und wenigstens kein nur einigermaßen altes Denkmal existirt. Irländern und Schottländern sind dergleichen Träumereyen noch eher zu verzeihen, da sie doch wenigstens uralte Lieder und alte Alphabete aufzuweisen haben. Die Sprache der Basbretons beweißt außer den historischen Gründen, die Herr Schlözer in seiner allgemeinen nordischen Geschichte für diese Meinung anführt, ihren Ursprung aus dem Belgischen, dem Dialekte derjenigen Celten, die sich nach Cäsar in jeder Rücksicht am meisten den Germaniern näherten, auch noch besonders durch eine große Verwandtschaft mit dem Deutschen. So heißt z. B. in dieser Sprache ein Stern, Steren, da dieser Gegenstand in dem ächteren Ueberbleibsel des eigentlichen Celtischen, in der Sprache Ossians durch das ganz originelle Wort reul bezeichnet wird. Lebrigant war einst bey Ludwig dem XVIten, und nahm diesen Monarchen so sehr für sich ein, daß er ihn seinen Hofleuten als den gelehrtesten Mann seines Reichs vorstellte.

Bey einem hiesigen ächten Sprachkenner zeichnete er sich auf eine weniger vortheilhafte Weise aus, da er zuerst sich der Kenntniß von 50 Sprachen rühmte, diese Zahl, bey näherer Erörterung auf 25 heruntersetzte, und endlich nur von den bekanntesten Rechenschaft zu geben wußte. Um Wörter aus fremden Sprachen, z. B. aus dem arabischen zu erklären, fragte er zuerst nach der Bedeutung derselben, und leitete diese sodann aus ähnlichen Wörtern oder Tönen im Basbreton her.

Court de Gebelin, der selbst nichts weniger als ein heller Kopf war, hat diesen Lebrigant sehr benutzt.

Den 28sten Februar starb zu Lyon der sehr geschickte Mechaniker und Zeichner Delasalle. Die französischen Fabriken verdanken diesem Manne wichtige Verbesserungen vieler Maschinen. Er hatte von der ehmaligen Regierung

zur Belohnung seiner Dienste eine Pension von 6000 Fr. erhalten. Während seiner tödtlichen Krankheit erfand er eine neue Maschine zum Seiden-spinnen, und ein in jeder Richtung bewegliches sehr bequemes Krankenbett. Wenige Augenblicke vor seinem Tode schenkte er seine Maschinen-Sammlung der Stadt Lyon.

Den 11ten März starb Louis Poinsinet de Sivry, von welchem eine französische Uebersetzung des Aristophanes existirt, und der vor einigen Jahren das nicht ganz schlechte Trauerspiel Briséis aufführen ließ. Sein Name war durch einen andern Poinsinet berühmt, der mit vielem Witze eine Art von Dummheit in allen burgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen verband, welche ihn den lächerlichsten Szenen aussetzte, und die seine Freunde und Bekannten oft zu launigen Spässen benutzten.

Zur selben Zeit starb Villemorin-Andrieux, ein bekannter Kunstgärtner und Agronom, von dem wir in einem unsrer vorigen Stücke gesprochen haben; er war Mitglied des Conseil's d'agriculture des Ministers des Innern.

Bey diesen, mehr oder weniger, durch ihre Geisteskräfte berühmten Todten möge auch ein Mann stehen, der blos durch die Stärke der organischen Kraft, welche ihm die gütige Natur ins Leben mitgegeben hatte, ausgezeichnet ist. In der Mitte dieses Monats starb zu Viala im Departement de la Lozere Jean Massequin, ein begüterter Bauer, im 107ten Jahre seines Alters. Gegen das Ende seines Lebens war die patriarchalische Beschäftigung, sein Vieh selbst zur Weide zu führen, sein liebster Zeitvertreib, er genoß bis an sein Ende der besten Gesundheit.

Wer aus den Zeitungen Anekdoten von sonderbaren Selbstmorden sammeln wollte, fände seit einiger Zeit hier dazu viele Materialien, aber da gewöhnliche Fälle dieser Art eigentlich nur durch die ihnen vorhergegangnen psychologischen Umstände interessant werden, so werden wir derselben nur alsdann Erwähnung thun, wenn sie irgend ein merkwürdiger Umstand charakterisirt.

Einige Gedanken über die poetische Verschiedenheit der Kunstwerke und deren Eindruck bey Gelegenheit eines Spaziergangs nach dem Luxembourg.

Ich gieng nach dem Pallaste Luxembourg, jetzt Pallast des Senats, um die französischen Seehäfen des Vernet zu sehen, die man in neuen Sälen aufgestellt hat, um das Publikum zu zerstreuen, und gerieth unvermerkt wiederum in die grosse Gallerie, worin die Epopee des Rubens, die allegorische Geschichte der Medicis befindlich ist. So gehts wohl auch jedem Andern, denn die Kunstwerke sind anlockend wie die Schönen, und vergönnen nicht gleich etwas Neues anzubethen, wenn wir einmal von ihnen bezaubert gewesen sind, auch vereiteln sie, wie jene, oft unsre festesten Absichten und Zwecke. Rubens befindet sich nächstdem hervorstechend, wie etwas colossalisch grosses, unter den Uebrigen, und verdunkelt alles, was sich neben ihn wagt, den Lesueur, und vielleicht den Raphael selbst nicht ausgenommen; aber man verstehe recht; so wie eine ausserordentliche Kraft eine gemäßigte und veredelte zerschmettert. Vor den schroffen Urgebirgen der Schweiz vergißt man Italiens schönste Ruinen, und bey den Ausschweifungen eines Dante und Shakespear würde selbst die Kritik des Aristoteles und Quintilian geschwiegen haben. — Rubens ist, so zu sagen, der Michelangelo der Farbengebung, und wenn es ungereimt wäre, in der Sixtinischen Kapelle noch etwas Anderes aufzuhängen, oder in dem Saale des Pallastes Te bey Mantua, wo Julius Romanus die gröste mahlerische Dichtung, den Sturz der Titanen, vorgestellt hat (*), noch etwas anders aufzustellen, da sogar diese Ungeheuer bereits dem Zorn des Jupiters unterliegen; so möchte es auch unangemessen seyn, etwas neben diesen so reichen Rubensschen Kunstwerken zu setzen, die allein den Ruhm eines Pallastes zu begründen im Stande sind. Allein so ists nun einmal in einem Zeitalter, wo es noch der Gallerien bedarf! Dem

(*) Diese Gemählde sind leyder! bey der lezten Belagerung von Mantua zu Grunde gerichtet worden.

natürlichen Gefühle wäre es angemessener, nur ein Werk, so wie einen Hausgott, und eine Schöne anzubeten, und weislich scheint es auch die Natur so gewollt zu haben, damit ihre Producte über die Erde verbreitet werden, aber der Mensch in Gesellschaft will es anders: das Urgefühl schwindet vor dem Sammlergeiste! Die Künste befinden sich in den Gallerien, wie die seltenen ausländischen Pflanzen in den Treibhäusern, sie sind da, um nicht umzukommen, und damit das Volk nach und nach sich gewöhnen möge, sie zu bedürfen, und selber zu warten und aufzuziehn. Oder auch, wie die Werke der grossen Männer des Alterthums, die handschriftlich in Klöstern aufbewahrt wurden, bis das allgemeine Bedürfniß einer bessern Zeit sie vervielfältigte. Sammlungen sind vielleicht zugleich die Frucht und die fortwirkende Ursache einer buhlerischen Kennerschaft, die, ohne zu erzeugen, von Gegenstand zu Gegenstand hüpft, ohne tiefen Genuß, blos zum Vergleichen; daher man auch bald von Ueberladung ermüdet. In Italiens schönen Fluren waren die Kunstwerke verbreiteter, und begeisterten mehr; so füllte im classischen Alterthum des Phidias colossaler Jupiter seinen Tempel ganz allein, und im Allerheiligsten Jehova's war für seine Allmacht allein nur Platz. Ohne jedoch dieser Rubensschen Dichtung göttliche Ehre zu bezeugen, und vollkommnes Ausschliessungsrecht wie der Geliebten einzuräumen, glauben wir doch diejenigen tadeln zu müssen, die so vieles wider die Allegorie desselben einzuwenden haben. Vor den Bildern selbst stehend, ist alles in vollkommner Harmonie, und jene Götter vermischen sich ohne Uebelstand mit den Menschen, so wie diese mit jenen. So groß war die Macht des Pinsels, daß sich alles, ja das todte Gewand so gar, unter ihm belebte, und daß er allem eine in so richtigem Verhältnisse ausgetheilte Kraft geben konnte, daß kein Gegenstand die Wirkung des andern stöhrt. Grossen Menschen war es so gar schon in dunklern Jahrhunderten vergönnt, alles mit einem Blicke zu überschauen, unbeschränkt durch Raum und Zeit, und allenthalben dieselbe Göttergewalt zu erblicken, nur anders in Bekleidung

und Gewand. Dichter und Maler benutzten dieses Vorrecht und am Fusse des Päbstlichen Thrones führte Charons Nachen die Todten zum jüngsten Gericht, wo Christus Heilige und Sünder versammelt, ohne daß Jemand anders bey diesem Anblick Anstoß fühlen mochte, als etwa die beschränktesten unter den Priestern.

So sehr aber auch Rubens Dichtung den Eindruck des Colossalisch-Grossen hinterläßt, so läßt sie den Wahrheitssinn doch leer, und wenn seine Galanterie auch Götter und himmlische Mächte in Bewegung sezt, um seine Helden zu berauschen, so läßt sie das tiefere Gefühl doch kalt. Ein stotterndes Wort aus reiner Quelle spricht oft mehr, und die moralische für Sympathie gestimmte Natur des Menschen fühlt sich am veredeltsten bey der Wahrheit, verbunden mit dem Guten und der Tugend. Seit dem Christenthume ist auch die Phantasie beschränkter an das Irdische geknüpft, die Liebesgöttin steigt nicht mehr wunderbar aus den Wellen, sie thront in einem jungfräulich-mütterlichen Herzen. Nicht mehr unzählige personifizirte Kräfte bewohnen und erfüllen nach Maaßgabe der Entwicklung der Begriffe den Olymp. Allmacht und Duldung, Einfalt und Sanftmuth regieren ihn; und das Schaf, das Kreuz, und das Kind werden Gegenstände der Anbetung. Der Himmel voller abgeschiednen Seelen erscheint nur unter einer Engelsgestalt, der die Frommen dieser Erde nachzustreben suchen, und wenn sie heilig sind, erhebt auch wirklich nach persischer Feuerprobe eine Apotheose, wie die der ehemaligen Heroen, sie dahin. So einförmig dieser Himmel in Vergleich mit dem Olymp ist, so hat er der bildenden Kunst doch einige schöne und neue Ideale gegeben. Es wäre interessant, das Entstehen jedes Götter- und Helden-Ideals genau angeben zu können; im classischen Alterthum haben wir darüber sicherere Ueberlieferungen, als im Mittelalter. Man weiß, daß Phidias die Ideale Jupiters und der Minerva fixirt hat; wer zuerst das Christus- und Marienbild geschaffen hat, ist mir nicht bekannt, gewiß ist es aber, daß Niemand die Mutter mit edlerer, erhabnerer

Unschuld und Einfalt zu dichten vermochte als Raphael. Das Christusbild, besonders am Kreutze, dem Hauptmomente der christlichen Religion, liefert leyder der Kunst "keinen günstigen Gegenstand der Anbetung", denn ein Gekreuzigter (opferte er sich auch für eine ganze Welt auf,) erregt nur Rachsucht gegen seine Häscher, die immer etwas Widriges in die Gefühle bringt, und überhaupt zeigt sich die männliche Natur in, mit selbstverläugnender Nachgebung, ertragenen Leiden, nicht zu ihrem Vortheile. Auch gelang der kraftvolle Gesetzgeber der Juden, der in der Wüste Felsen spaltet, und der Priester eines bis ins 7te Glied rächenden Gottes ist, dem Meissel eines Michael Angelo besser, als die Christusstatue. Die berühmten Christusköpfe, die Guido's Pinsel schuf, haben etwas Kränkelndes und Nervenschwaches, und wenn Dominichino und Raphael auch glücklicher gewesen sind, so sind ihre Engel und ihre Heiligenbilder doch noch besser. Nächst lezterm scheint Lesueur das Bild des Heiligen vorzüglich schön ausgedrückt zu haben, und sein heiliger Bruno giebt ein Ideal der Verschwisterung des Irdischen mit höherer geistiger Natur. Hat das Leben des Bruno auch nichts Grosses in der Handlung, so hat es doch glücklicher Weise auch nichts von grausamer Märtyrer-Pein, und alles liegt in der blossen Magie des Menschen selbst. Auch die wirkliche Welt bietet uns Menschen dar, deren Bewegungen immer voll Grazie, deren Züge stets fein und edel sind, und die auch selbst durch die unbedeutendste ihrer Handlungen Mitleidenschaft erregen. Ist es Begeisterung, ist es Instinct, was diese begünstigten schönen Wesen so handeln macht? Darüber vermögen sie, und wir selbst uns keine Rechenschaft abzulegen, aber hört Bruno, so hören wir; betet er, so beten wir; erschrickt er, so wird uns bange; und fühlt er bescheiden, so sind wir demüthig; wir bauen, wir reisen, wir knien, mit einem Manne, der so viel göttliches Vertrauen einflößt, und fühlen uns hingezogen, wie von der Geliebten, mit dem Unterschiede, daß hier ein grosser Theil der Welt mit uns zugleich sympathisirt. So mußte ein Mensch seyn, der ohne Schwerdstreich Orden errichtet nach blossen Träumen, und Wunder einleuchtend macht, weil Er sie glaubt.

Diese Kunst, oder wenn man lieber will, diese Natur, hat Lesueur mit Raphael wirklich gemein, und wie die Bildnisse dieser Männer selbst, wenn man sie kennt, liebt man auch ihre Schöpfungen und ihre Gedanken. Als ich zuerst in Italien Raphaels Cecilia mit Aufmerksamkeit ansah, wie sie ihre Orgelpfeifen fallen läßt, um die Musik der Heiligen zu hören, horchte ich selbst nach himmlischen Harmonien. Wenn Johannes in der Wüste die Stimme Gottes vernimmt, so wird man aufmerksam wie er; und wenn auf dem Petersplatz der schöne Pius die Hände ausbreitete, um

das Volk zu segnen, so fiel auch der Unglaubigste auf die Knie, ohne weiter die Mittel zu berechnen, wodurch dieser Einfluß entsprang.

Ich wendete mich nach einem Bilde des Vien, das einen Eremiten vorstellt, der mit der Violin in der Hand einschläft. Dieses Bild ist wahr, schön und einfach aus der Natur genommen, es darf sich daher selbst in Begleitung großer Werke befinden, wenn auch der Künstler weder auf Kühnheit noch auf besondere Dichtung Anspruch macht. Vien verdient mit Recht der Wiederhersteller der französischen Kunst genannt zu werden, denn fein von Gemüth und rein von Geschmack, und mit allen seiner Nation eigenthümlichen Talenten begabt, ist er fern von dem theatralischen Prunk, der die französische Schule wiederum in den neuesten Zeiten zu charakterisiren scheint. In der Schauspielkunst lassen sich wohl keine schöneren Modelle getreuer und wahrer costumirt und schöner gruppirt aufweisen, als die sind, die man auf den ersten französischen Theatern zu sehen Gelegenheit hat, allein soviel Eigenthümliches hat nun einmal jede Kunst, daß sich keine mit der Andern vermischen läßt. Im Theater muß der Zuschauer zugleich hören, und alles befindet sich, wie natürlich, zu der Seite gewendet, wo dieser Zuhörer sich befindet. Jupiter selbst und seinem Göttergefolge begegnet es mit Recht, daß, wenn sie als Zuschauer zu Opern-Festen kommen, ihnen Schauspieler und Tänzerinnen den Rüken kehren, um sich mit den Gästen außerhalb der Scene zu beschäftigen, und wenn es übertrieben ist, daß Monologe so zum Parterre gerichtet werden, daß jemand aus demselben dem allein sprechenden zu antworten geneigt seyn möchte, so ist doch das Fehlerhafte hierin, so wie die unvortheilhafte Beleuchtung von unten mit der dramatischen Kunst zum Theil unumgänglich verbunden. Ganz anders verhält es sich mit einer gemalten Scene, denn diese kümmert sich nicht darum, ob sie jemand ansieht. Im Schauspiele folgt die Gebehrde der Rede, und als Begleiterin dieser wird sie fehlerhaft, sobald man sie fixirt, weil sie nur das Wort, nicht den ganzen Inhalt bezeichnet. In der Malerey concentrirt der Moment die ganze Geschichte. Selbst in der Tanzkunst, in dem höhern pantomimischen Ballet scheint es widrig zu seyn, wenn in dem bezaubernden Formen- und Stellen-Wechsel irgend etwas fixirt wird, und länger verweilt, als es das Spiel, und die Zeit, die es bedarf, damit die schönen Lichtstrahlen gemach in unsere Augen kommen können, erfordern. Es erklärt sich daher auch das Unangenehme der zu schnellen gauckelartigen Kreisbewegungen, so wie andrerseits der todten Stellungen, womit die Tänzerinnen das belebte Spiel unterbrechen, um beklatscht zu werden; denn das Leben fordert ungeduldig das Fortschreiten. Die Malerey hingegen hält fest an einem Punkte. Das Spiel muß dabey das Vorübergehende zur Schau stellen und muß frappiren, da-

mit nichts durch die Schnelligkeit verloren gehe; der höhern Malerey scheint es nicht darauf anzukommen, wie schnell sie wirkt, wofern sie es nur anhaltend thut, und die großen KunstWerke des Alterthums, so wie die großen Bilder neuerer Zeit haben das miteinander gemein, daß sie unbefangen nichts für den Zuschauer zu thun scheinen, und doch seinen Blick fesseln und ihn stets mehr und mehr in ihrer beglückenden Sklaverey fest halten, und für dieselbe begeistern, statt, daß die Rosenguirlanden der Coquetterei bald welken und anekeln.

Bey Davids Bildern finden wir uns in der eigentlich historischen Welt, sie soll sich von der dramatischen und Heroen glaubenden Welt dadurch unterscheiden, daß sie nichts zur Schau spielt, und alles ist. Stets nach nothwendigen Gesetzen des geheimen Schicksals fortschreitend, belehrt sie durch Wahrheit, und wirkt sie durch die Darstellung jener seltnen Momente, wo es Sterblichen vergönnt ist, das Schicksal zu beherrschen. Nicht durch's Göttergebilde des Helden, sondern durch's Göttliche und Begeisternde der Handlung wirkt sie, und wenn diese Handlung oft gleichgültig ist, in den Heiligen oder den Heroen, die so viele Nebenbegriffe in uns rege macht, so muß sie bey historischen Gegenständen am ausgewähltesten seyn. — Davids Bilder haben beym ersten Anblik etwas Basreliefartiges in ihren Anordnungen; man umgeht sie nicht. Wie rein gezeichnet! wie schön gestellt! wie richtig gruppirt! wie nach der Natur studirt! ruft man aus, ehe sonst noch etwas in dem Gemüthe des Beobachters rege geworden ist. Man wird eher an das Mechanische der Kunst erinnert als an den Gegenstand; mehr an die Menschenkenntniß als an das Gefühl, auch läßt er nach dem beynahe allgemeinen Urtheile, die Seele des Zuschauers bey aller Bewunderung dennoch kalt. Der höhern Kunst ist es aber angemessen, daß sie uns gleichsam alles vergessen mache, was irdisch an ihr ist, die Härte des Marmors wie die Umrisse des Modells, den Act und die Gruppirung. Denn groß wie die Natur, soll sie uns die Mittel verbergen, die sie anwendet, um uns zu bezaubern. Allein hierin thut es das ungelehrte Genie oft dem cultivirtesten zuvor, und aus der Geschichte der Kunst läßt sich's vielleicht entwickeln, wie mit der genauern Kenntniß der Mittel, der Endzweck derselben verloren gieng, und woher es kömmt, daß sie nie vollkommner erscheint, als in jener Vorzeit, da sie geschaffen ward und entstand.

In dem Bilde von den Horaziern möchte die Forderung der Wahl des historischen Moments vielleicht so glücklich getroffen seyn, als in irgend einem modernen Werke dieser Gattung. Alle drey schwören, wie von Einem Willen beseelt. Der Aelteste mit aller starren Festigkeit, die dem Manne geziemt, der für's Vaterland ficht, der Andre, der Liebhaber, der den ersten umfaßt, schwört mit aller hoffnungsvollen Begeisterung, die einem durch Liebe erhöhten

Gemüthe geziemend ist: und von tiefer Menschenkenntniß zeugt es, wenn während der Bangigkeit der Sabina und der trostlosen Geliebten Camilla die auf ihre Schulter hängt, die Großmutter ihre Enkel umfaßt, die ihr bey dem Gedanken an die Möglichkeit des Verlusts ihrer Söhne um so werther werden. Nichts ist poetischer als diese Geschichte, und auch die kälteste Kritik kann nichts mit größerm Wohlgefallen sehen, als diese Behandlung. Dieses erste außerordentliche Werk des berühmten Künstlers, athmet den italienischen Boden, worauf es erzeugt ist. — Anders ist es beym Brutus. Gewöhnlich haben die Künstler den Moment der Geschichte gewählt, wo er die Hinrichtung seiner schuldigen Söhne anordnet, ohne daß sie vollzogen ist, und jedes Gemüth muß das Beyspiel eines Staatsmannes groß finden, der aus Gerechtigkeitsliebe die eigenen Kinder nicht schont, wenn das Wohl des Vaterlandes in Gefahr ist. Aber ahndungsvoll erwartet man von einer höhern Hand, daß sie das Schwerd zurückhalte, bevor es schlachtet! In Davids Bild sind dagegen die Kinder bereits hingerichtet. Man führt die Leichname im Hintergrunde weg, und die verzweifelnde Mutter (die über dieß zu sehr an eine bekannte Marmorgruppe erinnert) macht, wie es scheint, dem im Schatten sizenden Brutus Vorwürfe, an denen wir in diesem Moment inniger Theil nehmen, als an der Größe der geschehenen Handlung. Die Gerechtigkeit will eine Rache; und sobald ihre Allmacht einmal anerkannt ist, tritt die Menschlichkeit in ihre vollste Herrschaft. War es billig den Brutus unter diesem Gesichtspunkt aufzustellen, und der großen Handlung ihren ganzen Werth zu benehmen, indem man nur ihre rauhe Seite zeigt? Der Ausdruck des Brutus läßt den Zuschauer im Zweifel, ob er noch zufrieden ist, gerecht gewesen zu seyn, oder ob das väterliche Herz sich in Bangigkeit verliert. Aber mit so großer Kunst dieser schwankende Zustand, dessen Darstellung der Zweck des Künstlers bey dieser Figur gewesen zu seyn scheint, auch ausgeführt seyn mag, so gränzt er doch zu sehr an die Vorstellung eines wirklichen Sünders, und ein feineres Gefühl würde während der Arbeit einen Gegenstand verlassen haben, der die Gerechtigkeit eher gehäßig zu machen im Stande ist, als für Tugend und Moral belehrend zu werden.

Vernets Häfen hängen weislich in entfernten Zimmern. Wenn sie an Claud. Lorraine erinnern, so stehen sie nach. Sie sollten nichts dichten, sondern blos nachbilden, und vielleicht war Vernet zu genialisch und zu talentvoll, um ein solcher Copist zu seyn, vielleicht können sogar solche Bilder ihrer Natur nach, wie die Schattenspiele, nur in so fern interessiren, als sie Gegenden, die man kennt, ins Gedächtniß rufen. Eine andre Bestimmung scheinen sie dem Fremdling auch nicht zu erfüllen. Man lernt durch sie nicht die würkliche Natur kennen, und die Einbildung wandelt auch in ihnen nicht wie in idealisirter Landschaft mit Begeisterung

umher. Vernet, sagt man, habe sich an einen Mastbaum binden lassen, um die stürmende See zu beobachten, und doch erblickt man eher allenthalben seine Manier. Glücklicher mag in Darstellung der Wellen sein Nachfolger Hue gewesen seyn, aber, wie der trefflichste Zögling, erinnert er doch zu sehr an die Schule, worin er erzogen ist, und vermag nicht, wie ein schöpferisches Genie zu begeistern.

Die Gallerie enthält noch manche andre treffliche Kunstwerke; da sie hier aber nur als Nebensache stehen, so haben wir durch sie nicht den Totaleindruck stöhren wollen, aber unvermerkt entwickeln sich bey einem Rückblick auf den Luxembourg die vier Modifikationen der Dichtung und Wirkung, die der Genius der bildenden Kunst uns aufstellt. Entweder sucht er als Nachbildner oder vielmehr Nachahmer die Natur in ihre Fluren zu versetzen, oder er holt einen belehrenden Moment aus der Geschichte, wie David, oder er gesellt den Glauben zur Wahrheit, wie Lesueur, oder endlich, er führt uns kraftvoll, wie Rubens, in die Fabelwelt hinweg. Mit andern Worten: er stimmt uns, er belehrt uns, er beseelt uns, oder reißt uns trunken aus uns selbst hinaus. —

Arbeiten und öffentliche Sitzungen des National-Instituts, u. a. litterarischen Gesellschaften.

Im Laufe des Märzes war die öffentliche Sitzung der 3ten Classe des National-Institutes, und drey der berühmtesten litterarischen Gesellschaften von untergeordneter Art, gaben dem Publikum ähnliche Repräsentationen.

In jener wurde der Preis proklamirt und ertheilt, den Herr Villers durch eine gründliche, und mit ächt philosophischem Geiste abgefaßte Schrift über den Geist und die Wirkungen der Reformation Luthers, gewonnen hat. In dem wieder katholisch gewordenen Frankreich zeigt ein Franzose, ein Catholik, wie wohlthätig diese Reformation in so vielseitiger Rucksicht auf das ganze neuere Europa gewirkt hat; wie verdienstvoll ihre Stifter, wie engbrüstig die meisten ihrer Gegner waren, und das National-Institut krönt seine Preisschrift, während im protestantischen Deutschlande Menschen, denen ohne diese Reformation auch nicht Eine höhere Idee zu Theil geworden wäre, den wohlthätigen Einfluß derselben verkennen, den Ruhm ihrer Stifter zu verringern suchen! Man sagt, die Schrift, die das accessit erhalten habe, sey in ganz verschiednem Geiste geschrieben, von keiner wurde in der öffentlichen Sitzung etwas Näheres gesagt; die Villers'sche ist aber seitdem im Druck erschienen, und liegt gegenwärtig vor uns. Derselbe Verfaßer ist hier durch ein französisches Werk über die Kantische Philosophie bekannt, das, ohngeachtet Herr Villers nichts weniger suchte, als seine Ideen den französischen anzupassen, oder dieselben auf eine insinuante Weise darzustellen, dennoch von allen Menschen, die sich für

die Philosophie interessiren, mit grosser Begierde gelesen worden, und die Anzahl dieser Liebhaber ist in Frankreich weit grösser, als man gewöhnlich glaubt.

In derselben Sitzung sezte das Institut einen neuen Preis aus, der die beste Untersuchung der historischen Quellen, woraus Georg, der Syncellus des Patriarchen Tarasius, (ein Konstantinopolitanischer Zeitgenosse Karls des Grossen) geschöpft, und der Art, wie er dieselben zu seiner Chronographie benuzt hat, krönen und belohnen soll. Die Vorlesungen, welche den grösten Theil der Sitzung ausfüllten, erregten eben kein sehr lebhaftes Interesse. Pastoret las einige Bemerkungen über die Geseze gegen den Luxus in den verschiedenen Epochen der römischen Republik; Levesque, kritische Untersuchungen über einige wichtige Punkte der römischen Geschichte; Silvestre de Sacy, Bemerkungen über die Art, wie die Türken Egypten besitzen, und welche TerritorialRechte sie daselbst ausüben. Dacier, der beständige Sekretair, las Notizen über das Leben der zwey lezt verstorbenen Mitglieder, David le Roy und Poirier. Der erste ist hauptsächlich durch seine Reise nach Griechenland bekannt, der zweite hat an den lezten gelehrten Arbeiten der Benediktiner grossen Antheil gehabt, wurde aber hier besonders durch das, was Herr Dacier von seinem moralischen Charakter sagte, interessant. Er hatte nämlich gegen das Ende seines Lebens beinahe das Aussehen eines Geitzigen, man sah ihn immer mit dem grobsten Tuche bekleidet, und sich mit der ärmlichsten Nahrung begnügend, nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren eine Menge Danksagungsbriefe, woraus man sah, daß er sich an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen soviel absparte, um seinen ganz unglücklichen ehemaligen Ordensbrüdern zu Hülfe zu kommen. Seine betagte Schwester, und eine andere alte Verwandtin, waren der Versammlung gegenwärtig. Die Sitzung wurde durch eine metrische und ziemlich poetische Uebersetzung der Hochzeit des Peleus und der Thetis Catull's von Ginguené beschlossen.

In den Privat-Sitzungen dieser Classe hat während dieses Monats der, durch sein Werk über Griechenland, das er nun fortsetzt, berühmte ehemalige Konstantinopolitanische Gesandte Choiseul-Gouffier, eine sehr interessante geologisch-historische Abhandlung über das Entstehen des thrazischen Bosporus vorgelesen. Diese Klasse beschäftigt sich auch sehr mit der Fortsetzung der Sammlung diplomatischer Urkunden; nach den Verhandlungen über diesen Punkt in der lezten PrivatSizung dieses Monats, soll diese Sammlung (deren Fortsetzung Bonaparte sehr empfohlen hat) nicht nur alle interessanten Urkunden Europa's, sondern die der ganzen Welt enthalten.

In einer Privatsitzung der ersten Classe hat Graf Rumford äusserst interessante Versuche über die strahlende Wärme vorgelegt. Durch einen neuen, von ihm erfundenen,

sehr empfindlichen Wärmemesser, der aus zwey Glaskugeln besteht, die durch eine gekrümmte, und unten horizontale, Röhre verbunden sind, worin sich einige Tropfen Aether befinden, hat er sich ein Mittel verschaft, die Wirkungen, welche sowohl warme als kalte Körper in einer beträchtlichen Entfernung ausüben, sehr genau zu messen, indem die Ausdehnung der Luft in der einen Glaskugel (zwischen welcher und der andern ein Feuerschirm befestigt ist) den Aether in der horizontalen Röhre sehr leicht bewegt. Mit diesem Instrumente nun hat er bewiesen, daß nicht nur die Wirkung der Wärme, sondern auch die der Kälte durch ein akustisches Rohr beträchtlich vermehrt wird. Er sieht daher beyde als durch eine Art von Schwingungen vermittelt an, wovon er die einen mit den Schwingungen der hohen Töne, die andern mit denen der tiefen Töne vergleicht. Seine Ideen sind in einer Schrift entwickelt, die er in diesem Augenblicke in Genf drucken läßt. Ein Mitglied dieser Classe, dessen Verdienste wir noch oft zu rühmen Gelegenheit haben werden, Herr Biot wird diesen Sommer mit Unterstützung der Regierung die meteorologischen und andern Observationen im Luftballon wiederholen. Derselbe denkt auch die Guillelmischen und Benzenbergischen Versuche über das Fortschleudern der fallenden Körper durch die Centrifugalkraft, welche die Bewegung der Erde denselben mittheilt, in einer 600 Fuß tiefen Bergwerksschacht zu wiederholen. Die Abweichung von der Perpendikular-Linie soll alsdann 9 Zoll betragen.

Neben diesen grossen, das Gebiet der Wissenschaften und der menschlichen Kenntnisse überhaupt erweiternden Untersuchungen, stehen die Arbeiten des Athénée des Arts, der Société Philotechnique und der Société libre des Sciences et des Arts klein da. Die erste hat in ihrer Sitzung vom 11ten März einige Arbeiter der Tapetenfabriken der Gobelins und der Savonnerie gekrönt, die vorzügliche Stücke geliefert hatten. Die zweyte bemerkte, daß einige ihrer Mitglieder hubsche Schauspiele geschrieben haben, in allen wurden viele Verse und Prosa vorgelesen, und zulezt Musik aufgeführt.

Neue Bücher.

Mit Anbruch des Frühlings trennt sich die Pariser große Welt, um auf ihre in ganz Frankreich zerstreuten Landgüter zu ziehen, der Buchhandel und die Theater suchen daher ihre interessantesten Produkte im Winter zu geben, nur einzelne ausgezeichnete Werke erscheinen nach dieser Jahrszeit. Von den eigentlich wissenschaftlichen Produkten dieses Monats sind im ersten Artikel dieses Stückes hinlängliche Nachrichten gegeben worden. Von der, mit nicht weniger Beyfall als die berühmte Valerie der Frau von Grudner aufgenommenen Duchesse de la Vallière von Frau von Genlis, ist schon vor der öffentlichen Bekanntmachung derselben ge-

sprochen worden. Romane erscheinen und vergehen täglich in großer Menge. Ein kleines Werk dieser, an innerm Werthe so sehr verschiednen Gattung, scheint sich vortheilhaft auszuzeichnen. Es heißt Maclovie, und hat eine gewisse Mamselle St. Leon, die schon durch mehrere ähnliche Produkte vortheilhaft bekannt ist, zur Verfasserin. Die Szene ist in den Bergwerken Tyrols, woraus eheliche Treue einen durch einen unglücklichen Duell dahingekommenen Edelmann nach vielen überstandenen Mühseligkeiten befreyt.

Delilles Uebersetzung des Aeneis ist nun gedruckt, und soll nächstens erscheinen. Ein Gedicht von ganz besondrer Art, die Amours Epiques, von Parseval Grandmaison, hat vor einigen Tagen die Presse verlassen. Es enthält die von Homer, von Tasso, von Ariost, von Virgil, von Milton und von Camoens besungenen Liebesszenen, als von diesen Dichtern in den elysäischen Feldern noch einmal erzählt dargestellt, und ist in sechs Gesänge vertheilt, wovon jeder den Gesang eines dieser Dichter enthält. Die poetischen Schönheiten der Originale sind oft glücklich nachgeahmt, doch wird schwerlich durch dieses Werk der Verfasser selbst sich einen Rang unter den großen Dichtern erringen.

Bey Gelegenheit des Kriegs mit England ist eine äusserst genaue Topographie dieses Landes von dem Landcharten-Bureau des Kriegsministeriums herausgegeben worden.

Von den Archives littéraires de l'Europe, einem neuen litterarischen Journale, das hier mit steigendem Beyfalle aufgenommen wird, und das in Paris bey Henrichs und in Deutschland bey Cotta verlegt wird, ist seit Erscheinung unsres lezten Stückes die 2te Lieferung erschienen, und so eben verläßt die 3te die Presse. In jener haben hauptsächlich ein Aufsatz des Abbé Morellet, über den Geist des Widerspruchs, eine Notiz über den neuesten Gang der deutschen Philosophie von J. G. Schweighäuser, und ein witziger Auszug aus den Selbstbekenntnissen Lichtenbergs die Aufmerksamkeit des Publikums erregt. Das dritte zeichnet sich durch mehrere interessante Notizen über aus- und innländische Litteratur aus, und enthält unter andern einige ungedruckte Briefe von Voltaire mit Gedichten, worin der Geist dieses so einzigen Kopfes nicht zu verkennen ist.

Das erste Stück der Monumens Antiques du Musée Napoléon gravés par Th. Piroli et expliqués par J. G. Schweighæuser wird in wenigen Tagen erscheinen, es enthält: 1. einen Thron Saturns, Basrelief. 2. Den colossalen Jupiterskopf aus Otricoli. 3. Den Jupiter von Versailles, welchen Montfaucon für ein Werk Myrons hielt. 4. Ein Basrelief aus Turin, welches den Jupiter zwischen der Juno und der Venus darstellt. 5. Einen colossalen Juno'skopf aus Versaille. 5. Eine kleine Juno aus dem Cabinet des Herzogs von Penthievre. 7. Die colossale Pallas aus Velletri. 8. Die colossale Büste eben derselben aus der Villa Albani. 9. Eine Minerva in dem alten, sogenannten hetrurischen

Style, aus Modena. 10. Eine schöne Minerva aus Versailles. Man wird die Rangordnung der Götter und die historische der geschichtlichen Denkmäler befolgen. Die Beschreibungen enthalten manche treffliche Bemerkungen, welche Visconti dem Herausgeber mitgetheilt hat. Die Kupfer sind mit großer Genauigkeit gezeichnet, und im ächten Geist der Antike bearbeitet.

Von Degerando wird nächstens eine Histoire comparée des Systèmes de Philosophie relativement aux principes des connoissances humaines bey Henrichs herauskommen. Sie ist uns vor der öffentlichen Bekanntmachung mitgetheilt worden, und wir können von dem Fleisse sowohl als von dem philosophischen Geiste, womit sie geschrieben ist, ein so gewissenhaftes als rühmliches Zeugniß abstatten.

Die Preisschrift des Herrn Villers, wovon im Artikel über das National-Institut gesprochen worden ist, ist bey demselben Buchhändler erschienen, mit derselben wird eine Esquisse de l'histoire de l'église depuis son fondateur jusqu'à la réformation von demselben Verfasser ausgegeben, welche der Preisschrift auch für das National-Institut angehängt war, aber als ein besonderes Ganzes.

Fortsetzung der Theatergeschichte.

Den 24sten Februar wurde im Theater Feydeau die kleine Oper von Marmontel, der Cicisbeo genannt, mit einer neuen Musik von Piccini, dem Sohne des berühmten Componisten dieses Namens, aufgeführt. Ein junger Italiener wird von einer Heurath mit einem schönen jungen Mädchen durch eine Liebschaft mit einer verheuratheten Dame, die ihn nach Landessitte zu ihrem Cavalier aufnehmen will, abwendig gemacht. Das Mädchen beklagt sich bey der Dame, und weiß ihr Mitleid zu erregen, sie versteht sich mit ihrem Manne, um den Jüngling zu plagen. Er wird bey Nacht ins Haus gelassen, durch eine angestellte Ueberraschung, mitten in Sturm und Regen, zum Fenster hinaus, zuerst auf einen Balcon, dann in den Hof gesprengt, hier sieht er ein Sail, vermittelst dessen er die Mauer erklettern will, es ist aber ein Glockensail, und auf sein Geläute läuft das ganze Haus zusammen. Der Mann droht dem unglücklichen Liebhaber mit Gefängniß und Gift, endlich läßt er ihm die Wahl, statt dessen, ein verschleyertes Frauenzimmer zu heurathen, in dieser erkennt er, nach dem mühsam gefaßten Entschlusse, mit freudiger Ueberraschung seine Verlobte. Diese etwas platte Intrigue machte wenig Glück, die Musik aber gefiel so ziemlich, und in einzelnen Theilen sogar recht sehr.

Den 27sten wurde im Theater du Vaudeville ein sehr komisches kleines Stück aufgeführt, das die zwey Schlüssel benannt ist, weil durch einen doppelten Schlüssel ein junger Mann, der in das Zimmer eines Freundes, welcher ihm denselben anvertraut hat, zu treten glaubt, in das Zim-

mer einer alten Jungfer geräth, die den Oheim seiner Geliebten heurathen will, und die sich, ohne ihn zu kennen, seiner Heurath mit dieser aus allen Kräften widersetzt hat. Die Jungfer ist bey seinem Eintritt nicht zu Hause, als sie kömmt, erschrickt sie gewaltig, und läuft nach dem Polizei-Commissair, weil sie den unbekannten Gast für einen Dieb hält. Dieser kleidet sich unterdessen aus, und zieht einen Nachtrock und Pantoffeln an. Der Commissair kann natürlicherweise nicht glauben, daß ein so ruhig auswartender Mensch ein Dieb sey, und hält denselben fur einen flüchtigen Liebhaber. Der Jüngling bestärkt ihn in seinem Irrthum, und setzt die alte Jungfer in große Verlegenheit, besonders da ihr Bräutigam dazu kommt, und eifersüchtig wird. Der Jüngling zieht die beyden Alten nicht eher aus der Verlegenheit, bis man ihm versprochen hat, seiner Heurath nicht mehr hinderlich zu seyn, und die doppelte Hochzeit der beyden Paare beschließt das Stück.

Den ersten März wurde zum Vortheile der alten Schauspielerin Madame Dugazon im Opernhause das berühmte Trauerspiel Corneille's, Sertorius aufgeführt. Man sagt, Bonaparte, der den Corneille beynahe ausschliessend liebt, habe dieses Schauspiel begehrt. Es that keine sehr große Wirkung, desto rührender aber waren die Bezeugungen von Theilnahme und Anhänglichkeit, die Madame Dugazon sowohl vom Publikum als von ihren Cameraden erhielt. Nach dem Schauspiele gab ihr das Orchester der Opéra Comique ein Conzert, worin man hauptsächlich diejenigen Arien sang und spielte, welche sie zuerst und mit vorzüglichem Beyfall gesungen hatte.

Den 7ten März spielte man im Théatre du Vaudeville ein kleines neues Stück, das beynahe die ganze Vorstellung hindurch ausgepfiffen wurde, es heißt les Fâcheux d'aujourd'hui, und erfüllte seinen Titel so gut, daß alle Personen desselben ohne Ausnahme langweilig und unangenehm schienen. Einige hübsche Verse unterhielten jedoch die Geduld des Publikums.

Den 8ten März. Théatre François, le Mariage fait et rompu. Dieses witzige und anziehende Stück von Dufrenis war schon sehr lange nicht gespielt worden, und wurde mit großem Beyfall aufgenommen. Eine alte Dame will ihre Nièce, die eine hübsche junge Wittwe ist, zwingen, einen Mann zu heurathen, den sie nicht liebt; um diese Heurath rückgängig zu machen, weiß die in die Enge getriebne junge Dame kein besseres Mittel, als ihren ersten Mann wieder aufleben zu lassen. Seine Rolle wird von einem ihm etwas ähnlichen Fremden gespielt, welcher der Tante Liebesbriefe vorweist, die sie ehedem an den Mann ihrer Nièce geschrieben hatte, und die dieser seiner Frau anvertraut hatte. Die Tante wird dadurch erschröckt, und wird nachgiebiger; sie verspricht alles zu thun, was man will, wenn man ihr nur die Briefe zurück gibt, und die

Nièce, von der unangenehmen Heurath befreyt, schließt eine andre nach ihrem Herzen.

Den 10 März wurde in demselben Theater, auch nach einer Unterbrechung, das Stück Destouches's, der verheurathete Philosoph, mit vielem Beyfalle gespielt. Der Dichter trägt darin einige Umstände seiner eignen Geschichte auf eine verdeckte Weise vor. Sein Philosoph nämlich verheimlicht, wie bekannt, seine Heurath, er selbst war insgeheim mit einer reichen und vornehmen Engländerin verheurathet.

Denselben Tag führte man im Théatre du Vaudeville das liebliche Stück Fanchon la vielleuse zum 100 und leztenmale auf, man sagt, es habe diesem Theater 250,000 Franks eingetragen.

Den 11ten März wurde in diesem Theater ein kleines Stück une Nuit d'Arlequin à Bagdad aufgeführt, das eine Nachahmung der drey Buckligen, oder der Pantoffeln des alten Geitzigen dieser Stadt ist. Ein Strohmann, der den Hanswurst vorstellt, gibt zu vielerley Unheil und Misverständnissen Anlaß, da zuerst ein Betrunkner, dann ein Wundarzt, dann ein Cadi ermordet zu haben glaubt, weil sie in der Nacht und aus Dummheit nicht bemerken, daß diese Puppe blos deswegen kein Lebenszeichen gibt, weil sie nie belebt war. Der Verfasser hatte sich auf eine ähnliche Weise verrechnet, und nicht bemerkt, daß er seinem Stücke kein Leben eingehaucht habe. Nach der Vorstellung begehrte das Publikum, daß die Schauspieler, um die Zuschauer für die ihnen gemachte Langeweile zu entschädigen, eine Allemande tanzen sollten, welches auch geschah.

In diesem Theater ist vor einigen Jahren ein sehr witziges Stück aufgeführt worden, Arlequin ganz allein (dieß ist auch der Titel desselben), das die Aufmerksamkeit des Publikums aufs lebhafteste fesselte. Eine Nachahmung dieses Stücks unter dem Titel: Scapin tout seul, die den 10ten März zum erstenmale aufgeführt wurde, fand auch vielen Beyfall. Scapin, der intrigante Bediente, ist des Lebens müde geworden, und hat sich mit einer wohl versehenen Geldkiste und mit einigen Büchern in die Einsamkeit seines Zimmers zurückgezogen. Vergebens verfolgt ihn eine lebhafte Schöne mit Liebesbriefen, vergebens werden ihm die ersten Bedienten-Rollen eines Theaters angeboten, er bleibt unwandelbar bey seinem catonischen Entschlusse. Endlich läßt ihm das Mädchen auf eine listige Weise seine Geldkiste entwenden, und zwingt ihn dadurch wieder ins thätige Leben zurückzugehen. Im Vaudeville werden alle Stücke bey der ersten Vorstellung durch eine kleine Singstrophe angekündigt, die vor der Eröffnung der Szene abgesungen wird, das Couplet d'annonce dieses Stücks hieß:

Arlequin obtint l'avantage
De vous plaire quoique tout seul;
Et jaloux du même suffrage,

Scapin va paroître tout seul.
En n'offrant qu'un seul personnage
L'ouvrage doit aller tout seul:
Car vous aurez trop de courage,
Pour vous metre tous contre un seul.

In der komischen Oper der rue Feydeau wurde den 20sten März ein kleines und sehr absurdes Stück aufgeführt, das aber wegen einiger komischen Situationen, und wegen seiner hübschen Musik ziemlich gefiel. Es heißt: une heure de Mariage. Ein Jungling, den sein Oheim zwingen wollte, eine reiche Erbin zu heurathen, hat eine Freundin dieser geheurathet, jene aber vermocht, sich gegen den Oheim zu stellen, als ob sie seine Frau wäre. Aus den sonderbaren Szenen zwischen diesem Trio und einem Liebhaber der reichen Erbin, der dazu kömmt, entstehen ärgerliche Verwirrungen, so daß der Oheim endlich sehr froh ist, zu erfahren, daß sein Neffe nicht diese, sondern die andre Wahl getroffen habe. Dieser Oheim ist ein brummiger Dummkopf, der von dem genialischen Akteur Julies mit außerordentlicher Wahrheit und mit ächt komischem Talente gespielt wird.

Das Theater Louvois gab ungefähr zu gleicher Zeit ein kleines Stück, worin unter dem Namen Herr Girouette (Windfahne) die Charakterlosigkeit lächerlich gemacht wird. Da es aber unmöglich ist, diesen Fehler interessant zu machen, so blieb das Publikum ziemlich kalt, man fand sogar mit Recht einige Unschicklichkeit in dem Umstande, daß der Wetterwendische ein Greis ist, der also mehr aus gutmüthiger Schwäche als aus einem verächtlichen Grunde mit dem einen ja, und mit dem andern nein sagt.

Den 23sten März ist im Théatre François das beliebte Stück von Colin-Harleville, le vieux célibataire zum erstenmale seit Molieres Tod wieder aufgeführt worden. Dieser vortrefliche Schauspieler wurde in der Hauptrolle des Stücks durch Saint Fal ersetzt, welcher sich darin mit einer in der That überraschenden Vortrefflichkeit zeigte, und den grösten Beyfall fand. Das Spiel der Mlle. Contat in diesem Stücke ist schon lange als eine ihrer glücklichsten Rollen berühmt.

Den 26sten März nahm das Theater Louvois den Tambour nocturne von Destouches, der schon lange nicht mehr gespielt wurde. Das Stück ist bekanntlich dem Trommelschläger Addison's nachgeahmt, und einige Szenen sind mehr im Englischen als im französischen Geschmack. Es fand vielen Beifall.

Während der Osterwoche spielten mehrere Theater gar nicht, andre führten heilige Stücke auf. In der grossen Oper sah man das herrliche Oratorio Saul und in der Opéra buffa wurde das Stabat mater gesungen.

Die Konzerte haben sich zu Ende dieses Winters sehr vermehrt, besonders die des Musik-Conservatoriums waren sehr

vortrefflich, und diese grosse Anstalt bewies darin, wie sehr viel sie zur Vervollkommnung des musikalischen Talents unter den, von Natur nicht sehr musikalischen, Franzosen beitrage. Im lezten Konzerte des sogenannten olympischen Saales trug sich ein sonderbarer Vorfall zu. Boucher, ein spanischer Virtuose wurde von dem Beifall, den er fand, so sehr gerührt, daß er am Ende eines Concerto Viotti's ohnmächtig niedersank.

Luxus, Moden, Bälle, Spaziergänge, Longchamp.

Das Walzen war diesen Winter sehr Mode, besonders auch auf die schnelle Weise, welche die Oestreicher lang aus nennen, und die in der That den meisten hohen graziösen Gestalten der Französinnen sehr wohl ansteht. Die künstliche Gavotte und der spanische Fandango zierten die Privatbälle und die liebliche Montferine war in diesem Fache die Neuigkeit des Winters.

Die Form der Möbels ist hier eben so sehr der Mode unterworfen, als die Kleider; besonders auf die Bettgestelle und auf die Art, die Vorhänge um das Bett zu befestigen und zu drappiren, wird viele Kunst verwandt. Eine Zeitlang wurden alle Bettvorhänge von Adlern getragen, seit Kurzem scheinen die Damen diesen Adlersblick über ihrem Bette zu scheuen, und diejenigen, welche der Mode folgen, haben statt dessen eine blosse Krone von Laubwerk, oder sie lassen, von kriegerischem Eroberungsgeiste beseelt, ihre Vorhänge von Lanzen und Fahnenstangen tragen, und geben denselben auch wohl die Gestalt eines Zeltes. Die Adlersköpfe dienen nun, um eine neue Art von Waschgefässen zu tragen, die man Lavabo nennt. Die Cariatiden, welche schon lange an den Betten prangten, werden nun auch auf die Kommoden und andre Möbels angewandt, auch die antike Leyer-Köpfe und Vasen werden immer allgemeiner nachgeahmt, und überhaupt vermehren sich die griechischen Formen in Zimmergeräthe und Kleidung in demselben Maase, in welchem griechischer Geist und griechische Sprache aus den Köpfen verschwindet.

Auf die Nadeln, womit die Hemden vorne zusammengehalten und verziert werden, wurde seit einigen Jahren viele Sorgfalt verwandt; seit der Wiedereinführung der Hemdekrausen ist dieser Luxus weniger häufig, doch sieht man noch dergleichen Nadeln mit Perlen, und andre von mosaischer Arbeit. Für Frauenzimmer oder für sehr elegante Stutzer werden seit Kurzem dergleichen Nadeln mit ausgehöhlten kostbaren Steinen, worein einige Tropfen Rosen-Essenz gegossen wird, verfertigt.

Die theuern Kaschemirshawle wurden diesen Winter täglich allgemeiner, reiche Frauen finden es sehr bequem, durch ein kostbares Kleidungsstück weitläufigen Putz zu ersetzen, und

selbst im größten Negligee zu zeigen, daß sie zu der sehr eleganten Welt gehören.

Der längst vergessene Suwarow ist vor Kurzem an den Beinen der hiesigen Stutzer wieder erschienen, man nannte nämlich nach seinem Nahmen eine besondre Art weiter Stiefel; die Falten dieser Stiefel nannte man eben so, und die Schuster rühmten an den wohlgerathensten dieser Beinbekleidungen qu'ils font bien le Souwarof.

Die Stunden der Promenade ändern sich in dieser Jahrszeit nach einem so unwandelbaren Gesetze, daß man die Tuilerien die Sonnenuhr der schönen Welt nennen könnte. Im Winter geht man von zwölf bis zwey Uhr auf der sonnigen Terrasse des feuillans auf und nieder, so wie die Sonne ein wenig steigt, verlängert sich diese Zeit, und einige Stühle geben den Spaziergängern Gelegenheit, etwas gemächlicher des neuen Glanzes zu geniessen. Kurz darauf wird diese Terrasse öde, weil die Sonne daselbst zu warm wird, dieß ist dißmal schon in der Mitte des Märzes geschehen. Man sieht alsdann die schöne Welt zuerst zwischen drey und vier, bald aber zwischen vier und fünf in der langen Kastanien-Allee auf- und untergehen, oder sich in grosser Menge auf die Stühle niederlassen. Bald wird auch dort die Sonne unangenehm, und die Tuilerien sind des Morgens öde, aber Abends desto glänzender besetzt. Die (hier vormittäglichen) Promenaden zwischen drey und fünf waren dißmal in den Tuilerien desto zahlreicher, weil die strengen Untersuchungen an den Barrières die Spaziergänge in den bois de Bologne, die sonst in dieser Zeit vom allerbesten Tone sind, unbequem machten. Nun locken die Spaziergänge nach Longchamp, für welche jene Hindernisse aufgehoben wurden, die spazierlustige Welt in die Champs Elisées, wo auch schon die Ballspiele verschiedner Art und andre Vergnügungen der Jugend wieder angefangen haben. Lieblich ist es zu sehen, wie die ersten lauen Lüfte des Frühlings die elegante Welt aus ihren Besuchzimmern und Cirkeln, und die untern Volksklassen aus ihren dumpfen Gewölben und schmutzigen Strassen, wie mit Zaubergewalt hervorlocken, und alle diese, so weit von der Natur entfernten, Menschen wenigstens auf einige Augenblicke in eine Art von Schäferwelt versetzen.

Die ehemals religiöse, jezt blos modische Spazierfahrt nach Longchamp war übrigens dißmal gar nicht brillant, woran theils der Mangel an Fremden und an Geld, theils die unangenehmen und beunruhigenden Begebenheiten des Moments Schuld seyn mochten. Die elegantesten Damen, statt die Spazierfahrt mitzumachen, giengen zu Fuß und in Ueberröcken von Tuch in die Alleen.

Französische Miscellen

Sechster Band

Zweites Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1804.

Inhalt dieses Stücks.

Fortsetzung der wissenschaftlichen Nachrichten von Herrn D. Friedländer.

Wir haben dem Leser in den ersten Nachrichten über naturwissenschaftliche Gegenstände die besten Handbücher über die Naturgeschichte in Frankreich und die wichtigsten Neuigkeiten in dieser Wissenschaft angezeigt; in dieser Fortsetzung erhält er ähnliche Notitzen über die physischen, chemischen und medizinischen Wissenschaften, und wir holen das aus den bereits erwähnten Fächern nach, was in diesem Monate Neues hinzugekommen ist. (Der Leser weiß schon, daß die trefflichen Annales du Muséum national d'Histoire naturelle, so wie das Bulletin de la Société Philomatique, das von nun an regelmäßiger erscheinen soll, zu unsern hauptsächlichsten gedrukten Quellen gehören; daher wir zur Erspahrung des Raums ersteres mit A. d. M. H. N., lezteres mit den Buchstaben B. d. S. P. bezeichnen wollen, um anzuzeigen, wo nähere Auskunft über die berührten Gegenstände zu holen ist.)

1. Mineralogie und Geologie.

Es werden jezt, wie es scheint, im Jardin des Plantes regelmäßig Analysen von Herrn Langier unter der Aufsicht der Herren Fourcroy und Vauquelin gemacht. Die A. d. M. H. N. enthalten im 18ten Hefte die Analyse eines kristallisirten phosphorsauren Eisens, welches in Isle de France und auch in Brasilien vorgefunden worden ist.

Das Journal de Physique von Delametherie enthält einige allgemeine Blicke zur Erklärung einiger geologischen Phänomene, die Pohlen betreffen, von Alexander Sapieha. Es ist interessant, hier einige physisch-geographische Ansichten über dieses noch nicht hinlänglich gekannte Land zu finden. Es sind 3 Pla-

teaux von Bergen bemerkbar, die das Land theilen. Es scheint ausser Zweifel zu seyn, daß der niedrige Theil vom baltischen Meere bedeckt war, denn man findet allenthalben Spuren von Bernstein u. s. w.

2. Botanik.

Thouin beschreibt 3 Arten einer überaus schönen Pflanze, Dahlia genannt, die zu Gartenverzierungen anzuwenden ist, und giebt Regeln über die Kultur derselben. Er hat Hoffnung, daß sie sich bald bey uns im Freyen werde anpflanzen lassen, denn wenn die Hitze in Mexico, woher sie kömmt, anhaltender ist, so sind dafür unsere Tage länger, und die Nächte weniger kalt, daher die Masse der Hitze vielleicht so groß und grösser. Wir ziehen bereits die Wunderblume (mirabilis longiflora L.), die ebenfalls aus Mexico kömmt; und um sich einen noch deutlichern Begriff von der Möglichkeit einer solchen Kultur zu machen, darf man nur bedenken, daß es in Rußland nur 40 Tage bedarf, um Gerste zur völligen Reife zu bringen, statt daß dieses im nördlichen Frankreich 6 Monate erfordert. Wie dieses Acclimatisiren zu bewirken ist, wird in dieser, wie in den andern Abhandlungen des Herrn Thouin, dem es hierin an Erfahrung nicht fehlen kann, umständlich angezeigt. Er vermuthet übrigens, daß die grossen Wurzeln dieser Staudengewächse, die mit der Sonnenblume (Helianthus tuberosus) zu einer Section gehört, auch für die Oeconomie nützlich werden könnte. In jedem Falle würden sie, da sie im Herbste blühen, die gewöhnlich gelben und blaulichen oder gris de lin Blumen durch ihre schönen Farben angenehm unterbrechen. Die Blumen sind hier mit Farben abgedruckt, und man muß mit Bewunderung sehen, wie sich diese schöne Kunst in Frankreich täglich verallgemeinert und verbessert.

In dem 82sten Stück des Bulletin d. S. P. ist eine neue Species Iberis angezeigt, die Herr Guersent auf Kalkfelsen am Ufer der Seine entdeckt hat, und die ebenfalls einen Plaz in Gärten verdiente.

Der Jardin des Plantes hat vom 1sten Vendemiaire des Jahres XI bis zum 1sten Messidor desselben Jahres, also in 9 Monaten, durch Tausch und Geschenke von seinen Correspondenten 4,084 verschiedene Saamen und 595 Gewächse erhalten. Dagegen hat er den Specialschulen, botanischen Gärten, Cultivateurs und Liebhabern, Ackerbaugesellschaften, Pächtern und Colonialgärten, wiederum vertheilt: an lebendigen Pflanzen 6,419 Species und Varietäten, oder 15,596 Individuen, und an Saamen 58,276 Säckchen. Die Namen derer, die dem Garten Geschenke gemacht haben, werden dankbarlichst genannt und specificirt; dagegen wird kein Liebhaber der Kultur ohne Hochachtung eine Administration nennen können, die so fern von aller kleinlichen Abgunst eine so hohe Liberalität zum Muster aufstellt, und ohne Kärglichkeit ihren Reichthum nicht nur über Frankreich, sondern fast über Europa und alle europäischen Colonial-Besitzungen spendet. Der grössere Theil des Tauschhandels ist, wie natürlich, mit England geschehen, welches soviel zu geben hat. —

Von den Liliacées des Redout ist mit dem 10ten Hefte ein Folioband fertig.

Das Werk von Petit Thuar über Pflanzen von Madagascar u. s. w. ist erschienen.

3. Zoologie.

Mad. Bonaparte hat in ihrer Menagerie zu Malmaison mehrere seltene Thiere, die einheimisch werden könnten und nützlich wären. Unter andern befindet sich daselbst ein Hirschpaar aus Luisiana, welches mit dem

Gangeshirsch (axis) manches gemein hat. Herr Geoffroy beschreibt es genauer im B. d. S. P. St. 82.

Herr Geoffroy theilt auch im 83sten Stücke des B. d. S. P. Bemerkungen über den sogenannten Jaguar des Buffon mit. Die Jaguarkatze (felis onza) ist nemlich auch nur neulich wieder von Azzara mit der Pantherkatze (felis pardus) verwechselt worden. Hierzu gaben die Buffon'schen Abbildungen die Veranlassung. Auch erstere schreyt, nachdem sie gegessen hat; allein es ist ein wahres Bellen von houa, houa, welches schnell hintereinander ausgestossen wird; der Panther brüllt aber eher wie ein Tieger. Dieses leitete Herrn G. zu genaueren Untersuchungen, und indem er eine grosse Pelzhandlung, wo er viele Häute vorfand, mit zu Rathe zog, fand sich's, daß der Panther um die Hälfte kleiner als der Jaguar ist, und nur 14 bis 15 Decimeter habe; auch ist die Haut dichter mit kleinern Flecken besäet, so daß man 8 bis 10 Reihen an jeder Seite zählen kann, statt daß der Jaguar nur 4 oder 6 solche Reihen hat, u. s. w. Allein ausser dem Unterschiede der Farbe, ist auch der Jaguar stärker, untersätziger, mit dickern Gliedern und kürzerm breitern Kopfe versehen. Auch der Schwanz ist weniger lang. Ueberhaupt nennen die Pelzhändler das Jaguarfell gewöhnlich Panther, und das Fell des Panthers Tiegerfell. Die Tafel N. XII. des 9ten Buchs der Quartausgabe des Buffon giebt den Jaguar unter dem Nahmen des weiblichen Panther. Sie ist nach einem Thiere in Versailles gemacht, dessen Herkunft man nicht wußte. — Diese Bemerkungen wurden übrigens bey Gelegenheit eines Jaguars angestellt, der eben aus St. Domingo angekommen ist.

4. Vergleichende Anatomie.

Herr Duvernoy hat unter der Aufsicht des Herrn

Cuvier genaue Beobachtungen und Vergleichungen unter den Speicheldrüsen der 4 ersten mit Rückenwirbeln versehenen Thierklassen angestellt, und sie im 83sten St. des B. d. S. P. bekannt gemacht.

Wir haben neulich die Art begreiflich zu machen uns bemüht, wie Herr Cuvier die Bruchstücke fossiler Knochen ergänzte, und zu bestimmen suchte, ob sie zu bekannten Thiergattungen gehören oder nicht. Das 18te Heft der A. d. M. H. N. enthält die Ergänzung der Füsse, die er in den Steinbrüchen vorgefunden hat. Nachdem er nemlich auch hier alle gleiche, kleine und grössere Knochen zusammenreihte, schloß er aus den Hervorragungen und Vertiefungen, was zusammengehörte, und verglich es nach dem, was sein Cabinet, aber mehr noch seine ausserordentliche Uebung und Tact ihm darboth, mit andern Thierclassen. Das Resultat war, daß Herr C. ausser den Füssen fleischfressender Thiere, Hinterfüsse von 2 verschiedenen Geschlechtern gefunden hat, und daß diese Füsse wahrscheinlich zu jenen Köpfen gehören, von welchen im lezten Hefte geredet worden ist. Sowohl die zoologische Verwandtschaft, als die Grösse derselben lassen dieses vermuthen. Indessen ist der Verf. dessen nicht so gewiß, daß die Füsse zu den Köpfen gehören, deren er erwähnte, als er gewiß ist, daß so wohl die vorgefundenen Füsse als jene Köpfe von Thiergattungen kommen, deren lebendige Originale verloren gegangen sind.

In dem 82sten Stücke des B. d. S. P. sucht Herr Cuvier, so viel es für jezt schon möglich ist, die Zähne, das heißt, die Knochen, die in den Kiefern sitzen, ohne mit ihnen verwachsen zu seyn, zu vergleichen, die in Saugthieren, Reptilien und Fischen sich finden, und untersucht nacheinander ihre Struktur und Entwickelung, so wie ihre Arten und Verbindungen: ob sie nemlich zusammengesezt, oder einfach sind; ob die

äussere Substanz sie ganz umgiebt, oder auch in das Innere, wie beym Elephanten, eindringt (wo der Zahn in der Jugend aus mehrern Stücken besteht), oder endlich ob, wie bey wiederkäuenden Thieren, diese äussere Substanz nur in einer gewissen Tiefe sich gleichsam hineinfaltet. Hierauf untersucht er die Verschiedenheit des Schmelzes, der Knochensubstanz und des Marks, so wie das Wachsthum, die Würkung eines Zahnes auf den Andern, einer Kinnbacke auf die Andre und die verschiednen Epochen, in welchen die Zähne sich folgen. Obgleich dieser Gegenstand theilweise sonst schon behandelt ist, so mußte er bey diesen allgemeinern Blicken doch noch mehr gewinnen, und der Nutzen dieser Untersuchung für Classifikation, für Kenntniß fossiler Zähne, so wie für Physiologie überhaupt, wird jedermann begreiflich seyn.

Eine interessante Vergleichung der Organe der Pflanzen und der Thiere, so wie ihrer ganzen Anatomie hat Herr Delametherie neulich in seinem Journal der Physik angestellt.

5. Physik.

Das Elementarwerk, welches Herr Hauy für die Lyceen verfertigt hat, ist bereits in Deutschland in so vielen Uebersetzungen angekündigt worden, daß wir den Leser bey der Erwähnung desselben nur aufmerksam machen wollen, daß sowohl die Kürze der Zeit, in der es fertig seyn sollte, als auch seine eigentliche Bestimmung es erforderlich machten, nicht so viel auf Vollständigkeit als auf Klarheit und Präcision zu sehen; um das Gedächtniß des Anfängers nicht zu überladen, wohl aber um ihn in den Stand zu setzen, die Principien zu begreifen, und die Folgerungen und Anwendung selbst zu finden. Zu viel Anmerkungen und selbstgefällige vermeintliche Verbesserungen könnten demnach

der Bestimmung eher zuwider als ihr beförderlich seyn, zumal wenn sie mit der nicht ungewöhnlichen Dunkelheit vorgetragen werden, die heutige Schüler mit Anmassung nachbeten macht, ohne daß sie sich selber von dem, was sie wissen, Rechenschaft geben können, und die sie in dem Maaße bewundern, als sie sie nicht verstehen. Schon Lehrer pflegen unter diesen Umständen sich alsdann gern auf einer Höhe zu glauben, welche gewöhnliche Sterbliche nicht zu erreichen und zu begreifen im Stande sind. Solche Dunkelheit ist freylich bey großen seltenen Originalköpfen, die etwas zuerst entdecken, nicht unerhört, aber unglaublich ist es, wenn alles so unverarbeitet in die Schule übergeht, und die Verwirrung ein Character derselben wird.

Das Januar-Heft des Journal de Physique, welches Hr. Delametherie redigirt, enthält einen sogenannten Discours préliminaire, eigentlich ein Register dessen, was im vorigen Jahre in Frankreich und größtentheils auch in andern Ländern Neues für die Naturwissenschaften erschienen ist. Diese Uebersicht füllt, wie man sich erinnert, das erste Heft jedes Jahres, und der rastlos thätige Herausgeber verdient dafür sicherlich vielen Dank.

Die Annales de Chimie enthalten unter Anderm die Beschreibung eines neuen Duplicators der Electricität von Hacheth, Prof. der Ecole Politechnique, dem das Nationalinstitut seinen Beyfall geschenkt hat.

Der Herausgeber der Miscellen hat neulich eines sehr empfindlichen Luftthermometers erwähnt, dessen sich der Graf Rumford bediente. Die Versuche, die er mit demselben anstellte, sind von äusserster Wichtigkeit, sie zeigen nemlich, daß glatte Körper weniger schnell die Wärme fahren lassen und annehmen, als rauhe, und daß ein polirtes Gefäß z. E. länger eine enthaltene Flüßigkeit warm erhält, als ein mit Ruß

geschwärztes, oder mit Farben bestrichenes. Besonders merkwürdig ist der Versuch, wo der Hr. Graf ein mit Firniß bestrichenes Gefäß mit einem blankpolirten verglichen hatte, und dieses bestrichene alsdann wiederum mit Goldplättchen vergoldete; in dem Augenblick ließ nemlich dieses vergoldete blanke Gefäß die Wärme eben so langsam fahren, als das glattpolirte, ohne daß der Firniß weiter Einfluß hatte. Das Detail dieser Versuche und die Theorie einer Wärmestrahlung, aus welcher der Graf sie zu erklären sucht, haben wir in den berühmten Gilbert'schen Annalen der Physik mitgetheilt, hier wollten wir nur des praktischen Nutzens erwähnen, auf den diese Versuche leiten. Der Graf Rumford vergleicht die Mittheilung der Wärme mit der Mittheilung des Schalles, und indem er die Wärme durch ein Hörrohr streichen ließ, dessen engeres Ende auf sein Thermoscop stieß, wurde der Wärmegrad doppelt so stark, als er um die Zeit gewesen war, da das erwärmende Gefäß frey auf den Thermoscop wirkte, oder wie er sich spaßhaft ausdrückt: „die erwärmte „Kugel sprach vor der großen Oeffnung des Hörrohrs, „indem das Thermoscop vor der kleinern hörte."

Graf Rumford hat in einer neuen Abhandlung die Versuche über das Erkalten noch zu variiren gesucht. Er bediente sich hierzu der Instrumente, die die Physiker aus seiner 2ten Sammlung von Versuchen kennen.

Rochon hat in der lezten Sitzung des Instituts das Anzünden der Flotte mit dem archimedischen Brennspiegel zu erklären gesucht. Er glaubt, daß man sich hierzu eines Corps Soldaten bediente, die man mit Spiegeln in einem Kreise stellte und abrichtete, die einfallenden Sonnenstrahlen in einem Punkte zu vereinigen. Er glaubt, daß man mit solchen Manövres weit mehr, als mit Maschinen ausrichten kann, woher es sich auch erklärt, warum die neuern, zumal

Buffon'schen, Versuche dieser Art nicht gelingen konnten. Im Uebrigen scheinen ihm leicht zu giessende Metallspiegel, wenn sie auch ihre Politur nicht lange behalten, zu diesem Behufe geschickter, als welche von Glas.

6. Chemie.

Das beste kürzere Handbuch der Chemie ist noch immer das des Herrn Bouillon Lagrange, so wie das vollständigste und weitläufigste das des Herrn Fourcroy. Die Annales de Chimie erscheinen regelmäßig fort, und gehören zu den gelesensten Journalen, sie enthalten zulezt vieles, das aus deutschen Quellen geschöpft ist.

Das Dictionnaire de Chimie, von dem jungen Cadet, scheint keine Uebersetzung zu verdienen, und ist gröstentheils aus bekannten Materialien gezogen.

Herr Thenard, der Professor am Collège de France an Vauquelins Stelle geworden ist, beschäftigt sich noch immer mit Versuchen über Farben. Eine jüngstentdeckte schöne blaue Farbe des Kobalts ist bereits im Handel, und zeigt sich sehr dauerhaft.

Die neue Umarbeitung der Berthollet'schen Färbekunst ist im Druck, und muß bald erscheinen.

Gay Lussac hat über das wechselseitige Niederschlagen der Metallkalke aus ihren Auflösungen schöne Versuche angestellt. Die Metallkalke neutralisiren nemlich die Säuren in ungleichem Grade und Verhältniß, und dieses veranlaßte z. E. die Auflösung des grünen Eisenkalks von dem beygemischten Rothen zu befreyen; ferner dem schwefelsauren Zink und Kupfer Eisen zu entziehn; drittens sich ein grünes schwefelsaures Eisen ohne Kupfer zu verschaffen, so wie viertens das Kupfer leicht vom Silber zu trennen. Man sieht hieraus, welchen großen Vortheil die Künste aus diesen Versuchen ziehen können.

Fourcroy und Vauquelin haben bereits vor einiger Zeit Thierknochen der Analyse unterworfen, und in denselben unter Anderm phosphorsaure Magnesia entdeckt, die sich in menschlichen Knochen nicht findet. In den Nahrungsmitteln findet sich diese Substanz häufig, und merkwürdig ist, daß der Urin und die Urinblasensteine des Menschen oft viel von dieser Substanz enthalten, der Urin und die Blasensteine der Thiere enthalten sie aber ganz und gar nicht.

Die Räucherung mit dephlogistisirten salzsauern Dämpfen, nach Guyton'scher Methode, ist neulich von einem Herrn Paroletti, in Zimmern, wo man Seidenwürmer zieht, mit großem Nutzen angewendet worden, um sie von einer Krankheit zu befreyen, von welcher sie oft in dem Augenblicke, wo man die schönste Erndte derselben erwartet, befallen werden.

7. Anatomie.

Man bedient sich in Frankreich mehrerer Handbücher der Anatomie. Sömmering ist sehr gekannt und wenig gebraucht, Boyer ist nicht vollendet, Sabatiers Werk scheint zumal in Montpellier das beliebteste, und Bichat Anatomie descriptive in 5 Bänden, wovon die lezten beyden von seinen Freunden Buisson und Roux ausgearbeitet sind, ist das Neueste in diesem Fache. Doch zieht man gewöhnlich die Anatomie générale von Bichat zum Gebrauche vor.

Der Versuch über die Mittel, die Zergliederungskunst zu erweitern und zu vervollkommnen, von Dumenil, ist voll von originellen, practischen und erprobten Ideen über das Präpariren, Einspritzen und Aufbewahren der Präparate, und ist eine wahre Bereicherung dieses Faches.

Daß der 3te Theil der trefflichen vergleichenden Anatomie von Cuvier nächstens in Druck gegeben wird,

haben wir bereits anzukündigen das Vergnügen gehabt. Herr Dupuyton arbeitet an einer pathologischen Anatomie, und von einem Werke des Herrn Portal, das vieles über pathologische Anatomie enthalten soll, sind bereits mehrere Bände gedruckt, sie werden aber nicht eher ausgegeben, als bis das Ganze fertig ist.

8. Physiologie.

Die Physiologie des Herrn Dumas ist weitläufig und unbeendigt, sie scheint zu Montpellier, wo der Verf. Lehrer ist, mehr Glück zu machen, als zu Paris, wo sie durch die kürzere, wirklich zweckmäßigere, Physiologie des Herrn Richerand verdrängt wird, von welcher in diesem Augenblick die 3te Ausgabe erscheint.

Die Bibliothèque brittanique enthält die für die Physiologie der Insekten äusserst schätzbaren Versuche von Herrn Huber. Man lernt aus ihnen, daß die Bienen der gewöhnlichen Meinung zuwider das Wachs aus dem Honig ziehen, und daß derselbe demnach ein äusserst nothwendiger Nahrungsstoff für sie sey. Die Blumen enthalten den Honig nicht zu allen Zeiten, und die Absonderung desselben hängt vom Wetter ab, in unsern Climaten ist sie nur wenige Tage hindurch sehr stark. Die Cassonade liefert übrigens mehr Honig, als raffinirter Zuckerstoff. Der Blumenstaub enthält kein Wachs, und dient, nachdem er verarbeitet ist, nur jungen Bienen, nicht Arbeitsbienen zur Nahrung.

9. Pathologie, Nosologie, allgemeine und besondere Therapevtik u. s. w.

Pinels Werke scheinen die Stoll'schen, Cullen'schen und Selle'schen gleichsam in der Pariser Schule zu verdrängen. Seine Nosographie philosophique in 3 Bänden ist in Deutschland bereits bekannt. Von Zeit zu Zeit erscheinen von seinen Schülern als Inaugural-Dissertationen Monographien von Krankheiten, die ganz

nach seiner Methode abgefaßt sind. — Zu Monpellier scheint Prof. Baumes ein neues chemiatrisches System zu begründen.

10. Materia Medica, Pharmacie und Pharmacopöen.

Obgleich eine Menge Werke über diese Gegenstände erschienen sind, so scheinen doch die wenigsten den Unterschied dieser Wissenschaften gefaßt zu haben. Bouillon la Grange neu erschienene Elemente, die, da er der Director der pharmacevtischen Schule ist, am gebräuchlichsten seyn möchten, können zum Theil über den jetzigen Zustand dieser Wissenschaften in Frankreich belehren. Ein Pharmacopée à l'Usage des hospices civils et secours à domicile, des prisons et dépôts de Mendicité publié par Ordre du Ministre de l'Intérieur, die Parmentier mit Zustimmung aller sehr verschiedengesinnten Hospitalärzte gemacht hat, ist für jezt das beste. Die Pharmacopöe des Hospitals der Venerischen gehört zu den bessern. Swediauers Werke, die bekanntlich aus deutschen und englischen Materialien geschöpft sind, sind in Deutschland nicht unbekannt, wir glauben aber nicht, daß daselbe viel aus den Schriften des Vitet, Barbier, Morillot, Tourfille u. s. w. zu ziehen haben wird. Die ältern Schriften über diese Gegenstände sind aber vollends des Erwähnens nicht werth. In den bessern Apotheken befinden sich auch ausländische Pharmacopöen.

Medicinische Journale, Auszüge aus denselben u. a. Nachrichten.

Zwey Journale sind vorzüglich der Medizin bestimmt. Das eine unter dem Titel: Journal général de Médecine, Chirurgie, de Pharmacie etc. ou

Recueil périodique de la Société de Médecine de Paris wird von Herrn Sedillot redigirt, der beständiger Secretair der Gesellschaft ist, und besteht seit 8 Jahren. Mit dem Januar hat der 18te Band angefangen. Das zweite unter dem Titel: Journal de Médecine Chirurgie Pharmacie etc. par les Cit. Corvisart, Leroux et Boyer Professeur de l'Ecole de Médecine de Paris, ist eigentlich eine Fortsetzung des längst existirenden Journals dieses Namens, welches man während der Revolution wieder von neuem angefangen hat. Auch von diesem minder vollständigen, aber oft aus den reichen Quellen der Pariser Schule schöpfenden, Journale sind 8 Bände erschienen. Eine Bibliothèque médicale, die seit einem Jahre existirt, gibt vollständige Auszüge aus den besten medicinischen Schriften, besonders aus denen, welche mit den Ideen Bichats, Pinels u. s. w. übereinstimmen. Ein viertes Journal existirt unter dem vielleicht zu marktschreierischen Titel: Vraie Théorie Médicale ou exposé périodique et développement de la Théorie de Brown dite de l'incitation, es enthält Auszüge und Uebersetzungen aus den Schriften des Röschlaub, Marcus, Weikard u. s. w. Da erst 6 Hefte von demselben erschienen sind, so läßt sich über den Fortgang desselben nichts entscheiden. Man wird schon zum voraus vermuthen, daß es polemischen Inhalts ist, und Ausfälle gegen Pinel und andre Lehrer enthält.

Seit 15 Monaten erscheint auch in Montpellier ein eigenes Journal unter dem Titel: Annales de la Société practique de Montpellier, welches von dem beständigen Secretaire der Gesellschaft, dem Prof. Baumes redigirt wird. Es enthält, wie die übrigen, Aufsätze von verschiedenem Werth, und ist ursprünglich den Arbeiten des südlichen Frankreichs bestimmt, die aber nicht hinreichend zu seyn scheinen, um es zu füllen.

Das obengenannte Journal géneral de Médecine pflegt in jedem Hefte einen Artikel unter dem Titel: Médecine de Montpellier zu enthalten, der das Wissenswertheste aus der Gegend umfaßt.

Das Journal de Médecine von le Roux u. s. w. vom Germinal enthält eine detaillirte Tabelle der verschiedenen Krankheiten, die in der Charité und in der clinischen Schule in Paris in den lezten 3 Monaten beobachtet worden sind. Man sieht aus ihr, daß von 111 Krankheiten im Anfange des Vendemiairs, 17 gastrische und remittirende Fieber waren, und andre mit galligten und gastrischen Krankheiten complicirt gewesen sind. Eine 2te Tabelle zeigt die Zahl der in jedem Monate Geheilten und Verstorbenen, und das Ganze ist mit einigen nicht uninteressanten Bemerkungen begleitet, worunter uns diese die wichtigste scheint, daß die Mittheiler das Unvollständige ihrer Arbeit fühlen, und veranlaßt worden sind, einen Plan zu entwerfen, nach dem die Beobachtungen und Constitutionen in allen Hospitälern zu Paris aufgezeichnet werden sollen. Paris hat 19 Hospitäler, in welchen jährlich über 15000 Kranke behandelt werden, und der Leser wird einsehen, wie viel Großes für die practische Medicin zu gewinnen ist, wenn diese Gelegenheit gehörig benuzt wird. Wer Thourets Absichten, und den Geist der Administration der Hospitäler kennt, wird in dieser Hinsicht auch nicht geringe Hoffnungen hegen.

Herr Double liefert im Journal géneral de Médecine fast regelmäßig alle Vierteljahre die Beschreibung der Constitution und herrschenden Krankheiten von Paris. Die Größe der Stadt macht, wie es scheint, daß die Veränderungen auch schon bey einer geringen Praxis merklich abgeschnitten erscheinen, überhaupt scheinen sich die Constitutionen und Charactere der Krankheiten, so viel wir sie in den lezten Jahren zu

beobachten Gelegenheit hatten, weit deutlicher, als in nördlich gelegnern Gegenden zu äussern, und wie der Verlauf der meteorologischen Phänomene, so mag auch der der Krankheiten in südlichern Gegenden regelmäßiger seyn.

Das gelbe Fieber ist die Krankheit, auf die die Aufmerksamkeit der Aerzte in lezter Zeit am meisten gerichtet gewesen ist. Fast alle Abhandlungen und Berichte, die uns zu Gesicht gekommen sind, bestreiten die Meinung, daß die Krankheit wie die Pest ansteckend wäre. Berthe zu Montpellier hat eine Beschreibung der Krankheit, die im Jahr 1800 in Andalusien geherrscht hat, und bekanntlich das gelbe Fieber war, gegeben. Er gehörte zu den Commissarien, die die Universität auf Befehl des französischen Gouvernements zu Hülfe schickte.

Deveze Dissertation sur la fièvre jaune qui a régné en Philadelphie en 1793 wird für eine der besten Abhandlungen über die Krankheit gehalten. Der Verf. arbeitet jezt an einem vollständigen Werk über dieselbe. Er war zulezt bey den Hospitälern in St. Domingo angestellt. Die Abhandlungen von Gilbert, Valentin u. s. w. sind in Deutschland wohl hinlänglich bekannt.

Ein zweyter Gegenstand, womit man sich, wenn auch bey weitem nicht so häufig, als in Deutschland, beschäftigt, ist die Anwendung des Galvanismus in Krankheiten. Man will unter Anderm einen zufällig entstandenen Idiotismus damit geheilt haben. Das Journal du Galvanisme sammelt alles, was über diesen Gegenstand versucht wird.

Ein dritter Gegenstand, der eine Zeitlang die Pariser Aerzte beschäftigte, war die Anwendung der Gelatina in kalten Fiebern. Herr Halle hat einen sehr ausführlichen Bericht über die Versuche, die man mit

diesem Mittel gemacht hat, dem Institute abgestattet, der aber kein anderes Resultat gibt, als daß das Mittel ferner untersucht zu werden verdient, weil es uns über die Wirkung eines Nahrungsstoffs aufklären kann, und daß es wichtig wäre, es mit andern Mitteln zu vergleichen. Im Uebrigen waren die Versuche weder entscheidend noch wohlfeil. Es zeigte sich, daß der Gebrauch der Gelatina in allen Fällen zu anhaltend war, um nicht, wenn man die Zeit in Anschlag bringt, weit kostbarer zu seyn, als die theuerste China, die, wie man weiß, die kalten Fieber sehr schnell vertreibt.

Herr Seguin hat in einer neuerlichst dem Institute mitgetheilten Abhandlung behauptet, daß sich auch der Scorbut mit der Gelatina heilen lasse, und manches Sonderbare über die Analogie des Scorbuts mit den intermittirenden Fiebern vorgebracht. Wir glauben, diese Untersuchungen nicht weiter verfolgen zu dürfen. Erfahrene Aerzte werden leicht die Fälle errathen, in welchen dieses Mittel von Nutzen gewesen seyn kann.

Herr Seguin hat ferner viele chemischen Versuche mit Chinaarten angestellt, die uns in der That sehr interessant scheinen, weil sie die gute von der schlechten China besser unterscheiden lehren, und wenn er auch den Zweck nicht erreicht, uns die Gelatina als ein Specificum anzupreisen, so führen seine Ideen doch auf manche andre nützliche Untersuchungen.

Was die Kuhpockenimpfung betrifft, so scheint sie seit dem von der Comité erschienenen trefflichen Berichte weiter keine sonderlichen Gegner gefunden zu haben. Der Moniteur vom 1sten Floreal enthält ein Schreiben des Ministers an die Präfecte, um sie zur Verbreitung dieser nützlichen Impfung von neuem anzutreiben, und die ehemalige Comité hat sich mit den ersten und angesehensten Männern in Paris in eine Gesellschaft ver-

einigt, um zur Beförderung dieses glücklichen Vorbeugungsmittels, mit allen Kräften beyzutragen.

Die medicinische Gesellschaft zu Montpellier hat die Preisaufgabe gegeben: Welches wohl die bösen Folgen der Vaccine auf andere Krankheiten seyn könnten, und wie denselben vorzubeugen und abzuhelfen wäre? — Herr Brettoneau hat neulich die Kuhpocken-Materie in Haarröhrchen aufzubewahren vorgeschlagen. s. B. d. S. P.

Zu den neuesten, eben erschienenen, Schriften gehört das Werk von Bonnafox - Demalet Traité sur la nature & le traitement de la Phtisie, dem Pinel, wie man aus den Zeitungen ersieht, besonders seinen Beyfall schenkt, und Baumes fondemens de la science méthodique des maladies pour servir de suite à l'essai d'un système chimique de la science de l'homme & d'introduction à la nosologie méthodique, que va bientôt publier le même auteur. 4 Vol. in 8.

Von Cabanis erscheint so eben ein Coup d'oeil sur les révolutions & sur les réformes de la Médecine, welcher schon im Jahre III abgefaßt worden ist.

Hallé arbeitet an der Herausgabe seiner Hygiene oder Diätetic. Bis jezt hielt er sich an das Werk des Tourtelle über diesen Gegenstand.

Die Nosographie chirurgicale von Richerand erscheint nächstens.

Handel.

Ausfuhr französischer Weine.

Aus Bordeaux sind im Monate Ventose des Jahres 12 (10 Tage des Februars und 20 des März-Monats 1804) folgende Quantitäten Wein ausgeführt worden:

Nach Stettin, 57 Tonnen 3 Bariken rother Wein, 250 Tonnen 1 Barike weisser Wein, 2 Tonnen 2 Bariken Weinessig und 18 Muids Brannteweín.

Nach Tönningen, 81 Tonnen 1 Barike rother Wein, 560 Tonnen 1 Barike weisser Wein.

Nach Coppenhagen, 103 Tonnen 2 Bariken rother Wein und 13 Tonnen 1 Barike weisser Wein.

Nach Embden, 554 Tonnen eine halbe Barike rother Wein, 390 Tonnen weisser Wein, 2 Tonnen Weinessig.

Nach Wesel, 67 Tonnen 1 Barike rother Wein, 390 Tonnen weisser Wein.

Nach Lübek, 172 Tonnen rother Wein, 313 Tonnen weisser Wein, 16 Tonnen Weinessig, 18 Muids Brannteweín.

Nach Exneharden, 40 Tonnen 3 Bariken rother Wein, 91 Tonnen weisser Wein, 5 Tonnen Weinessig.

Nach St. Sebastian, 1 Tonne eine Barike rother Wein.

Nach Giron, 2 Bariken rother Wein.

Nach St. André, 1 Barike rother Wein.

Nach Bilbao, 7 Tonnen rother Wein, 1 Tonne weisser Wein.

Nach Marblehead, 32 Tonnen 1 Barike rother Wein, 2 Tonnen eine Barike weisser Wein, 1 Tonne Weinessig.

Nach Neuyork, 397 Tonnen 4½ Bariken rother Wein, 1 Tonne weisser Wein, 2 Tonnen 2 Bariken Weinessig, 474 Muids Brannteweín.

Nach Baltimore, 73 Tonnen 2 Bariken rother Wein, 120 Muids Brannteweín.

Nach Salem, 167 Tonnen rother Wein, 9 Tonnen 1 Barike weisser Wein, 291 Muids Brannteweín.

Nach Norfolk, 5 Tonnen 1 Barike rother Wein, 88 Muids Brannteweín.

Ueberläuft man diese Weinversendungsliste, so bemerkt man sogleich auf den ersten Blik, daß gegenwärtig die Hauptspedition von französischen Weinen aus Bordeaux nach Deutschland geht, und daß der rothe Wein in grösserer Menge, als der weisse, in den Ländern gegen Norden getrunken wird, denn dasselbe Verhältniß findet auch in allen übrigen Monaten des Jahres Statt. Der Tribut, den Deutschland alljährlich an Frankreich, und zwar besonders an Bordeaux, dafür bezahlt, was für Athen, Naxos, Chios oder Erythrä bey Ephesus ehemals seyn mußte, ist also sicher beträchtlich genug!

Oekonomie.

Ueber den Anbau der Pataten und der Erdäpfel, von Prof. Thouin.

Diese wichtige Abhandlung befindet sich in den Annalen des Museums. Das Hauptsächlichste ihres Inhaltes bestehet in Folgendem:

Man erziebt schon seit geraumer Zeit in den Treibhäusern im Jardin des Plantes zwei verschiedene Pataten-Arten, die weisse und die rothe, welche beide in jedem Jahre Aepfel von der Grösse der Kartoffeln erzeugen. Die rothe Art wurde vor mehreren Jahren in die mittäglichen Provinzen von Frankreich gebracht, man hat sie in der Gegend um Toulouse schon acclimatisirt und es ist zu hoffen, daß sie sich bald über das ganze mittägliche Frankreich verbreiten werde. Allein, da man mit Recht zweifelte, ob ihre Acclimatisirung in den nördlichen Provinzen Frankreichs eben so gut vor sich gehen werde, so ließ man die Pensylvanische Patate (convolvulus batatas angulosus) durch den

B. Cormerin nach Frankreich senden. Das Klima Pensylvaniens ist wenig von dem des nördlichen Frankreichs verschieden, und deshalb ist es zu hoffen, daß diese Pataten-Art in den Departements de la Drôme, de l'Herault, des deux Nethes und de l'Escault gut fortkommen werde. Unsere deutschen Landwirthe und Agronomen werden hoffentlich nicht ermangeln, diese interessante Frucht ebenfalls bald in ihren Boden zu verpflanzen. Ueber ihre Erziehung ertheilt der würdige Thouin folgende lehrreichen Winke und Vorschläge.

Wenn die Cultur der Pataten mit Erfolg unternommen werden soll, so muß man sie, während der Zeit, wo sie sich noch über der Erde befinden, in Gefässe legen, die mit einem feinen und trockenen Sande angefüllt sind, sie vor aller Feuchtigkeit sichern, sie in einer Temperatur von 5 Graden über 0 halten, sie nicht eher im Freien in die Erde legen, als wenn kein Reif mehr zu fürchten, und die Erde von der Sonnenwärme schon in Gährung gebracht worden ist, sie in einen Boden bringen, der viele Nahrungstheile enthält, und öfters gewässert werden kann, und endlich muß man sie gegen den Norden so viel als möglich zu sichern suchen. Unter diesen Umständen werden sie bald ihre Stengel treiben, von denen man, wenn sie ohngefähr achtzehn Zoll erreicht haben, Absenker machen muß. Diese Absenker macht man auf die gewöhnliche Weise. Man krümmt jeden Stengel gegen seine Mitte zu, legt die Biegung in eine kleine Grube, und bedeckt diese mit fünf oder sechs Fuß Erde. Da diese Stengel immer fortwachsen, so wiederholt man an ihnen diese Operation dreimal den Sommer hindurch, indem man sich hier allein nach dem Wachstrieb der Pflanzen richtet. — Aus diesen Absenkern erzeugt sich eine grosse Menge Wurzeln, die von Jahr zu Jahr die Art fortpflanzen. Gegen den Anfang der Kälte wird

man in unserm Clima genöthigt seyn müssen, die Pataten-Wurzeln aus der Erde zu nehmen.

Dies ist der Hauptinhalt der für Frankreich wichtigen Instruktion über die Erziehung der Pataten-Wurzeln, die auch für Deutschland von Interesse werden kann: allein allgemein wichtiger ist noch dasjenige, was in ebenderselben Abhandlung über die Kartoffeln, die Mittel, ihre Ausartung zu verhindern, und besonders über eine neue, sehr gute Art derselben gesagt wird.

Diese neue Kartoffel-Art ist vor nicht langer Zeit von dem B. Cormerin aus Amerika an den Jardin des Plantes gesendet worden. Sie ist gelb, fast rund, hält 3 Zoll im Durchmesser, und ihr Geschmack ist weit angenehmer, als der unserer gewöhnlichen Kartoffeln; indessen ist ihr bedeutendster Vorzug der, daß sie weit frühzeitiger ist als die Unsrige. Sollte sie diese Eigenschaft beibehalten, so würde ihre Einführung in Europa von einem sehr grossen Nutzen seyn, besonders da man auf die Verneuerung der Art jetzt so sehr Rücksicht nehmen muß.

Herr Thouin glaubt, daß die Verschlechrerung unserer bekannten Kartoffel-Arten vorzüglich folgende drei Umstände zu Ursachen habe. Sie kömmt, nach ihm, erstlich, von der Gewohnheit der Landwirthe, ihre Kartoffeln alljährlich blos durch die Wurzel-Aepfel fortzupflanzen, zweitens, von der zu schnellen Bepflanzung desselben Bodens, in welchem schon Kartoffeln gezogen worden waren, mit derselben Wurzelfrucht, und drittens endlich, von der Nachläßigkeit, die zum Fortpflanzen bestimmten Kartoffeln immer aus derselben Gegend zu nehmen, in welcher man anbaut. — Indessen die erste der hier angegebenen Ursachen ist die bedeutendste. Wenn man die Kartoffeln wieder verneuen will, so muß man ihren Saamen aussäen. Schon

ein Baum, für dessen Raçenfortpflanzung ein Alter von 900 Jahren nicht von grosser Bedeutung ist, empfindet nach einigen Jahrhunderten den Nachtheil, der für ihn entsteht, wenn er immerfort durch Auslaufer fortgepflanzt wurde. Es ist das nemliche Individuum, das immer fortlebt, und das sich durch seine Theile auf einem mehr künstlichen als natürlichen Wege erhält. Um desto bedeutender muß aber diese Erhaltungsart bey den Kräutern und jährigen Pflanzen seyn. Nun kann es Kartoffeln geben, die fast zwei Jahrhunderte hindurch nur durch die Wurzeln fortgepflanzt wurden; eine Ausartung hat also nothwendig erfolgen müssen! Jeder einsichtsvolle Agronom wird daher wohl thun, wenn er in einem heissen Jahre, wo die Früchte der Kartoffeln zur Reife gelangen, diese einsammelt, und sie in ein Gartenbeet von guter Erde bringt. In dem Herbste desselben Jahres wird er an den Wurzeln eine Menge kleiner Kartoffeln von der Grösse einer Haselnuß finden. Säet er diese in dem nächsten Frühjahre aus, so wird er eine sehr reiche Erndte von grossen und wohlschmekenden Kartoffeln zu erwarten haben.

Gewöhnlich zieht man das Pech aus den Fichten nur dann ab, nachdem sie ein Alter von 30 Jahren erreicht haben. Vor einiger Zeit machte die Gesellschaft der Dünen-Arbeiten zu Bordeaux eine ihrer Verhandlungen bekannt, aus welcher es sich ergiebt, daß man aus jungen Fichten, die erst vor 14 und 15 Jahren in dem Walde von Arcachoa gesäet worden waren, einen reichen Vorrath von Pech erhalten hatte. Eine Commission dieser Gesellschaft faßte den Beschluß, 225 Proben von gegossenem Peche aus diesen jungen Fichten nach Paris zu senden, um sie den Consuls der

Republik, den Ministern und übrigens allen andern constituirten Autoritäten zu überreichen.

Der Bürger Felix Desportes, Prefect des Oberrhein-Departements, erwirbt sich durch nützliche Anstalten zur Beförderung des Ackerbaus wesentliche Verdienste um sein Departement. Vor Kurzem ist durch ihn eine trefliche Einrichtung realisirt worden. Diese Einrichtung besteht aus Comitialversammlungen in jedem Canton, deren Mitglieder vier Landbauer von Profession und sechs Güterbesitzer sind. Diese Versammlungen werden in den Oertern gehalten, wo die Unterprefecturen sind, und die Mitglieder theilen sich hier ihre Bemerkungen theils mündlich, theils schriftlich mit, welche denn von einem Sekretär schriftlich aufgenommen werden. Ihre Verhandlungen betreffen alles, was zur Bebauung des Bodens gehört. Alles, was in diesen Comitialversammlungen verhandelt wird, muß an die Emulationsgesellschaft von Colmar berichtet werden, welche mit den Comitialversammlungen correspondirt. In diesen Berichten wird ausser den durch sie mitgetheilten Vorschlägen noch bemerkt werden, wer die Landbauer sind, die sich durch nützliche Erfindungen, durch Betriebsamkeit in Bebauung ihres Feldes u. s. w. ausgezeichnet haben. Diesen werden durch die Emulationsgesellschaft in Colmar Preismedaillen ertheilt, die zwar nur aus Bronce bestehen, allein zu ihrem Gepräge das Bildniß des ersten Consuls haben, und zur Inschrift tragen: Com ces agricoles du Haut Rhin. In den Jahren 1784 ꝛc. bestand eine ähnliche Gesellschaft zu Auch, deren Präsident der Erzbischof von Auch, de la Tour du Pin, war. In dem nemlichen Departement du Haut Rhin sind von den Gemeinen des Arrondissement von Altenkirchen im 12ten Jahre der Republik auf den Land-

straßen, Rainen, Triften und Feldern gegen 22,240 Frucht- und andere Bäume gepflanzt worden.

In einem Pariser ökonomischen Journal, feuille du cultivateur genannt, wurde neuerlich behauptet, daß die ökonomischen Suppen des Grafen von Rumford ursprünglich eine französische Erfindung sind. Man soll die Recepte dazu in dem ökonomischen Werke der Madame Fouquet finden, das schon vor 150 Jahren erschien. Ein Advokat von Soissons soll ähnliche Recepte angegeben haben, und so auch Helvetius. Man beklagt sich zu gleicher Zeit über den Mangel an Nationalgeist, welchem man es zuschreiben müsse, daß man eine nützliche Erfindung, die französischen Ursprungs sey, aus München geholt habe. —

Eine praktische Schule zum Unterrichte in dem Baumschnitt.

In einem der lezten Stücke unsrer Zeitschrift haben wir von der Einrichtung zu einer öffentlichen Schule des Baumschnittes Nachricht gegeben, die unter der Aufsicht des Prof. Thouin im Jardin des Plantes Statt finden soll. Leider haben aber manche andere Geschäfte verhindert, daß diese Einrichtung schon in dem diesjährigen Frühjahre ausgeführt werden konnte. Glücklicherweise besteht schon seit einigen Jahren ein ähnliches Etablissement in Paris; allein es ist blos eine Privateinrichtung! Ihr Urheber und Besitzer ist der Bürger Lemoine, der sich schon seit mehr als 20 Jahren mit der Erziehung der Obstbäume beschäftigt. Man findet es in der Strasse d'Enfer Nro. 27. bey dem Hospice de la Maternité. Hier erhält man in der That während der Zeit von einigen Stunden eine weit bessere und gründlichere Belehrung, als oft durch eine ganze Bibliothek. Herr Lemoine nimmt Eleven

an, und vor kurzer Zeit hat er seine wohlgerathene Schrift über die Pflege des Pfirschenbaumes zum zweitenmale auflegen lassen.

Neue vergleichende Erfahrungen über das Gewicht junger Lämmer von fremden, einheimischen und gemischten Schaaf-Raçen.

Die bis vor der Revolution in Frankreich sehr vernachläßigte Schaafzucht hat seit einigen Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Zwei eben so würdige Männer als einsichtsvolle Agronomen, die Herren Delessert und Delasterye haben sich um diesen vernachläßigten Zweig des französischen Landbaues die unläugbarsten Verdienste erworben. Der erstere hat mit beträchtlichem Kostenaufwand spanische Schaafheerden aus Spanien selbst kommen lassen, sie auf seine Domainen vertheilt, und von da aus einen großen Theil von Frankreich mit diesen nützlichen Thieren bevölkert, und die Schriften des zweiten über die europäische Schaafzucht überhaupt und über die spanische insbesondere, die sich ein klassisches Verdienst in diesem Fache erwarben, haben Frankreich mit trefflichen praktischen Grundsätzen bereichert. Nachdem durch diese Männer der Gang eröffnet worden ist, so findet sich nun gegenwärtig eine große Menge von Oekonomen, die ihnen auf demselben durch eigene Erfahrungen nachzutreten suchen. Unter Andern hat der B. Allaire über das Gewicht der jungen Lämmer, welche von ganz reiner spanischer Merinos-Raçe, mit denen, welche von gemischter, und so endlich mit denen, welche von einheimischer Raçe waren, sehr interessante Versuche angestellt. Er kaufte in den Domainen des Hrn. Delessert mehrere Merinos-Widder und Schaafe, brachte diese in das Marne-Departement in der

Champagne, zwischen Epernay und Chalons, zog Lämmer von ihnen, und ließ die Widder mit Schaafen aus der Champagne springen. Als er nun die Lämmer von diesen beyden Raçen, und die Lämmer der reinen einheimischen Raçe, die von gleichem Alter waren, gleich gesunde Mütter und gleich gute Waide gehabt hatten, mit einander wog, so fand er: daß das Gewicht der Lämmer von der einheimischen reinen Raçe 10 — 13 Pfunde, das der Lämmer von der gemischten Raçe 12 — 15 Pfunde, und das der reinen Merinos-Raçe 21 — 27 Pfunde betrug. Ohnstreitig ist dieser Versuch, der mit der größten Genauigkeit angestellt worden ist, indem man eine hinlängliche Menge von Lämmern dazu nahm, und ihren Müttern dieselbe Quantität und Qualität der Nahrung gab, der beste Beweis für die Nützlichkeit der Einführung dieser Raçe von Schaafen überall in Europa. Wer von Deutschlands Oekonomen nicht Gelegenheit haben kann, sich diese Merinos-Raçe unmittelbar aus Spanien verschreiben zu lassen, der hat sich nur an das Bankierhaus Delessert in Paris zu wenden. Hier wird er die reine spanische Merinos-Raçe eben so wohl, als aus Spanien, erhalten, indem man dafür Sorge trägt, dieselbe fast alljährlich von Spanien aus zu verneuern.

Neue Ausgabe des Théâtre d'Agriculture, von Olivier de Serres.

Eine Gesellschaft der würdigsten praktischen Gelehrten Frankreichs hat sich vereinigt, eine neue berichtigende Ausgabe dieses classischen Werkes für Europa's Ackerbau, das in dem lezten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts erschien, in zwei Bänden zu besorgen. Der erste Band desselben wird in einigen Wochen erscheinen. Die Besorgung der Literatur zu dieser Ausgabe hat der berühmte Senateur Gregoire übernom-

men. Vor 8 Tagen erschien als Einleitung dazu eine Abhandlung, die 85 Seiten in 4. hält. Ihr Titel ist: „Historischer Versuch über den Zustand des Ackerbaues in Europa im 16ten Jahrhundert." Eine vortreffliche Schrift, voll von interessanten Nachforschungen und Ideen!

Technologie.

Neue Geschirr-Fabrik des B. Massieu.

Der Bürger Massieu hat vor Kurzem zu Moulins im Allier-Departement eine Fabrik eingerichtet, in welcher Kochtöpfe, Bierkrüge, Schmelztiegel, Gefässe zum Distilliren und andere ähnliche Geschirre in gebrannter Erde verfertigt werden. Die ersten Produkte, die aus dieser Fabrik hervorgegangen sind, sollen das wichtige Problem mit Erfolg gelöst haben, welches Frankreichs und Deutschlands Chemiker seit mehreren Jahren anhaltend beschäftigte. Die Aufgabe war nemlich die: „Gefässe zu verfertigen, welche die Feuchtigkeiten nicht durch lassen, zu deren Ueberzug oder Firniß kein metallischer Kalk genommen wird; die der Wirkung des Feuers und der ätzenden Säuren widerstehen, und deren Preis so mäßig ist, daß jede Bürgerclasse sich dieselben anschaffen kann." Der Firniß, mit welchem die Gefässe des B. Massieu überzogen sind, kömmt dem Porzellain sehr nahe: er überzieht die Gefässe ferner von innen eben sowohl, als wie von aussen, was man an den deutschen Gefässen, besonders an den Trinkgeschirren, entweder gar nicht oder doch nur selten findet. Die Kochtöpfe sollen zur Ersparniß des Holzes sehr dienlich seyn, theils, indem sie sich sehr leicht in Hitze setzen lassen, und dann indem sie die Hitze lange behalten. Ein dritter wesentlicher Vorzug dieser Geschirre soll endlich darinnen bestehen, daß sie den schnellen Uebergang aus der Wärme in die Kälte vertragen.

Der Belier hydraulique des B. Montgolfier im Grossen ausgeführt.

Daß der hydraulische Widder des berühmten Montgolfier sich im Kleinen ausführen lasse, ist dem größten Theile der hydraulischen Architekten von Deutschland vielleicht schon bekannt. Allein bis jezt ist eine Ausführung desselben im Großen blos in England bey Blunt gelungen. Selbst Montgolfier hatte eine solche Ausführung bis jezt entweder aus Mangel an Gelegenheit oder aus andern Gründen noch nicht unternehmen können. Blos gegenwärtig erst ist er damit eifrig beschäftigt, nachdem ihm die Versorgung der Dessaix'schen Fontaine mit Wasser anvertraut worden ist. Er wird hier das Wasser aus der Seine bis zu einer Höhe von mehreren 70 Fuß hoch in der Stärke von 6 Zoll im Durchmesser heben. Schon sind einige Versuche damit sehr glüklich ausgefallen. In einigen Monaten wird die Arbeit vollendet seyn, und dann werden wir hier darüber eine umständlichere Nachricht ertheilen.

Die Milch- und Weinessig-Haut des B. Martre, ein neues Schreibmaterial.

Der Bürger Martre hat vor Kurzem einen merkwürdigen Versuch bekannt gemacht, durch welchen man eine Art von künstlichem Pergament erhält, welches sehr gut zu einem Schreibmaterial dienen kann. Man kann diesen Versuch wiederholen, wenn man folgendes Verfahren dabey beobachtet.

Man vermischt zwei Litres Milch mit einem Litre Weinessig, und sezt diese Mischung einer Hitze bis zu dem Grade aus, wo die Milch anfängt, zu gerinnen. Hierauf filtrit man die Mischung durch graues Papier, wodurch sie gänzlich rein, entfärbt und mit einem sehr scharfen Geschmacke abtropft. Bis zu dem achten Tage nach dieser Operation bleibt die Mischung hell, al-

lein an dem achten Tage trübt sie sich. Am neunten hell't sie sich wieder auf, jedoch etwas unvollkommen; ein weißliches Sediment präcipitirt sich in ihr, und sie nimmt dann die Farbe der Molkenmilch an. Am zwölften Tage bilden sich auf der Oberfläche weisse kleine Fäden, die sich an den Seiten des Gefässes ansetzen, und sich nach der Mitte zu verlängern, bis daß sie nur einen einzigen Körper ausmachen. Von diesem Augenblicke an wird diese Substanz fest, und sie erhält vor dem 30sten Tage eine Stärke von beynahe einem Zoll. In diesem Zeitpunkte nimmt man sie aus dem Gefässe, und breitet sie auf ein Papier, um sie auf demselben trocknen zu lassen. Diese Substanz, welche, wenn man sie aus dem Gefässe nimmt, ohngefähr gegen 10 Linien stark seyn mag, wird in diesem Zustande noch dünner, als ein Blatt von ausgedehntem Ochsendarm, und sie läßt sich nur mit Mühe zerreissen. Ehe man sie von dem Papiere abnimmt, muß man die Vorsicht brauchen, das Papier anzufeuchten. Ohne dieses Mittel ist die Abnahme unmöglich, indem sie an dem Papiere fest anklebt.

Wiederholte Versuche haben dem Urheber dieser Erfindung gezeigt, daß:

1. Die Citronensäure, mit Milch vermischt, diese Haut nicht hervorbringt.
2. Das Milchsalz, in allen Dosen, mit Weineßig vermischt, gar keine Haut erzeugt.
3. Die Molkenmilch anstatt der guten Milch, so wie sie von der Kuh kömmt, nicht gebraucht werden kann.
4. Der destillirte Weineßig, mit Milch vermischt, diese Haut nicht hervorbringt.
5. Die Einwirkung der atmosphärischen Luft schlechterdings nöthig ist.

6. Das Verhältniß der Milch zum Weinessig wie 2 zu 1 seyn muß.
7. Diese Substanz oder Haut im Alcohol, in flüßigem Ammoniak und in den vegetabilischen Säuren bey jeder Temperatur nicht aufgelöst wird, sie weder von frischem Wasser noch von der Luft angegriffen wird, sondern blos an der troknen Wärme etwas springt u. s. w.

Herr Martre glaubt daher, daß diese Substanz das Pergament ersetzen könne, und zu Staats- und Cassenbillets zu gebrauchen sey.

Cheminées fumivores des B. Thilorier.

Man zählt gegenwärtig 500 Kamine in Paris, die nach der Angabe und nach den Modellen der ökonomischen und rauchfressenden Kamine des B. Thilorier construirt worden sind. Diese Kamine können allerwärts in jedem Zimmer angebracht werden, die Röhren, die aus ihnen durch die Wände gehen, erheben sich nicht über die Ferste des Daches. Man kann sie mit allerley brennbaren Materialien heitzen. Sie machen das Zimmer sehr warm, und man hat bey ihnen nicht die mindeste Feuersgefahr zu befürchten, weil das Feuer keinen Ruß mehr absetzt.

Neue Maschine zur Aufbewahrung des Luftverbesserungs-Gazes des B. Guyton de Morveau in Paris.

Der Bürger Dumotiez, physikalischer Instrumentenmacher in der Strasse du Jardinet No. 12. in Paris, verkauft seit Kurzem unter dem Namen Appareil permanent ein Instrument oder Gefäß, das zur Aufbewahrung des Luftverbesserungs-Gazes nach den Vorschlägen von Morveau vollkommen geschickt ist, und nebst den chemischen Bestandtheilen, aus denen das

Gaz bereitet wird, für 25 Franken (die Transportkosten ausgenommen) allerwärts hin versendet wird.

Der Appareil permanent besteht aus einem Gefässe von Crystallglas. Es ist von einer Scheibe von Spiegelglas bedeckt. Durch Hülfe einer Schraube kann man mit dieser Scheibe die Oeffnung des Gefässes überdecken oder lüften, je nachdem man das Gaz aus demselben entfernen will. Bey diesem Appareil permanent findet man eine kleine Bouteille mit schwarzem Magnesia-Oxyd angefüllt, und eine andere, in welchen die beiden andern Säuren, die Salpeter- und die Laugensalz-Säure, sich in der gehörigen Concentrirung befinden.

Errichtung einer Kunst- und Metier-Schule im Maine- und Loire-Departement.

Diese nützliche Anstalt ist durch einen Beschluß des Gouvernements am 28sten Ventose befohlen worden. Sie wird in den Gebäuden des alten Collegiums von Beaupreau angelegt werden. Der Hauptunterricht in ihr soll sich auf die Verfertigung der Produkte des Weberstuhls jeder Art beziehen, um in diesem Fache nützliche Arbeiter zu bilden. Bis jetzt schon sind dazu 200,000 Franken von der Regierung bestimmt worden. Der Minister des Innern wird dieselben vorläufig blos zur Ausbesserung der Gebäude, dem Anschaffen der Instrumente u. s. w. verwenden. Er wird ebenfalls baldigst die Anzahl der Lehrer, so wie auch die der Zöglinge, in dieser Anstalt, bestimmen.

Wanzenmittel des B. Desormeaux in der Strasse du Bac No. 249. in Paris.

Auch Paris leidet an einer gewissen Classe unruhiger und höchst ungefälliger Bewohner, die den armen Fremden sowohl, als ihren Mitbürgern, manche unan-

genehme Nacht verursachen, keinen Mangel. Nach der Art, wie sie sich hier benehmen, und nach der Menge zu schliessen, in welcher sie sich verbreitet haben, müssen sie sich hier mehr als irgendwo für die Autochthonen des Landes halten. Um ihrem Uebermuthe zu steuern, hat ihnen ihr Mitbürger Desormeaux einen fürchterlichen Krieg angekündigt. Diesen Krieg führt er mit Hülfe einer weissen Farbe, welche, wenn man sie auf die Plafonds oder auf die Wände setzt, die Feinde der Athenienser sowohl, als der Pariser, entfernt oder tödtet. Diese weisse Farbe soll weder abfallen, noch gelb werden; und diese Eigenschaft könnte ebenfalls mit zu ihrer Empfehlung dienen!

Fr. Sickler.

Schöne Künste.

Gemälde David's im Luxemburg-Pallaste.

Die Gemäldegallerie dieses Pallastes, den jezt der Erhaltungssenat inne hat, wird seit einigen Sonntagen von einer ausserordentlichen Menschenmenge besucht, da zwei der besten Gemälde David's daselbst aufgestellt worden sind. Der Senat, der eine der ersten Korporationen des Staates bildet, sucht sich immer mehr mit großen Gegenständen, die seinem Rang entsprechen sollen, zu umgeben, und die schönen Künste müssen das Ihrige dazu beitragen. Täglich wird das Innere des Pallastes, dessen Verschönerung sich schon das Direktorium sehr angelegen seyn ließ, mehr ausgeschmückt. Mit der grösten Sorgfalt wird der prächtige Garten unterhalten. Die Kunstsammlungen sollen nach einem sehr ausgedehnten Plane, der in Paris, diesem Mittelpunkte der civilisirten Welt, leicht befolgt werden kann, vermehrt werden. So wird der Senat, der mit den schönsten und einträglichsten Domainalgütern, die jähr-

lich mehrere Millionen einbringen, dotirt ist, nach und nach die prächtigsten und kostbarsten Kunstwerke in seinem Pallast vereinigen können.

Die Gallerie besteht aus drei Abtheilungen; die erste ist die Gallerie von Rubens, und enthält etwa vierzig Gemälde, davon zwanzig die allegorische Lebensgeschichte der Gemahlin Heinrichs des IVten, Marie von Medicis, enthalten, und überhaupt le poeme de Rubens genannt werden. Die zweite Abtheilung ist die Gallerie von Lesueur. Sie wird von dreißig Gemälden dieses Meisters gebildet, welche die Geschichte des heiligen Bruno und die Stiftung des Carthäuserordens darstellen. Die dritte besteht aus den Ansichten der französischen Seehäfen von Vernet.

Die Sammlung von Bildnereykunstwerken ist nicht sehr beträchtlich, und enthält durchgängig Stücke von französischen Bildnern.

Die Gemälde Davids sind in dem großen Saale der Gallerie Rubens aufgehängt worden. Der Gegenstand des ersten ist: Der Konsul Brutus, der nach der Hinrichtung seiner Söhne unter seine Familie zurückgekehrt ist; das zweite stellt die drei Horazier vor, denen ihr Vater Schwerdter austheilt. Dieses lezte Gemälde wird nach dem Ausspruche aller Kenner für Davids bestes Stück gehalten. Es ist während seines zweiten Aufenthaltes zu Rom im Jahr 1786 gemahlt worden, und wurde von der königlichen Akademie gekrönt. In Rom, wo es David ausgestellt hatte, erhielt es ausserordentlichen Beifall. Die erstaunende Simplizität der Komposition und die korrekte Zeichnung, die ein besonderes Studium der Antike verrieth, zeichneten es als eine neue Erscheinung der gesunkenen französischen Schule vortheilhaft aus. Der Vater mit den drei Schwerdtern, nach denen seine Söhne mit Enthusiasmus die Hände ausstrecken, und ihm verspre=

chen, zu siegen oder zu sterben, bildet die Hauptgruppe. Auf der Seite sieht man die Mutter und Tochter, von tiefem Schmerzgefühl ergriffen, in stummer Trauer. Eine Alte, welche sich mit den jüngsten Söhnen der Familie, die noch Kinder sind, abgiebt, steht etwas mehr im Hintergrunde.

Auf dem ganzen Gemälde herrscht viel Wahrheit und Ausdruck. Das Ernste und Folgenreiche der Szene spiegelt sich auf jedem Gesicht ab. Der Kontrast der beiden Gruppen ist nicht ohne große Wirkung, denn er ist ganz aus der Natur genommen; männlicher Enthusiasmus, Kühnheit und der innere Stolz, den das Bewußtseyn, der Gefahr zu trotzen, erweckt, sind die sprechendsten Züge der Hauptgruppe, da hingegen die trauernden Weiber durch ihren sprachlosen Harm anzeigen, daß sie nichts als Unglück und Verderben voraussehn, und daß ihnen selbst der Sieg ein furchterliches Ereigniß ist. Keine frohe Empfindung kann ihrem Schmerz das Gegengewicht halten, für sie ist weder Stolz noch Trotz mit Gefühlen von Lust verwebt, und so reißt sie ihr banges Leiden ganz hin. Es scheint, als ob die ganze Last der trauervollen Zukunft sie allein niederdrückte, während der Enthusiasmus einer kurzen Gegenwart den Vater und die Söhne begeistert, und sie mit wildem, heroischem Leben beseelt. Das ruhige, harmlose Aufblicken der Kinder, die von der ganzen Szene nichts verstehn, und weder Gefahr noch Unglück ahnen können, bildet ein schönes Mittel zwischen jenen beiden Extremen starker Empfindung, und erhöht den Kontrast ungemein.

In der Ausführung der einzelnen Figuren ist hier und dort etwas Steifes, wohl auch Unnatürliches und Einförmiges, welches leicht hätte vermieden werden können. Die Söhne, welche in einer Linie stehn, und einander bedecken, bilden keine angenehme Gruppe. Sie treten zugleich mit dem rechten Fuß voran, und strecken ihre Arme in derselben Richtung hervor; wie Soldaten, die auf das Kommando anfangen zu marschiren. Der Künstler, der jedem der drei Söhne einen verschiednen Charakter zu geben versuchte, hätte diesen Zweck viel besser erreichen können, wenn er die Figu-

ren mehr von einander getrennt hätte. Er hätte denn in die Stellung und Bewegung eines jeden einen besondern Ausdruck legen, und so der Gruppe viel mehr Leben und Manchfaltigkeit geben können. Denn das Charakteristische der drey Figuren bietet keinen manchfaltigen und verschiedenen Ausdruck dar, und es ist sehr schwer, nach demselben das künftige Schicksal eines jeden zu bestimmen. Der erste scheint voll Leichtsinn und frohem Enthusiasmus zu seyn, er ist's, der zuerst im Kampfe fiel; der zweite scheint viel Zuversicht und Eitelkeit zu haben, auch er wurde von den feindlichen Brüdern getödtet; der dritte blickt voll finstern Ernsts auf den Vater, er übersieht die Schwierigkeit und die Folgen des Kampfs, Mißtrauen bey gleicher Entschlossenheit zeichnen bedeutende Falten auf seine Stirne; er ist der tüchtige Sieger, der Retter seines Vaterlands. Daß alle drey Physiognomien nur im Profil gemahlt sind, und sich nahe bedecken, schadet sehr der Wirkung, welche durch diese Verschiedenheit des Ausdruckes hervorgebracht werden soll. Der Vater, der die Schwerdter in die Höhe hält, ist eigentlich die Hauptfigur. In der Nebengruppe ist die Tochter, welche mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes ihr Haupt auf die Lehne eines Sitzes stützt, vorzüglich gelungen. Die Architektur des Zimmers ist einfach und dem Gegenstand angemessen. Die dorische Säulenreihe im Hintergrunde läßt sehr gut.

Das zweite Gemälde stellt den Konsul Brutus vor, der im Vorsaale seines Hauses an Fuße der Statue der Dea Roma sitzt, und mit verzweiflungsvollem Gram über das an seinem Sohne vollzogene Todesurtheil nachsinnt. Seine Gattin mit ihren beiden Töchtern erblickt mit Entsetzen die Leichname ihrer Söhne, die so eben ins Haus getragen werden. Aufgerichtet streckt sie mit der Bewegung des Schreckens ihre Arme aus, während eine ihrer, an sie sich anschmiegenden, Töchter in Ohnmacht sinkt, und die jüngere die Hände vor das Gesicht hält, um den grauenvollen Anblick nicht länger tragen zu müssen. Die Mutter ist die hervorstechendste Figur; sie ist schön gezeichnet und drappirt.

Die Töchter sind desgleichen gut gelungen, nur ist die Stellung der in Ohnmacht gesunkenen etwas unnatürlich, da ihr Kopf zu weit zurückfällt, und aussieht, wie wenn ihr Halsbein entzwei gebrochen wäre.

Es ist sonderbar, daß der Künstler den Brutus, der doch die Hauptfigur des Gemäldes seyn soll, wie eine Nebengestalt behandelt, und ihm auf der Seite, in einem starken Schatten, seine Stelle angewiesen hat. Dieser Schatten schadet der Deutlichkeit außerordentlich, und der Ausdruck der Verzweiflung, welche seinen Körper krampfhaft erschüttert, ist nur von halber Wirkung. In der Physiognomie des Konsuls sieht man nichts als düstere, gewaltsam zusammengezogene Falten und einen starren Blick. Sie hat gar nichts Großes und Edles, und enthält nicht die geringsten Spuren jenes heldenmüthigen Kampfs von widerstreitenden Gefühlen, welcher seine Seele füllen mußte, ehe er das Todesurtheil sprach, oder des Stolzes, welcher den Sieg seiner Pflichttreue begleiten und ihn mit einer adelnden Resignation füllen mußte. Freilich wollte der Künstler den reuigen Vater schildern, der in seinem Hause sich dem Schmerz überläßt und den Verlust seiner unglücklichen Söhne bedauert. Aber diese Schilderung hätte den Ausdruck einer gewissen Würde, die man hier vermißt, erfordert; sie hätte alle Züge, welche auf innere Kraft und Seelengröße deuten, nicht ausgeschlossen. Was den Schatten anbetrift, der die ganze Gestalt überdunkelt, so wandte ihn vielleicht der Mahler als einen Kunstgrif an, um sich der Schwierigkeit einer deutlichen Schilderung zu entziehen; er erinnerte sich vielleicht an den griechischen Künstler, der den bei der Opferung seiner Tochter anwesenden Agamemnon mit verschleyertem Haupte vorstellte, weil er sich nicht stark genug fühlte, den Schmerz des Vaters treu zu schildern. Wie sehr hier der Fall verschieden sey, ist leicht einzusehen; dem griechischen Meister wäre es unmöglich gewesen, nachdem er den verschiednen Ausdruck des Schmerzes auf den Gesichtern der, in Menge im Tempel versammelten, Fürsten und Heerführer darstellte, einen hö-

bern alles übersteigenden Grad von Leiden in die Züge Agamemnons zu legen. Er hüllte ihn deßhalb in einen Schleyer, und überließ der Phantasie des Beobachters, sich ein Bild davon zu entwerfen. Bei der Schilderung des Schmerzes des Brutus fällt dieser Umstand hinweg.

Man bemerkt überhaupt in den Gemälden Davids weder Erhabenheit noch Grazie noch Harmonie. Sein Styl hat etwas Hartes, Steifes, ja wohl Gemeines, welches um so mehr sichtbar ist, da kein reizendes Colorit, keine kühne Behandlung des Lichts und Schattens und kein Reichthum der Phantasie diese Mängel ersetzt oder erträglich macht. Die beiden Gemälde, wovon wir gesprochen haben, verlieren ungemein dadurch, daß sie in einem Saale hängen, wo zwanzig der besten Gemälde von Rubens aufgestellt sind. Die üppig gewaltsame Phantasie dieses genialischen Künstlers, das allseitige Leben, diese kühn verschlungenen Gruppen, diese gewandten Bewegungen und Stellungen der übergelenkigen Figuren, das kräftige lebendige Ganze ergreift mit Macht den Zuschauer, der zugleich noch die Pracht des Colorits und die Wahrheit der Abstufungen des Helldunkels bewundert. Von allem diesem ist keine Spur in den Gemälden Davids anzutreffen; seine Zeichnung ist zwar viel richtiger und strenger, seine Anordnungen einfacher, seine Bewegungen und Stellungen gemessener, seine Carnationen natürlicher, aber bei allem dem machen diese Stücke neben denen des flämischen Meisters fast gar keine Wirkung.

Man wird auf eine sonderbare Art überrascht, wenn man aus diesem Saale in die anstossende Gallerie der Gemälde von Lesueur tritt. Man ist plötzlich aus den prunkvollen Hofszenen, welche die Gemälde Rubens darstellen, in das Carthäuser-Kloster und unter weißgekleidete fromme Mönche versetzt. Eine Menge klösterlicher und kirchlicher Auftritte sind hier geschildert, und der Ernst des Einsiedlerlebens, die Andacht und Resignation der schweigenden Ordensbruder verdrängt die noch frischen Eindrücke der Hofceremonien der reichgeschmückten Damenwelt, der eifrig

geschäftigen Fürsten, Staatsmänner und Krieger. Der sanfte weiche Styl Lesueur's paßt sehr gut zu dem Gegenstande seiner Schilderungen.

Eine wohlthätige Abspannung gewährt die Betrachtung der Seestücke von Vernet. Daß dieser Künstler Meister in seiner Sache war, beweißt diese Sammlung, in welcher die gröste Manchfaltigkeit herrscht. Die Ansichten der Häfen von Brest, Cette und Marseille sind ausnehmend schön. Was allen Stücken von Vernet ein besonderes Leben und eine treffende Wahrheit mittheilt, ist die Darstellung der geschäftigen oder müssigen Menschenmenge von allen Ständen und Nationen, welche er mit vieler Kunst auf dem Vordergrunde anzubringen gewußt hat.

A.

Napoleons Büste von Canova.

Vor Kurzem erhielt Denon aus Rom einen Gypsabguß der kolossalen Büste Bonaparte's von Canova, welche von diesem Künstler dort in Marmor verfertigt, und der Kopf zu der kolossalen Statue des Helden ist. Nicht leicht wurde ein neueres Kunstwerk höher gedacht und geistiger vollendet, als dieß. Es athmet die Seele der Götter- und Heldenzeit, und ruft uns alles zurück, was schön ist, und was je als schön erkannt wurde. Die Stellung des Hauptes ist schräg gewandt, ein wenig nach der Seite zu gebeugt, in ernster Ruhe und Nachsinnen, und doch den Beschauer anblickend. Das Haar ist schlicht und kurz, so wie Bonaparte es trägt, und so wie in der Natur, hat es Bewegung, Ausdruck, und malerische Massen. Jedes kunstverständige Auge muß es fühlen, wie im Haare, das frey seiner Bewegung folgt, ein eigner Geist und eine Art Leben liegt; und noch kürzlich machte ein Italienischer Künstler die Bemerkung, daß das Haar tiefer Denker, und großer Männer an den Schläfen eine eigne willkührliche Bewegung habe, die es vom Gesicht abstehn macht. Dieser Künstler zeigte mir hiebey die Büste Homers auf dem Museum, neben der des Euripides, und ich sah, wie auf der

erstern das Haar kräftig von der Schläfe absteht, und bey dem zweyten mehr anliegt, welches mir auffiel, da wirklich in Homers Geiste mehr Schöpferkraft und Hoheit athmet, als in dem des Euripides.

Alle Künstler, die mit mir von Bonaparte's Büste gesprochen, finden seine Züge edel und schön; unter den Antiken auf dem Museum sieht Cäsar August ihm auffallend ähnlich. Auch ein Brutus daselbst, und ein andrer Kopf, der ohne Namen und Unterscheidungszeichen ist, haben Aehnlichkeit mit Bonaparte. Darum sind auch die Züge von Canovas Büste von antiker Schönheit, und nirgend idealisirt, sondern nur ein treues genialisches Auffassen eines der schönsten Momente des Urbilds. Beseelt von heroischem Geiste, und von einem Anhauch der Schwermuth und des Tiefsinns, tritt dies Meisterstück aus der Reyhe der gewöhnlichen Kunstwerke heraus, und gehört gleichsam mit zu seines Urbilds Apotheose. Die Arbeit ist so rein, so schön und innig vollendet, als wenn es die Natur selber wäre: der Mund besonders ist ganz beseelt, und spricht tausend feine Nüanzen seines Geistes aus.

Büste der Madame Bonaparte von Chaudel.

Dies graziöse Kunstwerk eines der verdienstlichsten Bildhauers von Paris, ist in Lebensgröße, griechisch aufgesetzt und bekleidet. Es hat Anmuth, Feinheit und Hoheit, gänzlich geschieden vom Reiz der Gesichtsbildung und von der frischen Fülle der Jugend. Es ist Natur in Gedanken und Vollendung, und sieht einen heiter und ruhig an. Chaudel beschäftigt sich jetzt auch mit Bonaparte's Büste, gleichfalls in Lebensgröße, und in gewöhnlicher Kleidung. Kein Künstler faßt so leicht und glücklich als er. Kürzlich machte er Denon's Büste, welche, vom Entwurf bis zum Modelliren gerechnet, das Werk von zweymal vierundzwanzig Stunden, (im Zwischenraum von 7 Tagen) war, und sehr ähnlich und ausdrucksvoll, wiewohl nicht von sehr graziöser Vollendung, sondern ehe dem Original unrecht thuend, als geschmeichelt. Diesem Künstler ist auch die

Skulptur-Arbeit aufgetragen, welche zu einer neuen Säule erfordert wird, die auf dem Plaz Vendôme errichtet werden soll. Diese Säule, ganz von Eisen, wird achtzig Fuß Höhe haben. In ihr wird eine Treppe herauf führen, zu einer Gallerie, ganz in der Höhe, auf welcher sich die kolossale Statue Karl des Grossen befinden wird. Das Modell zu diesem Kunstwerk ist die Säule Trajans. Zur Ausführung werden funfzehn Monat erfodert, wenn alle Stücke, aus denen sie besteht, zu gleicher Zeit von verschiedenen Künstlern bearbeitet werden. Seit einiger Zeit wendet man in Paris vielen Fleiß auf die Verarbeitung des Eisens, und man hat es so weit gebracht, daß es, dem Erze gleich, zu gegossenem Bilderwerk gebraucht werden kann.

Als Glückwunsch zur Vernichtung der letzten gefährlichen Verschwörung ist eine Medaille geschlagen worden, deren Erfinder Denon ist. Auf der einen Seite Bonaparte's Kopf, auf der andern eine Fortuna. Ein Stern schwebt über ihrem Haupte, sie ist sitzend dargestellt, wie sie selbst das Steuerruder lenkt, die Ueberschrift ist: à la Fortune conservatrice.

Helmina.

Panorama der Stadt und der Gegend um Rom.

Es muß einmal alles in Paris seyn, auch Rom hat sich hieher begeben, im Bilde wenigstens liegt es da, in der ganzen Pracht seiner Gebäude und stolzen Gärten. Ein runder dunkler Vorsaal, eine schmale Treppe, führen hinauf in die Zauberwelt, die den Blick ringsum einladet und fesselt. Ein südlicher Himmel liegt verbreitet über die Sieben-Gebirge rings umher. Die Aussicht ist vom Glockenthurm des Capitolinischen Berges genommen. Das alte Rom liegt hier dem neuern gegenüber, mit den Jahrtausenden, deren Gedanken auf ihm ruhen, und mit jedem Frühlingsgrün, das seinen schönen Fluren entblühet, ernster und heiliger wieder erwachen. Die reichen und stolzen

Palläste der Medicis, und die herrliche Villa Borghese mit ihren waldigen Gärten, die Trajanische Säule, das Kolisäum, und das Forum; alles, was grosse Gedanken und Erinnerungen erweckt, liegt um uns her, unbeweglich und schweigend, aber in magischen Schriftzügen redend. Es wird einem wohl hier, unter dem Walten des unwiderstehlichen unbegreiflichen Reizes des Wunderbaren. Dies optische Wesen ist eine schöne und liebliche Kunst, ich wünschte sie weiterhin ausgebreitet, sie ist dem menschlichen Geist eine Freundin, die viel Verwandtes mit der Phantasie hat, und von dieser den zauberischen Reiz borgte, den nur sie über die irdischen Dinge verbreiten kann.

H.

Nekrologie.

In den ersten Tagen des Monats April starb zu Lille Herr Lestiboudois, Professor der Botanik, und Verfasser der Botanographie belgique, eines der brauchbarsten Handbücher der Pflanzenkunde, die in Frankreich existiren. Er war 90 Jahre alt, und hatte alle seine Geisteskräfte bis in dies hohe Alter beybehalten. Wenige Stunden vor seinem Tode ließ er sich die ersten Blumen des Frühlings bringen, und verglich sie mit den Kupfern Tourneforts. Er hatte ehedem sehr viel zu der Einführung des Kartoffelbaues in den Niederlanden beygetragen.

Der Tod des berühmten, und in der Geschichte des Endes des achtzehnten Jahrhunderts so ausgezeichneten ehmaligen Staatsministers Necker, ist bisher nur von seinen Freunden beweint worden, und nur ein einziger derselben hat öffentlich einige Blumen auf das Grab des Edeln gestreut. Necker wiedmete schon lange seine Abwesenheit von den öffentlichen Geschäften, und seinen stillen Landaufenthalt ernsten Betrachtungen, und den erhabnen Freuden der Wohlthätigkeit. Niemand, der Hülfe bedurfte, gieng ohne Trost von ihm weg; manche, die sich feindselig und unedel gegen ihn betragen hatten, erfreuten sich nachher seiner Grosmuth. Die öftere Anwesenheit seiner Geis-

und Lebenvollen Tochter brachte einige Abwechslungen in dieses einfache Leben; leidenschaftlich mit ihrem Glücke beschäftigt, suchte der edle Vater ihr alsdann alle möglichen Vergnügungen herbeyzuschaffen, und wenn die Zeit ihrer Abreise nahte, war er zum Voraus bemüht, ihr bey seinen entfernten Freunden die angenehmste Aufnahme vorzubereiten.

Necker, den das Publikum nur als ernsten, und oft kalten Staatsmann kannte, war im vertrauten Cirkel seiner Freunde der angenehmste, ja der belustigendste Gesellschafter von der Welt. Mit unnachahmlicher Lebhaftigkeit schnellte er die Pfeile des treffendsten Witzes auf diejenigen ab, von denen er wußte, daß ein freundschaftlicher Scherz nicht mißverstanden werden würde. Mit seltnem komischem Talent ausgerüstet, verbarg er es so, wie seinen beissenden Wiz überall, wo beyde an der unrechten Stelle gewesen wären. Einige kleine Schriften, die bisher nur seine Freunde kannten, dürften jedoch bald auch das grössere Publikum über diese innere Seite seines Charakters belehren. Sein Ende war sanft, einige Tage vorher hatte er mehrere Stunden lang die Besinnung verlohren, und drükte während dieser Geistesabwesenheit, ohne es zu wissen, die rührendsten und wohlwollendsten Gefühle aus! So triumphiren edle Gesinnungen selbst über die Natur.

Ueber die Blinden-Anstalten in Paris von einem Blinden.

Ist je dem Wahrheitliebenden etwas wichtig, so sind es die Aeusserungen der menschlichen Seele, welche die geheimen Tiefen derselben offenbaren. Stärker und auffallender, als gewöhnlich, äussern sie sich in jenen Klassen von Menschen, die durch unglückliche Zufälle desjenigen ihrer Sinne beraubt wurden, dessen Entbehrung uns in eine immerwährende Finsterniß versetzt, uns von dem unmittelbaren Genuß der äussern Gegenstände entfernt, und uns nöthigt, den Ersatz des Verlustes in dem Innern der Seele

zu suchen. Diese, so wie viele andere an mir selbst gemachten Bemerkungen erzeugten in mir die Begierde, mich dem durch H. Hauy errichteten Institut der Blinden zu nähern, um diese Bemerkungen auch über andre auszudehnen. Ich wohnte einer ihrer öffentlichen Sizungen bei. Ein Chor von Blinden eröffnete dieselbe mit einer Musik, die ich noch nie in einer so vollkommenen Harmonie gehört hatte. Sie spielten die Ouverture von Temophon (l'ouverture de Temophon). Der Eingang hatte ganz das Magische und Hinreissende, so wie der Uebergang in das Schauerliche den Zuhörer in die Illusion eines von Schmerz zerrissenen Gemüths versezte. Die darauf folgende tröstende Sanftmuth wurde von diesen Künstlern mit so vieler Vollkommenheit und Schönheit ausgedrükt, daß nicht nur ich, sondern viele Mitzuhörer ganz Ohr waren, und im Affekt der Bewunderung aussprachen: „Nur einem blinden Chor kann es eigen seyn, diese Schönheit in ihre Töne zu legen." Mir traten die Thränen in die Augen. Die Seelen dieser Blinden, welche in ganzer Fülle auf ihren Tönen schwebten, standen wesentlich meiner Einbildungskraft gegenüber. Herr Hauy, der wirkliche Vater und Stifter dieser Anstalt, richtete die Aufmerksamkeit der sich da befindenden Gesellschaft auf die Handarbeiten, welche von Blinden verrichtet wurden. Einige verfertigten mit Zwirn umwundene Spazierstöke und Reitpeitschen, andere machten Schachteln von Pappe, Schreibzeuge, so wie andere Kleinigkeiten dieser Art. Einige Frauenzimmer wirkten, auf eine sehr künstliche Art, seidene Geldbeutel, vermittelst eines dazu eingerichteten Würkrahms. Ihre unglücklichen Schwestern fertigten gestrickte Westen; auch haben es alle so weit gebracht, daß sie durch die Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt verdienen können. Jezt bat Herr Hauy die Versammlung, einem Blinden zu diktiren, welcher vermittelst bleierner Buchstaben die ganze Phrase auf einem dazu eingerichteten Brette zusammensezte. Ein bei der Aufgabe abwesendes blindes Frauenzimmer trat hervor, und las den ganzen Inhalt desselben mit den Fingern. Mit einer noch bewunderns-

würdigern Fertigkeit las sie auch in einem, mit aufgeworfenen Buchstaben gedruckten, Buch ein ganzes Blatt, welches ihr von einer Person der Gesellschaft aufgeschlagen ward. Der Zwischenraum ward mit einer Arie von einem blinden Frauenzimmer ausgefüllt. Man ist in Paris gewohnt, die Kunst auf ihrer Höhe zu erblicken, und es ist gewiß bewundernswürdig, diese, des Gesichts beraubte, Menschen mit so vieler Vollkommenheit singen und spielen zu hören. An Kunst und Fertigkeit gibt diese Sängerin den Sehenden nichts nach; ja ihre Wendungen verrathen selbst mehr innere Rührung und Ausdruck. Ein junger Knabe, welcher kaum 14 Jahr alt war, rechnete auf einem Brett, welches durchlöchert war, eine der schwersten Multiplicationen mit bleiernen Ziffern aus. Die Brüche bezeichnete er sich mit bleiernen Zahlen, welche er aber dennoch von den übrigen sehr genau unterscheiden konnte. Er konnte sich auch zu dieser Rechnung nicht vorbereiten, indem sie ihm von der Gesellschaft aufgegeben ward. Auch führte ihm eine Dame der Gesellschaft die Hand auf einer für Blinde verfertigten Landkarte herum. Es fehlte ihm kein Land, das er nicht deutlich und bestimmt angeben konnte. Hierauf wurden Schreibtische hergebracht, auf welchen die Blinden sehr deutlich die von der Gesellschaft aufgegebenen Phrasen mit einem stählernen Griffel hinschrieben.) Der von H. Hauy erfundene Schreibtisch hat eine sehr merkwürdige Mechanik. Oben befindet sich ein stählernes Linienblatt, welches den blinden Schreiber nöthigt, immer in gerader Linie zu bleiben. Er greift jeden seiner Buchstaben mit den Fingern, so daß er sie unmöglich mit einander vermischen kann. Unter diesem Linienblatt befindet sich ein Chassis, welches ein mit Schwärze versehenes Papier befestigt. Unter dies Papier wird noch ein weisser Bogen Postpapier hingelegt. Der Blinde bildet nun auf dem obern etwas stärkern Papier seine Buchstaben, welche er nachher mit den Fingern lesen kann. Mit eben dem nämlichen Zug entfärbt sich auch unter seinen Griffen das geschwärzte Papier auf dem unterliegenden weissen, so daß

er zur nämlichen Zeit zween Briefe, einen für sehende, und eben diesen auch für blinde Leser schreiben kann. Ich befinde mich schon seit mehr als drei Vierteljahren in diesem Institut, und habe, nach zwanzigjähriger Beraubung des Gesichts, in sehr kurzer Zeit, schreiben, lesen, rechnen und Topographie gelernt. Meine zuvor erworbenen Kenntnisse erhielten durch die von H. Hauy erfundenen Mittel mehr Festigkeit und Gründlichkeit. Kurz, es mangelt dem unglücklichen, seines Gesichts beraubten Menschen daselbst nichts, um alle möglichen Wissenschaften auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu bringen. Ja noch mehr, sie lernen die Druckerey, durch welche sie diese Mittel selbst verfertigen können. Sie drucken ihre Bücher und ihre Noten. Ein sehender Knabe lieset ihnen die Buchstaben in musikalischen Zeichen vor, und sie setzen dieselben auf, und befördern sie unter die Presse. Ihre Seele erhält durch die, den Verstand und die Einbildungskraft entwickelnden, Arbeiten eine außerordentliche Ausdehnung und Empfänglichkeit. Es haben es einige so weit gebracht, daß sie die schwersten Probleme aus der Geometrie und Algebra mit außerordentlicher Leichtigkeit entwickeln. Die Seele der Blinden hat allgemein weit mehr Tiefe und Durchdringlichkeit. Ein beharrliches Aushalten, ihren vorgesteckten Plan auszuführen, ist ihnen besonders eigen. Tiefes und inneres Nachdenken wird ihnen zur zweiten Natur. Der Blinde sucht in sich ein inneres Licht zu entflammen, indem er von der Natur des äussern beraubt ward. Der Horizont sinkt vor seinen Augen nieder, und die ganze Schöne der Welt verhüllt sich ihm in Nacht und Finsterniß. Er muß also eine innere Schönheit sich entwickeln, wenn er seinem sehenden Bruder nicht an Vollkommenheit nachstehen will. Dieses wird ihm um so leichter, indem ihn die äussern Gegenstände nicht zerstreuen, welche dem Gemüth der Sehenden eben so oft eine Richtung zum Kleinlichen, als zum Grossen und Erhabenen geben. Diese und noch viele andere Bemerkungen erfüllten schon vor einer Zeit von 15 Jahren die edle Seele des H. Hauy's. Mit bluten-

dem Herzen sah er damals eine Truppe Geiger und Sänger, welche schlecht genug, um ein Almosen auszupressen, ihre unangenehmen und unharmonischen Töne den Sehenden aufbürdeten. Andere forderten ihren Unterhalt von den Thränen der Weichen. Wäre es nicht möglich, sagte er sich, mit einem großmüthigen und edlen Eifer erfüllt, dieser Classe von Menschen unsere Kenntnisse und Wissenschaften bekannt zu machen? Unterscheidet nicht ein jeder sein Taschenmesser und seine sämmtlichen Geräthschaften von den übrigen; könnte man nicht diese Unterscheidungsfähigkeiten vervollkommnen und benutzen? Nein, es ist nicht recht, sagte er sich, daß man diese Unglücklichen ihr unverschuldetes Schicksal so hart büssen läßt. Sie werden noch nebst dem Verlust ihrer Augen von ihren übrigen Brüdern mißhandelt und verbannt. Man heftet ihnen, wie Herr Hauy erzählte, unanständige Bilder und Figuren auf. Der ungezogene Pöbel benutzt alle Gelegenheiten, seinem Hang zu einer so elenden Belustigung genug zu thun. Besser gebildete Menschen zwar geben dem Unglücklichen dieser Art ein mit Wehmuth begleitetes Mitleiden. Diesen besseren Menschen ist es gewiß unbewußt, daß sie mit demselben mehr Schmerz als Trost in dem Herzen des Blinden erzeugen. Alle stimmen mit mir überein, daß dieses Mitleiden uns den Schmerz unsers Verlustes doppelt fühlen läßt. Ist dieser nicht unglücklich, sagen sie alle, welcher des Mitleids bedarf? Erkennt man an uns Verdienste, wenn man uns nur bemitleidet? Ja, viele sagen, wir würden, wenn man uns Gerechtigkeit widerfahren liesse, weit weniger unglücklich seyn. Daß Herr Hauy dies in ganzer Fülle empfand, beweist eine seiner großmüthigen Aeusserungen. Ich fühle mich genöthigt, sagte er, die Blinden nicht nur zu lieben, sondern auch zu schätzen und zu ehren. Immer steht mir, wenn ich mich unter ihnen befinde, der Gedanke lebhaft vor Augen: diese Menschen würden vielleicht, wären sie nicht durch unglückliche Zufälle ihres Gesichts beraubt, Heerführer, Staatsmänner und, mit einem Wort, ausgezeichnete Wohlthäter einer ganzen Nation seyn. Sie sind

gegenwärtig nur, was sie seyn können, und nicht, was sie seyn könnten. Begeistert bei diesem Gefühl, zog er einige dieser Unglücklichen zu sich hin, und erhielt sie, wegen ihrer Bedürftigkeit, auf seine eigenen Unkosten. Er lehrte sie die Mittel ihres Unterrichts, welcher oben beschrieben worden. Mehrere begüterte Personen reichten ihm nachher ihre Beiträge, vermittelst deren er eine große Anzahl von Blinden, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts, um sich versammlen konnte. Sie fiengen an, sich zu entwickeln, und mit allen Künsten und Wissenschaften bekannt zu werden. Ihre öffentlichen Sitzungen erhielten den Beifall aller Menschenfreunde, und selbst im Auslande erscholl diese so wohlthätige Anstalt, einem unbegreiflichen Wunder gleich, das man sich nicht vollständig erklären konnte. Von der Regierung unterstützt, fuhren sie fort, immer weitere Fortschritte zu machen. Man wies ihnen, nach vielen andern Orten, welche Herr Hauy mit seinen Blinden zuvor bewohnte, die sogenannte Quinzevingt an. Dieser von Ludwig dem 9ten gestiftete Aufenthalt, welcher damals für die in seinem Dienst des Gesichts beraubten Krieger errichtet wurde, ernährte seit dieser Zeit immer eine Anzahl von 300 dieser Unglücklichen, welche meistens ganz ohne alle Beschäftigung daselbst in einer finstern Gleichförmigkeit lebten. Es ward also gut gefunden, diesem geräumigen Ort das Institut beizufügen. Mit gleichem Eifer fuhr Herr Hauy fort, wohlthätig zu seyn. Aber es erfolgte die für die blinden Zöglinge so traurige Epoche, wo es seinen Feinden gelang, ihn wegen nichtswürdiger Ursachen zu stürzen. Man unterschob ihm einen unwissenden Mann, der dieser Anstalt gar nicht gewachsen war. Man wies ihn zwar mit einer ehrenvollen Pension zurück, unter dem Vorwand, daß es besser wäre, die Blinden Handarbeiten, als Künste und Wissenschaften, zu lehren. Diese zuvor mit Wissenschaften beschäftigten Menschen, wurden nun zum Spinnen und Weben angehalten, auch errichtete man ihnen eine Tabäkfabrike, auf welcher sie einen kümmerlichen Unterhalt verdienten. Die Neider des Herrn Hauy trugen kein Bedenken, auszusprechen, daß die Blinden

durch die Natur nicht zu den Künsten und Wissenschaften, sondern nur zu den groben Handarbeiten bestimmt wären, und daß man ihnen nur so vielen Unterhalt geben mußte, daß sie verhindert würden, zu sterben. Ist es möglich, daß die Leidenschaft der Neider so heftig auf sonst verdienstvolle Menschen wirken kann, um einen so lieblosen Gedanken nur zu hegen, noch weniger ihn auszusprechen. Herr Hauy konnte weiter nichts thun, als diese Unglücklichen bedauren; er zog sich zurück, und errichtete eine besondere Erziehungsanstalt, zu welcher ihm bemittelte Aeltern ihre des Gesichts beraubten Kinder anvertrauten. Er fügte diesem Institut eine Schule für Sehende bei, in welcher blinde Lehrer unter seiner Aufsicht mit dem glücklichsten Erfolg Unterricht geben. Auch in der Musik haben es die Blinden durch die Mittel des Herrn Hauy so weit gebracht, ihren sehenden Schülern diese Kunst bis auf einen hohen Grad bekannt zu machen.

Jeder unbefangene Beobachter alles dessen muß nothwendig mit uns bedauren, daß eine der Menschheit so ehrenvolle Stiftung in der Mitte ihres Fortgangs gehemmt wurde. Diese Menschen benutzen nun izt noch, so viel es ihnen möglich ist, die bei Herrn Hauy ihnen angebotenen Mittel. Ich wurde mit ihnen bekannt, und mußte ihre in allen Fächern zu einer hohen Vollkommenheit gebrachten Kenntnisse bewundern. Ich vermißte nichts als die Bildung des Herzens und der Seele bei ihnen, welche den Blinden, so viel ich glaube, eben so nothwendig, als die des Kopfs, ist. Ich habe aus meiner zwar noch kleinen Erfahrung bey ihnen unaussprechlich wohlthätige Früchte der ästhetischen Bildung wahrgenommen. Kaum wird man es glauben, daß man dem Blinden den Sinn für Schönheit auf mannigfaltige Art mittheilen kann. *) Ihre Seele entzündet sich ganz, wenn sie bei den Schönheiten

*) Herr Heilmann ließ die Blinden Gypsabgüsse der schönsten Antikenköpfe betasten, um ihren Sinn für die Schönheit zu entwickeln, und fand sie für dies neue Bildungsmittel sehr empfänglich.

entzündet wird. Ihre Liebe ist reiner und schöner, weil sie durch den Verlust eines ihrer Sinne mehr Seele als Körper sind. Sie können jene um so viel mehr entwickeln und ausdehnen, so daß die Erkenntniß der Pflicht, so wie das Daseyn eines höhern Wesens, das Vorgefühl der Unsterblichkeit, von ihnen lebhaft und wahr mit einem moralischen Glauben umfaßt werden kann. Um desto grausamer war es, diese Menschen ihres Führers und Vaters zu berauben, welche, durch dessen Verlust vernachläßiget, auf das für sie so trostlose System des Atheismus verfielen. Die tiefe und nach Wahrheit sich sehnende Seele kann unmöglich durch eine mit Ceremonien ausgeschmückte Religion befriedigt werden. Die Welt mit ihrem Sonnenglanz, so wie mit ihrer mannigfaltigen Schöne, ist für ihn nicht mehr, denn sein Auge erstarb für dieselbe. Physiko-theologische Begriffe können ihn also nicht an den Schöpfer anschliessen, weil er wenig Sinn für dieselben hat. Vorurtheile sind unwirksam auf ihn, indem er durch sein Schicksal zu einem tiefen Nachdenken bestimmt ist. Grundsätze, welche er aus seinem Innern erschaffen kann, sind also seine einzige Rettung. Niemand empfand dies inniger, als Herr Hauy, welcher noch unermüdet und bis dahin zwar noch unfruchtbar arbeitete, ihnen wieder nützlich zu seyn. Verzeihen kann man den Feinden dieser Anstalt einzig mit dem Ausspruch des Göttlichen am Kreuze: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Heilmann.

Herr Heilmann ist aus Mühlhausen gebürtig, und war daselbst Lehrer der Philosophie, er ist zwischen seinem 9ten und 13ten Jahre nach und nach blind geworden. Auf die rührendste Weise erzählte er mir, mit wie vielem Vergnügen er vorher die Schönheiten der Natur betrachtete. So saugt der Diamant das Licht der Sonne ein, um es nachher im Dunkeln auszustrahlen. Seinen tiefen Geist, seine feinen psychologischen Bemerkungen und seine philanthropischen Gesinnungen beweist sein Aufsatz.

J. G. S.

Entwurf des neuen Criminal-Gesezbuches.

Es ist für die Nation ein wahres Bedürfniß, aus der chaotischen Verwirrung, in welche die Revolution die Gesezgebung gestürzt hatte, herauszutreten. Die Zeiten, wo oft in einem Abend, nach einem wohlbesezten Mittagsfrühstück, die Deputirten der Legislativ-Versammlungen, Geseze und Verordnungen duzendweise entwarfen und bestätigten, konnten unmöglich lange dauern; es mußten sich bald die auffallendsten Widersprüche einschleichen, und eine vernünftige Rechtspflege so gut als unmöglich machen. Seitdem die Nation unter Bonaparte's Konsulat einige innere Ruhe genießt, und aus diesem Grunde die Regierung sich mehr mit der Verwaltung des Reichs abgeben kann, hat man sich auch ernsthaft mit der Verfertigung von Gesez-Sammlungen abgegeben, welchen ausschließliche Kraft beigemessen wurde, um endlich die öffentlichen und Privat-Rechte nicht länger mehr der Willkühr der Vorgesezten Preiß zu geben. Man hat gesucht, in diese wichtigen Operationen die gröstmögliche Schnelligkeit zu bringen, und so ist innerhalb zwei Jahren die Compilation des Civil Gesezbuches geendigt worden. Allgemeine Verordnungen über das Handelswesen, über das gerichtliche Verfahren in Civilsachen, über mehrere Zweige der inneren Verwaltung sind wirklich die Gegenstände der Arbeit des Staatsraths. Ein Entwurf eines neuen Criminal-Gesezbuches ist vorigen Monat beendiget, und allen Mitgliedern des gesezgebenden Korps mitgetheilt worden; denn die Session des künftigen Jahres soll zur Diskussion der Verfügungen desselben angewandt werden *).

Von diesem Entwurf, welcher durch eine besonders hiezu ernannte Kommission, bestehend aus den Herren Viellart, Target, Oudart, Treilhard, Blondel, Kassationsrichter, verfertigt worden ist, wollen wir hier eine kurze Uebersicht mittheilen. Er ist betitelt: Projet de Code criminel, correctionnel & de police, und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, davon die erste von den Verbrechen und Strafen, und die zweite von der Justiz und Polizei handelt. Die Untersuchung der Unterabtheilungen und der Anordnung der Materien wird uns auf einige Bemerkungen und Vergleichungen leiten.

Der erste Theil des Entwurfs besteht aus vier Büchern, deren jedes wieder in Kapitel und Abschnitte zerfällt. Als Präliminar-Dispositionen sind acht Paragraphen vorangeschikt, in welchen die Definitionen von Vergehen (Délit), Verbrechen (Crime) und Uebertretung (Contravention) ent-

*) Er ist noch nicht ins Publikum gekommen, und wir denken daher durch diesen sehr sorgfältig bearbeiteten Auszug unsern Lesern ein desto angenehmeres Geschenk zu machen. A. d. H.

halten sind. Sodann wird der Grundsatz, daß jede Strafe vorher durch ein Gesez mußte angedroht seyn (nulla poena sine lege), aufgestellt, und die Militär-Verbrechen bestimmt, und von den Verfügungen dieses Gesezbuches getrennt. Aus diesen Paragraphen besteht der ganze allgemeine Theil. Die folgenden Bücher beziehen sich auf die Spezialanordnungen. Es ist seltsam, daß man hier weder die Begriffe von Strafe, Strafgesetz und Strafbarkeit, noch die Zergliederung des Begriffes Verbrechen in seine Arten und Abstufungen, und von Thatbestand und dessen Merkmahlen, noch die Scheidung des Verbrechens von der Schuld antrifft; Bestimmungen, die, wegen ihrer Angrenzung an das Gebiet der Philosophie, so wichtig hier dem Richter sind, der nicht oft genug seinen Blick vom einzelnen Fall auf das Ganze, und besonders auf die Absicht des Gesetzes richten kann, um nicht sein fürchterliches Amt zum Nachtheil der Gesellschaft auszuüben.

Das erste Buch handelt von den verschiedenen Criminal- und Zucht-Polizei-Strafen. Es zählt zehn Arten von Criminal-Strafen in folgender Ordnung auf:

1. Todesstrafe.
2. Lebenslänglicher Arbeitszwang.
3. Deportation (lebenslängliche Verbannung).
4. Arbeitszwang auf bestimmte Zeit.
5. Einsperrung.
6. Brandmarkung.
7. Infamie und Pranger.
8. Relegation (zeitige Verbannung).
9. Amts-Entsetzung (forfaiture).
10. General-Confiskation.

Es giebt nur eine Vollziehungsart der Todesstrafe, nemlich die Enthauptung. Im Falle eines Vater- und Gatten-Mords, Vergiftung, Meuchelmords, Mordbrennerey wird diese Strafe dadurch geschärft, daß der Verurtheilte in einem rothen Hemde eine Stunde lang auf dem Schaffotte ausgestellt, und ihm vor der Hinrichtung die rechte Hand abgehauen wird. Auch soll der Körper an einer Heerstrasse, unfern des Orts, wo das Verbrechen begangen worden ist, begraben, und ein rother Pfahl mit der Inschrift: hier liegt ein Vatermörder, Mordbrenner, Vergifter u. s. w. auf das Grab gesteckt werden. Die zu öffentlichen Arbeiten Verurtheilten sollen zum Bergbau, Austroknung von Morästen oder andern mühsamen Beschäftigungen angewandt werden. Die Deportation geschieht in einen ausser dem europäischen Gebiete des Reichs gelegenen Ort. Jeder, der zu dieser Strafe oder zu lebenslänglichem oder zeitigem Arbeitszwang verurtheilt worden ist, soll offentlich mit einem glühenden Eisen auf beide Schulterblätter gebrandmarkt werden. Die Einsperrung soll in Zuchthäusern Statt haben, woselbst die Delinquenten zu Arbeiten

angehalten werden, deren Ertrag zum Theil für sie seyn soll. Die längste Dauer dieser Strafe ist zehen Jahre. Die Ausstellung am Pranger ist mit ihr, wie mit der vorigen, verbunden. Alle diese Strafen ziehen auch den Verlust aller bürgerlichen Rechte nach sich.

Der übrige Theil dieses Buches handelt von den Zuchtstrafen, von der Kautionsleistung, von der Aufsicht der Polizei über gewisse Verbrecher, die ihre Strafe ausgehalten haben, und von den Strafen, welche auf die Wiederübertretungsfälle gelegt sind.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Subjekte der Strafen, oder den strafbaren Personen.

Zuvörderst wird der Begriff eines Urhebers des Verbrechens festgesezt: die positiv concurrirenden Helfer stehen in derselben Klasse, so wie die, welche solche Dienstleistungen unterlassen haben, welche das Gesez unter Androhungen infamirender oder züchtigender Strafen von ihnen fordert.

Kein Verbrechen kann durch die Anführung von Umständen, welche das Gesetz nicht ausdrücklich als Milderungsgründe erklärt, entschuldiget werden.

Hiernächst ist von der Civil-Verantwortlichkeit der Eltern, Vormünder, Erzieher, Herren und Meister, Ehemänner und Gastwirthe, für die Vergehen ihrer Kinder, Zöglinge, Dienstbothen, Weiber und Gäste, die Rede, welches eine blosse Polizei-Verfügung ist.

Das dritte Buch handelt von den einzelnen Verbrechen und ihrer angedrohten Strafe, und untersucht zuerst die öffentlichen oder Staats-Verbrechen, und zweitens die Privatverbrechen.

Die Staatsverbrechen werden unterabgetheilt in

1. Verbrechen, die gegen die Sicherheit (politische Existenz) des Staats gerichtet sind, und zwar

(1) gegen die äussere Sicherheit. Auf diese ist die Todes- und Confiskations-Strafe gesezt; als Verbrecher dieser Art sollen angesehen werden, alle die, die Waffen gegen das Vaterland tragen, oder die auswärtigen Mächte zum Kriege gegen dasselbe anreitzen, wenn gleich der Krieg selbst nicht ausbricht, oder alle Franzosen, welche im Einverständniß mit den Feinden stehen, um ihnen den Einfall in das französische Gebiet zu erleichtern, oder, um ihnen eine Veste, einen Hafen, Zeughaus, Magazin, Schiffe u. s. w. in die Hände zu spielen. Diese Strafe ist dieselbe, wenn solche Machinationen gegen die mit der Republik verbündeten Mächte gerichtet sind.

Die Seeräuber sind in dieser Klasse mitbegriffen, obgleich dieses Verbrechen mehr Privat- als Staats-Verbrechen ist.

(2) gegen die innere Sicherheit des Staats. Gleiche Strafe für alle Theilnehmer an Complotten, welche

gegen das Leben und die Sicherheit der Consuln oder eines derselben, oder gegen die Vereinigung, Sicherheit und Freiheit des Senats, des gesezgebenden Körpers und des Staatsraths gerichtet sind; oder welche zum Zwecke haben, die Regierung zu ändern, einen Bürgerkrieg anzufachen, eine oder mehrere Gemeinden der Republik zu verheeren oder in Brand zu stecken; und diß selbst, wenn diese Complotte sich erst nur als Attentate geäussert hätten.

2. Verbrechen gegen die bürgerliche Verfassung. Die Deportation in gewissen Fällen und die Relegation sind demjenigen angedroht, welcher durch Zwang oder Drohungen einen Bürger von der Ausübung seiner bürgerlichen Rechte zurückgehalten hätte. Die Unterschlagung von Stimmen in den Wahlversammlungen wird mit der Infamie und dem Pranger bestraft. Hier werden nun ziemlich weitläufig eine Menge Fälle von Mißbrauch der amtlichen Gewalt der verschiedenen Behörden angeführt, und mit Strafen bedroht, welche zum Theil Relegation, zum Theil Amtsentsezung, oder auch nur einfache Zuchtstrafen sind.

3. Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe.

(1) Von den Fälschungen. Hier werden die öffentlichen und Privatfälschungen unter derselben Rubrik abgehandelt, und zuerst die Münzverbrechen bedroht. Auf das Verfälschen dem Korn und Schrote nach, der gesezlichen National-Metallmünzen und auf denböslichen Koncurs bei diesem Verbrechen, ist die Todes- und Konfiskations-Strafe gesezt, desgleichen auf das Nachmachen des Staats-Siegels und den böslichen Gebrauch dieser Verfälschung, und auf das Nachahmen der Staatsschuldscheine, Nationaleffekten und Zettel der grossen Bank, oder der Partikular-Banken in den Departementen. Wer irgend einen Nationalstempel verfälscht, soll deportirt werden; die Verfälschung anderer Zeichen, welche die Regierung auf verschiedene Waaren setzen läßt, oder der Siegel und Stempel der öffentlichen Beamten, wird mit der Einsperrung bestraft.

Auf die Verfälschung öffentlicher Schriften ist die Deportation gesezt, auf die von Privatschriften die Einsperrung.

Von Sachen- und Waaren-Verfälschungen, Grenzverrückungen, Stellionat, Meineid ist gar nicht die Rede, weder in diesem Kapitel, noch in den folgenden. Diese Verbrechen sind ganz übergangen.

(2) Von den Verbrechen, welche die öffentlichen Beamten in der Ausübung ihres Amtes begehen können: weitläufiges Kapitel, in welchem sehr viel Polizeiverfügungen vorkommen.

(3) Von der Rebellion und dem Ungehorsam.

Dieser Abschnitt zerfällt in fünf Unterabtheilungen, die etwas unzusammenhängend an einander gereihet sind. Die Ueberschriften derselben sind:

§ 1. Gewaltthätigkeiten gegen die zwingende öffentliche Gewalt.

§ 2. Gewaltthätigkeiten, Beschimpfungen, Irreverenzen gegen die öffentlichen Beamten.

§ 3. Ungehorsam.

§ 4. Nichtleistung eines gesezlich-schuldigen Dienstes; hier ist von den National-Gardisten, und den gezwungen-angeworbenen Jünglingen (Konscribirten) die Rede, welche nach Militärgesetzen (ausserordentlich scharf) bestraft werden: die Eltern und Vormünder dieser Rekruten sind für sie verantwortlich, wenn sie im Augenblicke der Aushebung bei ihnen wohnhaft sind, und sind für ihre Verzögerung oder Entweichung mit einer Geldstrafe bedroht.

§ 5. Entweichung von Gefangenen. Hier ist blos von Bestrafung der Gefangenwärter, Thurnhüter u. s. w. die Rede.

§ 6. Gewaltsame Erbrechung von Siegeln und Entwendung von Aktenstücken aus den öffentlichen Archiven.

(4) Von der Zusammenrottirung von Verbrechern und Vagabunden. Die Verfügungen dieses Abschnitts beziehen sich vorzüglich auf das Bettelwesen.

(5) Verbrechen gegen die Ehrfurcht, welche man der Obrigkeit, den öffentlichen Gebräuchen und den Denkmählern schuldig ist.

(6) Verbrechen, welche durch die Presse und Verbreitung von Schriften begangen werden.

(7) Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit.

(8) Verbrechen, welche sich auf die im Staate existirenden Gesellschaften beziehen. Hier sind die Bedingungen vorgeschrieben, unter welchen die Bildung einer Gesellschaft Statt haben kann. Durch eine Menge Einschränkungen, wodurch der Misbrauch derselben, den man aus Erfahrung hinlänglich kennt, verhindert werden soll, wird die Möglichkeit des Vereins einer Gesellschaft sehr erschwert. Einige andere Polizeiverfügungen betreffen die Störung des Gottesdienstes und die Beschimpfung der Kirchen. Wer jemanden zwingt, an Sonn- und Festtägen zu arbeiten, wird mit einer Geldstrafe von fünfzig bis zweihundert Franken, und mit eilftägiger bis zwei-monatlicher Gefängnißstrafe belegt.

Der zweite Abschnitt des dritten Buches, welcher von dem Privatverbrechen handelt, zerfällt in zwei Kapitel.

1. Verbrechen gegen die Personen. Zuerst wird hier von der Tödtung gesprochen. Der Mord (meurtre) ist eine

mit Willkühr, und der Meuchelmord (assassinat) eine mit vorhergefaßter Absicht und Ueberlegung begangene Tödtung. Die Vergiftung, wenn gleich sie nur eine Krankheit verursacht hatte, wird als Mord angesehen. Auf alle Arten von Mord ist die Todesstrafe gelegt. Die verschiedenen Arten von Mord-Räubern, Chauffeurs, Garotteurs, welche, um ihre Absichten zu erreichen, Qualen und barbarische Behandlungen anwenden, sind als Meuchelmörder zu bestrafen. Hierauf ist von den Verwundungen aus einem Hinterhalt die Rede, welche, je nachdem der Tod schnell oder nach bestimmter Zeit, oder gar nicht, ohne Verstümmelung, erfolgt, mit dem Tode, lebenslänglichem Arbeitszwang, und Deportation bestraft werden. Mit dieser letzten Strafe wird auch der Kindermord belegt. Die Nothzucht soll mit der Einsperrungsstrafe geahndet werden, mit zeitigem Arbeitszwang, wenn die verlezte Person noch nicht volle funfzehn Jahre alt ist, und mit der Deportation, wenn der Schänder in die Klasse derjenigen gehört, welche Autorität auf die Geschändete haben, oder wenn er ein öffentlicher Beamter, Religionslehrer oder Lohndiener ist. Die Castration wird mit dem Tode bestraft, wenn sie den Tod verursacht hat, mit lebenslänglichem Arbeitszwang, wenn diß nicht darauf erfolgt ist. Jedoch soll diese That, wenn sie als Nothvertheidigung der angegriffenen Unschuld statt hatte, als unverschuldete Tödtung angesehn werden. Auf das Abtreiben und die Beihülfe dazu, ist die Einsperrung gesetzt; auf das Aussetzen der Kinder, Geld und Gefängnißstrafe, auf die gewaltsame Entführung, den Menschenraub und die unrechtmäßige Gefangennehmung, Einsperrung, lebenslänglicher Arbeitszwang und Deportation, je nachdem die That mit gravirenden Umständen begleitet ist. Die unverschuldet zufällige Tödtung wird mit der Gefängnißstrafe, die höchstens nur zwei Jahre dauern kann, und mit einer Geldbuße von 50 bis 600 Franken bestraft.

Hierauf folgen peinliche Verfügungen gegen die Bigamie, auf welche Einsperrung und eine Geldstrafe gelegt ist; gegen den Ehebruch von Seiten der Frau, welche nebst ihrem Mitschuldigen zu einer Gefängnißstrafe von drei Monaten bis drei Jahren verurtheilt wird: der Ehemann, welcher in dem gemeinschaftlichen Wohnhause eine Beischläferin hält, wird mit einer Geldbuße bestraft. Den Beschluß dieses Kapitels machen mehrere Polizeyverfügungen über die Vernachläßigung der Formalitäten, welche die Einschreibung der neugebohrnen Kinder in das Geburtsregister erfordert, über das heimliche Begraben der Leichname, über das falsche Zeugniß-ablegen in Criminalfällen, über verläumderische Beschuldigungen und sonstige Beschimpfungen.

2. Das zweite Kapitel, welches die Verletzungen des Eigenthums betrift, handelt im ersten Abschnitt von den Diebstählen. Die Hauptdefinition, die hier aufgestellt wird, ist: Jede Entwendung einer Sache eines andern ist als Diebstahl anzusehn. Das Merkmal der Zueignungsabsicht ist mit Stillschweigen übergangen. Der gefährliche Diebstahl wird mit dem Tode bestraft, wenn fünf Umstände, die hier aufgeführt sind, ihn begleiten, oder auch nur die drei letzten, welche darin bestehen, daß die That des Nachts, mit angewandter Gewalt oder List, welche von gewisser Art seyn muß, und mit gewaltsamer Mishandlung oder Drohung mit Waffen begangen worden ist. Die übrigen Arten von Diebstählen werden mit lebenslänglichem oder zeitigem Arbeitszwang, oder Einsperrung und kürzerer Gefängnißstrafe, bestraft. Hierauf folgen die genauen Bestimmungen der Wörter, Wohnhaus, Straße, öffentlicher Weg, Park, Erbrechung, Erkletterung, falsche Schlüssel, auf welche sich die vorhergehenden Verfügungen beziehen. Im zweiten Abschnitt ist die Rede von der Beraubung, (Rapine) den Betrügereyen (Escroqueries) und dem Mißbrauch des Zutrauens. Auf den betrügerischen Bankerott ist die Einsperrung und eine Geldstrafe gesetzt, auf diebische Betrügereyen, Gefängniß und Geldstrafe. Hierauf folgen eine Menge Polizeyverfügungen über das Errichten und Halten von verbotenen Spiel- und Leihhäußern, die Verlezungen der Anordnungen, welche das Manufaktur- und Fabrikwesen und den Waarenpreis betreffen, und über die Verfälschung von Gewichten, den Nachdruck und das unbefugte Aufführen von Theaterstücken.

Der dritte Abschnitt handelt von der Zerstörung und Beschädigung von Sachen. Die Brandstiftung aller Art wird mit dem Tode bestraft. Häuser-, Felder-, Baumbeschädigung und andre werden verhältnißmässig mit der Gefängnißstrafe belegt.

Im vierten Buche wird von den Polizey- oder Zuchtstrafen, welche in Gefängniß, Geldstrafe und der Spezial-Konfiskation bestehen, und von den Vergehen, auf welche sie gesetzt sind, gesprochen.

Diß ist eine Uebersicht des ersten Theils dieses Entwurfs: der andre Theil, welcher überschrieben ist von der Polizey und Justiz, handelt von der Verfassung beider und dem peinlichen Verfahren. Wir werden nächstens eine kleine Uebersicht desselben geben. Als Beschluß dieses Artikels wollen wir einige der Hauptbemerkungen anführen, welche der Kassationsrichter Target auf speciellen Auftrag in einem besondern Auffsatze über den ersten Theil des peinlichen Gesetzbuches gemacht hat, und welche gewissermaßen den philosophischen Theil desselben bilden.

Die Laster, sagt er, sind die Wurzeln aller Verbrechen,

könnte man sie ausrotten, so wäre kein Strafgesetz mehr vonnöthen. Die Strafe ist keine Rache. Die Nothwendigkeit der Strafe ist der Grund ihrer Gesetzmässigkeit, die Prävention der Verbrechen ist nicht der Hauptzweck der Strafe, ob sie gleich einer der wichtigsten Zwecke derselben ist. Die Schwere der Verbrechen mißt sich nach dem Grad der Gefährlichkeit, und nicht nach der moralischen Verdorbenheit des Thäters. Die Wirksamkeit der Strafe steht in geradem Verhältniß mit der Furcht, welche sie einflößt, diese Furcht beruht vielmehr auf der Gewißheit und Schnelligkeit der Strafe, als auf ihrer Strenge. Die gesetzlichen Ahndungen können ohne Gefahr gemässigter seyn in einem Lande, wo eine gute Polizey herrscht. Es entsteht aber die Frage: ist die Todesstrafe nach Vernunftgesetzen zu rechtfertigen, und ist sie nothwendig? Hier wird nun zuerst bewiesen, daß sie nothwendig ist, denn die Gesellschaften sind zu betrachten, so wie sie sind, und nicht so, wie sie seyn sollten; für ein großes Volk, welches in unzählige Klassen von der ungleichsten Bildung sich abtheilt, und dessen niedriger Pöbel der Sitz aller Verbrechen ist, muß es eine Todesstrafe geben, denn alle Strafen müssen hauptsächlich auf diese verdorbene Klasse berechnet werden, und der stärkste Trieb des Menschen ist der Erhaltungstrieb, so daß die Androhung des Todes viel stärker wirken muß, als die der Sklaverey und des Arbeitszwangs; da die Todesstrafe also vorerst, bis glucklichere Zeiten kommen, nothwendig ist, so ist sie auch ganz zu rechtfertigen.

Hierauf vertheidigt Herr Target die wiedereingeführte Strafe des lebenslänglichen Arbeitszwangs. Die konstituirende Versammlung hatte mit Unrecht verordnet, daß keine Strafe sich auf die ganze Dauer des Lebens erstrecken sollte, denn diß lähmte die Wirkung derselben. Die Idee der Perfektibilität sey zwar sehr verführerisch, müsse aber eben deßwegen in eine imaginäre Welt verbannt werden. Eben so nothwendig ist die Wiedereinführung der Strafe des Brandmarkens, welche man aus demselben Grunde abgeschaft hatte: denn diese Strafe wirkt sehr stark auf rohe Menschen, und bietet der Obrigkeit ein leichtes Mittel an, entronnene Verbrecher wieder zu erkennen.

Die Strafgewalt soll forthin keine Finanzquelle mehr für den Staat seyn; die Konfiskation bildet keine Strafe für sich, sie schärft nur die Kapital-Strafen in gewissen Fällen, wo die Sicherheit der Gesellschaft eine sehr schwere Ahndung fordert.

Diese Bemerkungen, welche das Gepräge eines geübten Nachdenkens tragen, sind sehr bündig und schön geschrieben. Obschon in dem Entwurfe der Mangel an einer strengern logischen Ordnung, und besonders an Vollständigkeit ziemlich sichtbar ist, so muß man dennoch wünschen, daß er bald gesetzliche Kraft erhalten möge, um die peinliche Verfassung

des Reichs, von den beiden Extremen, auf welchen sie sich befindet, wieder in die Mitte zurückzuführen. Die Vereinigung der peinlichen und Straf-Polizei-Verfügungen in ein einziges Gesezbuch erleichterten dem Richter die Uebersicht des Gebietes der Strafgewalt, aber wenn diß der Fall seyn soll, so muß durchaus eine genauere logische Trennung, und auch an mehrern Orten eine grössere Klarheit der Bestimmungen in den künftigen Codex gebracht werden.

Arnold.

Interessante Werke, die im April erschienen sind.

Die Uebersetzung der Aeneide von Abbé Delille, die schon seit vielen Jahren angekündigt und seit einiger Zeit mit grosser Ungeduld erwartet worden war, ist endlich erschienen, und zwar zu gleicher Zeit in Paris und in mehrern andern Städten Europa's wohin man zum voraus eine große Menge Exemplare verschickt hatte. Sie ist hier mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden. Manche Fehler wären zwar darin zu rügen, und besonders der Anfang ist schleppend, und eher paraphrasirt als übersetzt. In hundert andern Stellen aber hat der Dichter die Wünsche der Liebhaber aufs herrlichste befriedigt, und in mehrern ihre Erwartungen übertroffen.

Delille zeichnet sich durch einen sehr wohltönenden, und, wie man hier sagt, glänzenden Versbau aus, auch besitzt er jenes rythmische Gefühl, dessen Schwingungen nach Plato einen wesentlichen Theil des poetischen Enthusiasmus ausmachen, in einem jetzt ganz ungewöhnlichen Grade. Da die französische Sprache sehr wenig Rythmus hat, so muß dieß Gefühl bey französischen Dichtern durch das Studium der Classiker, besonders der Griechen, gebildet werden. Dieses Studium blühte im 17ten Jahrhundert, und ihm verdankt Racine jenen für Franzosen entzückenden, für Ausländer aber verlohrnen, Wohlklang seiner Verse, den man als ein Analogon des Rythmus in einer Sprache, wo dieser nicht angebracht, sondern nur angedeutet werden kann, betrachten muß. Aus derselben Quelle schöpfte Racine auch jene Kühnheit poetischer Ausdrücke, die in ihm von den deutschen auf eine mir unbegreifliche Weise verkannt wird. *) Jene Blüthe des Wohlklangs ist dem, ganz auf ungriechischem Boden gebildeten Voltaire durchaus fremd, und in der poetischen Kühnheit des Ausdrucks steht

*) Welche frische Blüthe der Dichtkunst findet sich nicht z. B. in dem Verse:

Moissonné dans la fleur de sa jeune saison,

und wäre der Ausdruck χλοερῆς ἐν ἄνθει ὥρας nicht in dem schönsten griechischen Dichter eine ausgezeichnete Schönheit.

er dem klassischen Racine sehr weit nach, in beyden nähert sich ihm Delille, der sehr gut griechisch weiß, und der oft mit einem eignen Wohlgefallen große Stücke Homers, in der Ursprache, selbst Frauenzimmern vordeklamirte, um denselben den Wohlklang dieser Sprache fühlbar zu machen, weit mehr, ob er gleich in einigen Eigenthümlichkeiten des Versbaues sich mehr von demselben entfernt, und sich eine eigne Manier gebildet hat.

Da dieses Werk den Liebhabern der französischen Dichtkunst in Deutschland eben so schnell mitgetheilt worden ist als den Franzosen, und für die übrigen Leser als bloße Uebersetzung nicht von sehr ausgezeichnetem Interesse seyn kann, so begnügen wir uns hier eine in der Vorrede citirte Stelle aus einem noch nicht gedruckten Original, Gedichte Delilles über die Imagination, abzuschreiben, worin er den Geist der Virgilschen Dichtkunst treffend und poetisch charakterisirt.

Homère déployant sa force poétique,
Dans sa mâle beauté m'offre l'Hercule antique.
Ta muse me rappelle en ses traits moins hardis,
De la belle Vénus les charmes arrondis.
Ta vigueur sans effort c'est la grâce elle-même;
Avant de t'admirer, le lecteur sent qu'il t'aime.
Des trésors du génie économe prudent,
Brillant mais naturel et pur quoiqu'abondant,
Chez toi toujours le goût employa la richesse.
Le goût fut ton génie; et ma fière Déesse *),
Dont les coursiers fougueux erroient encor sans frein,
A mis pour les guider les rênes dans ta main.

Von Degerando ist während dieses Monats ein neues und für Frankreich wichtiges Werk erschienen, es ist die ausführlichere Entwicklung seiner Berliner Preisschrift, nebst einem Abriß der philosophischen Geschichte, das wir schon vor mehrern Monaten angekündigt haben. Der Titel heißt: Histoire comparée des Systèmes de Philosophie relativement aux Principes des connoissances humaines, es hat 3 Bände, und ist bey Henrichs verlegt. Das Werk zerfällt, wie man schon aus dem Gesagten sieht, in zwey verschiedne Theile; in dem ersten ist die ganze philosophische Geschichte in chronologischer Ordnung gründlich und zum Theil nach den Urquellen, zum Theil nach unsern besten deutschen Schriftstellern in diesem Fache, entwickelt. In der zweiten Abtheilung folgen allgemeine Betrachtungen über den Gang der philosophischen Vernunft überhaupt, und über den Geist der Haupt-Systeme insbesondre; die spekulative Philosophie, der Dogmatismus, der Idealismus, der Skepticismus, der Empirismus und der Kriticismus werden untersucht und gewürdigt, und der Verfasser

*) Die Phantasie, der sein Gedicht gewidmet ist.

schließt mit der Aufstellung einer Philosophie der Erfahrung, welche, gleich weit vom Dogmatismus und vom Empirismus entfernt, alle menschlichen Fähigkeiten harmonisch entwickelt und benutzt, um zwischen der Außenwelt und der Innenwelt einen schönen Bund zu stiften, wodurch nach und nach die Natur sich dem Geiste in den reinsten Formen der Wahrheit einprägt, wodurch ein sich immer weiter erhebendes Gebäude menschlicher Erkenntniß begründet wird. Die edle Wahrheitsliebe des Verfassers, sein unpartheyischer Forschungsgeist und selbst der Fleiß, womit er mitten in Frankreich ausländische Quellen, und namentlich die, außer seiner Bibliothek hier gar nicht gesammelt existirenden neuesten Werke der deutschen Philosophen benutzt hat, müssen ihm auch bey denen Achtung und Liebe erwerben, welche seine philosophischen Ansichten nicht theilen. Die schöne Klarheit seines Styls, welche selbst den schwersten Materien Eingang zu verschaffen weiß, verdiente in Deutschland nachgeahmt zu werden, und sein Werk dürfte um dieser Eigenschaft willen selbst manchem Deutschen, über die vorher unverstandnen Werke seiner Landsleute neue Aufschlüsse geben.

Der Cours über Deklamation von Larive, von welchem wir, während er mündlich gehalten wurde, Nachricht gaben, ist nun im Drucke erschienen, und bildet ein sehr unterhaltendes und lehrreiches Werk. Es ist in die zwölf Sitzungen eingetheilt, in welchen der Cours wirklich gehalten wurde. In der ersten gibt er nach einer interessanten Einleitung über die Leidenschaften, in ihrem Verhältnisse mit der dramatischen Kunst betrachtet, eine kleine psychologische Charakteristik der Männer- und Frauenrollen überhaupt, und schließt mit der Aufzählung der Eigenschaften, welche alle die haben müssen, welche sich dem Theater widmen; in der zweiten handelt er von der Stimme und von ihren Wirkungen, von der Aussprache und der Artikulation, vom Ausdruck der Augen und vom Gehör; in der dritten von dem Gefühl und von den Erinnerungen; in der vierten von den Gemüthsbewegungen und den Empfindungen; in der fünften vom sichtbaren Ausdruck und von der Imagination; in der sechsten von der Begeisterung und von der Verführung; in der siebenten von der Würde und vom Muth (zu dessen Darstellung ihm eine Begebenheit seines Lebens den lebhaftesten Ausdruck darbot und einprägte); in der achten von der Wahrheit, vom guten und schlimmen Herzen und von den Unterarten derselben; in der neunten von der Eifersucht, von der knechtischen Nachahmung und von der Affektation; in der zehnten von den Nüancen und Contrasten, von der einfachen Sprache und von der Deklamation und von einigen Unannehmlichkeiten der theatralischen Laufbahn; in der eilften von einigen für dramatisches Talent und für die Succeße desselben günstigen oder ungünstigen Umständen; in der lezten

endlich von den Ursachen der Verminderung der Talente, von den Schauspielsälen, von der Kritik und von der Nothwendigkeit, und den Mitteln, die Schauspielkunst zu erhalten. Im ganzen Werke sind meistens feine Bemerkungen mit sehr unterhaltenden Anekdoten durchwebt, wovon wir unsern Lesern im künftigen Stücke einige mittheilen werden. Eine Sonderbarkeit dieses Werkes über die Kunst der Täuschung ist eine förmliche Dedikation — an die Wahrheit. Ueberhaupt trägt dieses Produkt von eigner Art das lebhafte Gepräge eines originellen Kopfes, der nur gelegentlich Schriftsteller ist, und es gewinnt durch diese, von andern Büchern sehr verschiedne, Form nicht wenig an Interesse.

Während dieses Monats ist auch neben mehrern andern wenig bemerkten Romanen ein neuer historischer Roman über den geheimnißvollen Menschen, der einen grossen Theil des 17ten und den Anfang des 18ten Jahrhunderts, mit einer eisernen Maske verlarvt, in der Bastille verlebt hat, erschienen. Wir zeigen dies Werk nur deswegen an, weil es eine neue Idee zu der bisherigen Erklärung dieses sonderbaren und berichtigten Phänomens hinzufügt. Schon längst schien es wahrscheinlich, daß dieser so verborgen gehaltene Mensch ein Bruder Ludwigs des XIVten war; die allgemeinste Meinung war, es sey ein Zwillings-Bruder dieses Monarchen gewesen; der Verfasser der gegenwärtigen Schrift aber, Herr Regnault Warin, macht sehr wahrscheinlich, daß es ein Sohn der Mutter dieses Fürsten, Anna von Oestreich, und des Herzogs von Buckingham war, dessen Leidenschaft für diese Königin, wie bekannt, nur zu eklatante Folgen für Frankreich und für England hatte, und der nach seiner Entfernung vom französischen Hofe eine Zusammenkunft mit ihr in Amiens hatte, von der um so mehr zu vermuthen ist, daß sie noch andre, als politische Folgen hatte, da die Königin, der schon seine erste Liebeserklärung nicht sehr unangenehm gewesen zu seyn scheint, sich nach dieser Zusammenkunft in die tiefste Einsamkeit zurückzog, und der König um eben diese Zeit die ganze Dienerschaft seiner Gemahlin abänderte. Das Werk ist in die Form einer Autobiographie eingekleidet, wird aber von dem Verfasser selbst als ein historischer Roman angekündigt.

In der heute den 30sten April erscheinenden 4ten Nummer der Archives littéraires befinden sich interessante historische Bemerkungen über die Oberherrschaft des Meeres im Alterthum und in den neuern Zeiten, von Malouet, noch etwas über Herder von Degerando, der schon in einem andern Stücke diesen grossen Deutschen auch in Frankreich zu verewigen gesucht hat. Einige Auszüge aus Clemens von Alexandrien, von dem Abbé Moreller. Sehr interessante Auszüge aus einer im J. 1792 von Spaniern unternommenen Reise an die nordwestlichen Küsten von Amerika, von Herrn Bourgoing, eine russische Erzählung, etwas über Klopstock

und zwey Uebersetzungen aus der Messiade und den Oden, etwas über Heynes Homer u. s. w. Dieses mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Journal scheint denselben mit jedem neuen Stücke noch mehr verdienen zu wollen, und wird sowohl für Frankreich, als für das Ausland, von immer größerem und mehr umfassendem Interesse.

Ankündigung einiger deutschen musikalischen Producte aus der Correspondance des Professeurs et Amateurs de Musique.

Grande Symphonie concertante, suivie d'un menuet varié pour tous les Instruments et d'un allégro final dédiée à la Majesté la Reine douairière de Prusse mère du roi et composé par le Baron de Münchhausen Chambellan de sa Majesté de roi de Prusse. Oeuvre IX à Paris chez Momigny Boulevard Montmartre. Nro 31.

Grande Symphonie concertante suivie d'un allégro grazioso, avec des cors obligés et d'un allégro final, dédiée à sa Majesté la Reine douairière de Prusse par M. le Baron de Münchhausen etc. Oeuvre X même adresse.

Die Werke des Herrn Baron von Münchhausen, der zu den ausgezeichnetsten Gesellschaftern des seeligen Prinzen Heinrich, des Bruders Friederich des Großen gehörte, sind wahrscheinlich den deutschen Musikliebhabern hinlänglich bekannt. Es mag denselben angenehm seyn, zu hören, wie sich eine Pariser musikalische Zeitung über die lezten Arbeiten dieses edeln Landsmannes erklärt: „Die Symphonien, heißt es, sind „weit über die Nachsicht erhaben, die die Kritik sonst „Liebhabern schuldig ist. Sie sind nicht nur correct, „sondern auch voller Gefühl und Melodie, so wie vol„ler grazi̇ösen Uebergänge und Geschmack. Wenn man „ihnen einerseits dieses ungeheuchelte und unverdäch„tige Lob nicht entziehen kann, so bleibt höchstens, „nur strenge genommen, zu wünschen übrig, daß die „Abschnitte abwechselnder wären. Der Herr Baron „würde dadurch sich völlig des Titels eines Künstlers „würdig machen, den er so wenig zu fordern scheint. „Die Symphonien werden den Musikliebhabern um so „willkommener seyn, weil der gröste Theil derselben „sehr glänzend ist, ohne doch für die Ausführung Schwie„rigkeiten darzubieten, oder besondere musikalische Ta„lente zu erfordern.

Diese Symphonien sind wirklich in mehrern Liebhaber-Concerten mit grossem und allgemeinem Beyfall aufgeführt worden.

Theater-Geschichte des Monats April.

Den 1sten. Le contrariant, im Théâtre de la porte St. Martin (ein Theater, von welchem, unter dem Artikel der Schauspielhäuser vom zweiten und dritten Rang, Erwähnung geschehen ist, wo von schlechten und übelgekleideten Schauspielern oft recht amüsante Stücke aufgeführt werden, die der eigensinnige Geschmack der Pariser von den Haupt-Theatern verbannt) wurde vorher im Théâtre Molière mit vielem Beyfall aufgeführt, aber im Théâtre St. Martin so schlecht gespielt, daß er wenig Effekt machte. Der Geist des Widerspruchs war von einem ältern französischen Schauspiel-Dichter, von Dufresny, mit vielem Glück behandelt worden, und sein Stück dieses Namens wird als sein vorzüglichstes Werk angesehen, erhielt aber dennoch einen dauernden Beyfall erst, als es der Verfasser von 5 Akten auf einen reduzirte. Dieses neue Stück ähnlichen Titels ist in fünf Akten und in Versen. Es enthält den sonderbaren Contrast, daß der Widersprecher in Kleinigkeiten voll unerträglichen Humors in Haupt-Angelegenheiten aber so, wie bei seiner und seiner Freunde Heurath, voll guten Willens, und zu den grösten Aufopferungen bereit ist

Den 4ten wurde in der Opera buffa der König Theodor zum erstenmale wieder aufgeführt. Dieses Stück war im J. 1785 von einer andern italienischen Schauspieler-Gesellschaft in Versailles mit so vielem Beyfall aufgeführt worden, daß die Königin dem Sänger Tadeo eine Pension von 600 Livres zusicherte, um ihn für das Vergnügen zu belohnen, das er ihr gemacht hatte. Es machte auch dießmal viel Glück, besonders bey den ersten Vorstellungen, wo einige Arien einen wahren Enthusiasmus erregten. Die Franzosen haben aber nicht Gedult genug, um die italienischen Stücke oft anzuhören, und da diese Singstücke nicht oft abgewechselt werden können, so geht im Ganzen dieses Theater schlecht und wird wahrscheinlicherweise sehr bald wieder aufhören. Ein Spaßvogel machte darüber das Wortspiel: Les Italiens restent au moins jusqu' à la faim. (Dem Ton des Worts nach heißt dieß zugleich: sie bleiben doch wenigstens bis ans Ende, oder bis zum Hunger.) Sie führten übrigens das Stabat von Pergolese während dieses Monats mehreremale mit vielem Beyfall auf.

Den 7ten im Vaudeville, Arlequin musard. Vor einiger Zeit hatte Picard im Théâtre Louvois einen Mann darzustellen gesucht, der sich beständig durch kleine Tändeleyen und Liebhabereyen von seinen Geschäften abziehen läßt. Das Vaudeville sieht nicht leicht eine gute Idee erscheinen, ohne sie durch seine Arlequins, Colombinchen und Cassondre nachahmen zu lassen. Ein musirender Arlequin verfehlt eine Heurath und ein Duell, weil ihn alles, was er sieht, aufhält und zerstreut. Seine Geliebte gibt ihm

Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, und er unterschreibt endlich den Contrakt, nachdem er noch vorher, während Vater und Zeugen ungeduldig warten, den Rahmen eines Gemähldes zusammengenagelt hat.

Den 9ten April. Die Gläubiger im Théâtre louvois. Ein junger Mensch, der sehr verschuldet ist, hört, sein Oheim sey gestorben; sogleich versammelt er seine Gläubiger, verkauft die Güter, die Effekten, die Kostbarkeiten des Todten, die er zwar nicht ausliefern kann, weil er nicht im Besitz derselben ist, auf die er aber Geld auf Abschlag erhält, als plötzlich sein Oheim, dessen Todes-Nachricht falsch war, dazu kömmt, und sowohl den Jüngling, als die Gläubiger in eine so grosse Verlegenheit sezt, daß das Publikum, an der Entwicklung verzweifelnd, das Stück durch Pfeiffen und Murren unterbrach, und ein anders aufgeführt werden mußte. Der Verfasser soll Beaunoir heissen, so daß die allezeit fertigen Wortspieler sagten: cette intrigue est d'un beau noir, und dabey bemerkten, daß, wenn die wirklichen Gläubiger des Verfassers auf den Succeß dieser erdichteten gezählt haben, das Stück denselben eine unruhige Nacht verursacht haben muß.

Den 11ten im Théâtre françois. Die falsche Schaam, ein Lustspiel in fünf Akten, und in Versen. Der Verfasser hatte vor einem Jahre ein sehr hübsches Stück geliefert, welches einen jungen Mann darstellte, der sich lange nur mit Künsten der Verführung abgegeben, und alle Frauenzimmer, mit denen er in Verhältniß war, betrogen hatte, der sich alsdann aber sehr ernsthaft in eine Cousine verliebt, welche vorher die Vertraute seiner Flatterhaftigkeit war. Er hat alle Mühe von der Welt, sie von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, und es glückt ihm nur durch eine günstige Reihe von Zufällen. In diesem Stücke wollte derselbe Dichter (Herr Longchamps) einen jungen Mann darstellen, der in einer übeln Gesellschaft alle seine guten Eigenschaften verläugnet, ohne sie zu verlieren, und den ein schätzbarer und geschickter Vormund aus dieser schlimmen Verbindung rettet, um ihn einem edeln Mädchen in die Arme zu führen, das ihn insgeheim liebt, aber vor seiner vorgeblichen Liederlichkeit schaudert, bis ihr sein wahrer Charakter aufgedeckt wird. Allerdings gibt es dergleichen Gesellschaft, und es ist sogar nur zu gewöhnlich, in gewissen Verbindungen weit schlimmer zu sprechen, als man denkt, eine Verkehrtheit, die oft auf den Charakter einen schlimmen Einfluß haben kann. Die Darstellung dieser Affektation wäre daher nicht nur interessant, sondern sie könnte auch nützlich werden. In diesem Stücke war sie aber so sehr misglückt, daß das Stück bey der ersten Vorstellung von Anfang bis ans Ende nicht mit Unrecht ausgepfiffen wurde. Der Verfasser machte alsdann sehr viele Aenderungen, und bey der zweiten Vorstel-

lung (in welchen überhaupt das Publikum weniger schwer zu befriedigen ist) fand man sein Lustspiel erträglicher, ob es gleich in dieser neuen Gestalt dem wahren Kenner als ein noch verfehlteres Flickwerk erschien.

Den 12ten April wurde im Opernhause ein neues Stück le Pavillon du Calife, und ein Ballet von Noverre, Médée & Jason zum Vortheile des berühmten Vestris aufgeführt. Der Zulauf war ungeheuer, der Preis der Plätze war dreyfach, die Vorstellung trug 32 tausend Livres ein, sie dauerte bis nach Mitternacht, jedermann kehrte voll Langerweile und sehr ermüdet nach Hause zurük. Man machte bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß nach einer Vorstellung, wo der Preis der Plätze dreyfach ist, einige der folgenden Vorstellungen leer sind, so daß jene Vermehrung auf Kosten des öffentlichen Schatzes geschieht, welcher von derselben nichts zieht, und doch die folgenden Vorstellungen bezahlen muß, weil dieses Theater zum Theile aus demselben unterhalten wird. Man sah auch daraus, und aus andern Berechnungen bey ähnlichen Fällen, daß die Ausgabe des Publikums fürs Schauspiel, im Ganzen genommen, weit regelmäßiger berechnet ist, als man glauben sollte. Die neue Oper ist aus einer Erzählung der hundert und einen Nacht gezogen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Kalifen von Bagdad. Almanzor, der, als Fischer verkleidet, die Gegend um Bagdad durchstreift, rettet ein junges Mädchen aus den Händen einiger Räuber und wird von ihrer Schönheit bezaubert. Sie war unterwegs, um bey ihm die Gnade eines unrechtleidenden Vaters nachzusuchen; er läßt sie ins Schloß gehen, ohne sich zu erkennen zu geben. Einer der Kronbedienten, auch von ihrer Schönheit hingerissen, gibt ihr ein Fest. Der Kalif erscheint dabey, noch immer unerkannt; ohne in ihm den Fürsten, sondern nur ihren Retter zu sehen, zeigte sie ihm ihre Liebe, er gibt sich zu erkennen, und erhebt sie auf den Thron. Das Stück war schwach, und das Publikum strenger, als es gewöhnlich in der Oper zu seyn pflegt. Es machte viel Lärmen, und man konnte kaum die einzelnen Schönheiten genießen. Zwischen der Oper und dem Ballet wurde das niedliche Stück le cercle von den Schauspielern des Théâtre françois aufgeführt. Diese feine und wahre Darstellung der Lächerlichkeiten der ehmaligen grossen Welt, wurde mit der gewöhnlichen Vollkommenheit gespielt, und mit gerechtem Beyfall aufgenommen. Beym Ballet war das Publikum schon gewaltig ermüdet, und misbilligte besonders die tragische Tendenz, welche man hier dem leichten Tanz der Thalia, der so ausschliessend zum Ausdruck der Freude und graziöser Gemüthsbewegungen geschaffen zu seyn scheint, geben wollte. Das Spiel der schönen und majestätischen Clotilde war jedoch sehr vorzüglich, und hätte al-

lein schon die ächten Liebhaber für die Ausgabe und die Fatigue des Abends entschädigt.

Den 14ten wurde im Vaudeville eine Begebenheit aus dem Leben des berühmten See-Offiziers Duguay-Trouin, in einem recht hübschen kleinen Lustspiele aufs Theater gebracht; der Offizier war nach einem merkwürdigen Kampf, den seine Fregatte gegen sechs englische Linienschiffe aushielt, gefangen worden. Er flößt einer schönen Französin, in welche der Kommandant des Forts, wo Trouin verwahrt wird, verliebt ist, ein lebhaftes Interesse ein, sie entschließt sich, ihn zu retten, der Kommandant wird überlistet, der Gefangene entwischt, und kehrt zu seiner Flotte zurück, deren Admiral den Engländern vier gefangene Offiziere von dem Grade Trouin's zurückschikt. Der Dialog und die Verse dieses Stücks sind sehr geistreich, und es wurde vortrefflich gespielt. Die meisten Stücke des Vaudevilles sind von mehrern Verfassern gemeinschaftlich ausgearbeitet; dieses ist von den allerfruchtbarsten derselben, den Herren Barré, Radel, Desfontaines und Saint-Félix.

Den 16ten die Kranke aus Liebe, im Théâtre Feydeau. Louise stirbt vor Liebe für einen Jüngling, den ihre Schwester heurathen soll. Diese, die ihn nicht sonderlich liebt, cedirt ihn der Schwester, er geht mit Freuden den Tausch ein, und das beynahe indecente und ziemlich platte Stück ist zu Ende. Eine hübsche Musik und einige erträgliche Strophen, wozu bessere Dichter benutzt worden waren, haben demselben jedoch einigen Beyfall verschaft.

Die letzte Hälfte des Monats war beynahe ganz leer an neuen Stücken, und überhaupt sind die Schauspiele im Frühling großentheils verspätete Kinder des Winters. Doch sagt man, in der Oper werde ein neues Stück, die Barden genannt, vorbereitet, im Theater Feydeau eine Malvina, die beynahe ganz aus Versen der Uebersetzung Ossians von Baour Lormian zusammengesetzt ist, und im Vaudeville die Velocifères.

Im Théâtre Louvois sind den 28sten die Fraglustigen aufgeführt worden. Ein kleines ziemlich witziges Stück, worin zwey unermüdliche Frager sich zweymal aus Ungedult über diesen beyderseitigen Fehler miteinander abwerfen, und sich, um einen Heurathscontrakt zwischen einem Neffen und einer Niece zu schließen, nur durch die Bedingung, daß jede Frage mit einer Strafe von 200 Louisdor bezahlt werden soll, auf einige Augenblicke vereinigen können.

Moden u. s. w.

Es erscheint hier alle fünf Tage ein kleines Mode-Journal, das mit vielem Witze geschrieben ist, und zuweilen Aufsätze von guten Schriftstellern enthält; aus diesem zie-

hen die andern Journale meistens ihre Moden-Artikel, die daher dieselben Perioden halten. Da diese Quellen auch in Deutschland geschriebenen Journalen offen stehen, und wir an Ort und Stelle lieber aus eigener Ansicht oder aus weniger bekannten Quellen schöpfen, so ziehen wir aus dieser nur zuweilen einige pikante Bemerkungen oder Einfälle. So sind z. B. in einem Stücke dieses Journals, die wöchentlichen Abendvergnügungen einer eleganten Dame, auf folgende Weise vorgeschrieben. „Eine Frau nach der Mode darf nicht vergessen, Montags ins Théâtre françois zu gehen, um Mlle Contat zu sehen, aber sie muß spät in ihrer Loge erscheinen; Dienstags muß sie in die Oper fahren, aber erst zum Ballet anlangen; Mittwochs wird sie wohl thun, in die Opera buffa zu gehen, um daselbst nach Italienischer Sitte ihre Freunde in ihrer Loge zu empfangem. (Dieß scheint mir jedoch hier noch nicht sehr gebräuchlich zu seyn) Donnerstags darf sie bey Picard im Théâtre Louvois lachen; aber in einer Gitter-Loge. Freytags kann sie ins Theéâtre de la Gaieté fahren, wo der dankbare Löwe ganz wie ein Engel spielt. Samstags muß sie bey sich empfangen, und Sonntags (wo der Lehrmeister von den Abendstunden in die Morgenstunden überspringt) muß sie die milden Beysteuern in ihrer Pfarrey sammeln." Wenige Damen werden diesen Vorschriften pünktlich folgen, und die elegantesten würden viel dabey verliehren, da für diese, besonders in Paris, Privatgesellschaften, wo sie selbst eine Rolle spielen, weit amusanter sind, als das Theater. Vor der Revolution übrigens wurde das Schauspiel als der einzige öffentliche Ort angesehen, wo sich eine Dame, die ein Haus hält, zeigen könne.

Es wurde vor einigen Wochen in den Modejournalen von Lucidonischem Papier gesprochen, und wir haben dessen auch schon im Vorbeygehen Erwähnung gethan. Seitdem hatten wir mehrere Gelegenheit, nähere Erkundigungen über diese, auf eine sonderbare Weise, angekündigte Erscheinung einzuziehen. Die Tochter eines bekannten Mahlers verfertigte schon seit langer Zeit, zum Vortheile der Künstler, ein sehr brauchbares, durchsichtiges Papier, das sie, nach der hiesigen, nicht unlöblichen, Mode, alles mit schön klingenden Namen zu benennen, Lucidonisches Papier nannte. Eine langwührige Krankheit ihres Mannes zwang sie, ihre Industrie mehr zu beleben, und für ihren Unterhalt, und für die Erziehung ihrer Kinder selbst zu sorgen. Sie ließ daher in die Journale einrücken, dieses Lucidonische Papier sey für Morgenbillets Mode, und verschafte sich dadurch wirklich manche Käufer. In der That ist dieses gefirnißte Papier, auf das der leise Druck eines antiken Griffels sehr leserliche Züge einritzt, um kleine Bemerkungen niederzuschreiben, sehr bequem, weil dieser Griffel sich nicht, wie ein Bleystift, abnutzt, sondern immer gleich feine Züge lie-

fert. Die Verfertigerin wohnt in der rue Saint Honoré, bey der Barrière des Sergens, sie heißt Mad. Cosson. Ihr Papier soll auch mehrere Früchte, wenn man dieselben damit umwickelt, sehr lange frisch erhalten, weil es der Luft keinen Durchgang läßt.

Für eine gewisse Classe von jungen Leuten werden die Moden ein immer ernsteres Geschäft. Der grosse Sänger G. . . . hat den Ruf, darin den Ton anzugeben, und in der That hat wohl nie ein römischer Censor ernster über die Sitten gewacht, als dieser Virtuose sich für die Moden interessirt. Wenn er in Gesellschaft erscheint, so beschaut er die Menschen vom Kopf bis zu den Füßen, und spricht zuerst mit dem, der am elegantesten gekleidet ist, wer nicht nach der Mode ist, den würdigt er keiner Aufmerksamkeit, wer sich ihr aber nähert, wird einer desto strengern Untersuchung gewürdigt, je mehr er dem Urbild gleichkommt. G. vergleicht alsdann die Farben, den Schnitt, die Art genau mit den seinigen, und seine beredten Blicke geben seine Zufriedenheit oder sein Misfallen zu erkennen. Der Modelustige merkt sich diese Winke, läßt am andern Morgen gleich beym Erwachen seinen Schneider hohlen, und sucht das Verfehlte zu verbessern.

Die neuesten Damenmoden sind für den Morgenanzug ein auf einer Seite aufgestülpter Hut und ein Ueberrock mit sehr breitem Kragen. Abends sieht man viele Guirlanden von Rebblättern, noch immer eine beträchtliche Menge Antiken, fleischfarbne Bänder mit weissen Streifen am Rande, runde Coleretten, welche fest anliegen, und die Umrisse der Brust sehen lassen. Statt Shawls von Caschemire trägt man Dolimans oder weisse Shawls. Bey Spazierfahrten müssen die Bedienten nebenher reiten, und der Cavalier auf dem vordern Sitze eines offenen Wagens sitzen, und selbst die Zügel halten. Die Tuilerien sind jezt nur in den späten Stunden des Abends mit schöner Welt besezt, schon eilen viele Familien aufs Land, wo der Hauch der leiseglühenden Frühlingsluft die duftendsten Blüthen mit Macht entfaltet, und des frischen Grünes holden Anblick vor dem fliehenden Auge entfaltet.

Die Menge wichtiger interessanter Gegenstände hat uns gezwungen, für dießmal einige unsrer flüchtiger unterhaltenden Rubriken aufzuopfern. Wir sind ernster geworden, als wir es wollten, hoffen aber, ein andermal dafür zu entschädigen.

Französische Miscellen

Sechster Band

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1804.

Inhalt dieses Stücks.

Einige Nachrichten über naturwissenschaftliche Gegenstände von Herrn D. Friedländer.

Mineralogie.

Herr Langier hat neulich den Actenote des Hauy, Strahlstein des Werner, untersucht und etwas Chromium in demselben gefunden.

Botanik.

Der Theebaum hat im Jardin des Plantes geblüht und Herr Desfontaines hat bey dieser Gelegenheit zu bestätigen Gelegenheit gehabt, daß es keine zwey Species desselben (Thea bohea und Thea viridis) giebt; sondern daß diese nur Varietäten sind. Die Theepflanze blüht häufig in Europa, selten bringt sie aber Saamen; sie wird zwischen Peckin und Canton gebaut, wo das Clima doch kälter seyn soll, als in Paris. Herr Desfontaines glaubt, man könnte die Pflanze vielleicht in Europa cultiviren, wenn eine hinlängliche Menge zu Versuchen aus China geholt würde. Die Art des Anbau's und des Gebrauchs findet man in Kämpfer. Zu uns kommen drey Sorten des grünen Thee's, nemlich: der Kaiserthee; Haisven oder Hysson; und Singlo oder Suglo. Vom TheeBou erhalten wir fünf Sorten: 1ste Souchong, 2te Sumlo, 3te Congou, 4te Pecko und 5te TheaBou. Auch kennt man noch einen in Kugeln gerollten Thee und einen Medicinalthee, der mit einer Infusion von RhabarberBlätter befeuchtet ist. (A. d. M. d. H. N. Cahier 19.)

Thouin giebt von dem Schaden Nachricht, den der Sturm im lezten Jannar angerichtet hat. Fast 69 Bäume des botanischen Gartens wurden stark beschädigt, und doch sind nur 20 derselben völlig umgekommen.

Herr Thouin beschreibt seine Verfahrungsart, um die Bäume zu retten, mit vieler Genauigkeit, und streut allenthalben trefliche Bemerkungen über die Ursachen der Krankheit der Bäume ein. (eben daselbst).

Herr Delametherie fährt fort, die Struktur und Organisation der Vegetabilien mit denen der andern Naturreiche zu vergleichen, er glaubt in ihnen unter andern, wie im Mineralreiche, regelmäßige Moleculchen zu bemerken. Troknet man z. E. die Schote des Cytisus laburnum, nachdem man sie von der äußern Haut befreyt hat, so bricht sie in Rhomboiden, deren stumpfer Winkel 140° hat. Ueberhaupt glaubt er, rechtwinklichte und rhomboidale, aber keine dreyeckigte Moleculchen anzutreffen.

Von Desfontaines erscheint in diesen Tagen ein Catalogue der im Jardin des Plantes befindlichen Pflanzen.

Thiergeschichte.

Herr Lamark fährt fort, die fossilen Muscheln der Gegend von Paris systematisch zu beschreiben. Er ist in diesem Theile der N. G. für jezt unstreitig als einer der classischten Autoren anzusehen.

Herr Geoffroy hat bereits im Jahr IV in dem Magazin Encyclopedique des Herrn Millin, die Familie der Didelphen des Linné einer Untersuchung unterworfen, und 4 Geschlechter aus denselben bilden zu müssen geglaubt; in dem ersten, das er Didelphis nannte, und welches nun 9 Species enthält, befanden sich die Beutelthiere des mittäglichen America; das 2te Phalangistes, im Indischen Archipel, enthielt 14 Species, wovon die Hälfte jezt noch bekannt zu machen sind. Die Kangoroos bildeten das 3te Geschlecht, und die Dasyuri das 4te. Diese Geschlechter befanden sich in gewisser Art in der naturhistorischen Reihe zwischen den fleischfressen=

den und nagenden Thieren. Unterdessen haben neue Entdeckungen in Neuholland diese systematische Ordnung gestört; und Herr G. ward genöthigt, 2 neue Geschlechter zu bilden, von welchen er das eine Phascolomis und das zweite Parameles nennt. Von diesem letztern enthält das 19te Heft der Annalen für N. G. die Beschreibung nebst Abbildung zweyer Species desselben.

Wir haben den Lesern einen Begriff gegeben, wie Herr Cuvier die in den Steinbrüchen bey Paris gefundenen fossilen Knochen zusammenzusetzen und zu bestimmen gesucht hat, allein es fehlten ihm zur vollständigen Beschreibung des unbekannten Thieres noch alle Wirbelbeine in ihren Verbindungen. Indem er eben mit seinen Abhandlungen fertig war, entdeckte man zu Pantin ein ziemlich vollständiges Skelet des Thieres, das er Palæotherium nannte, und der Präfekt kaufte es für das Museum des Jardin des Plantes. Mit den Bruchstücken, die er bereits hat, wird sich nun das ganze Skelet zeichnen lassen, und hat man dieses, so lassen sich durch die verschiednen Hervorragungen auch die Ansätze der Muskeln, und ihre Gestalt ziemlich genau bestimmen und errathen.

Viele neue Thiere sind neulich mit dem Schiffe des Kapitain Baudin von Neuholland angekommen; wir sehen ihrer genauern Beschreibung entgegen, ehe wir den Leser von denselben unterhalten.

Herr Cuvier hat kürzlich die anatomische Beschreibung des Skelets des Hippopotamus in der Gesellschaft der Professoren des Muséums vorgelesen.

Physik.

Herr Lamark scheint seinen meteorologischen Theorien zu entsagen, die die Erfahrung so wenig bestätigt. Herr Cotte, der so unermüdet als partheylos in seinen Beobachtungen ist, hat das Unzulängliche seiner Vor-

aussagungen in dem Ventoseheft des Journal de Physique von neuem bestätigt.

Einige Waffenschmide in Lyon haben die Bemerkung gemacht, daß, wenn man am Ende einer Compressionsmaschine der Windbüchse etwas Schwamm befestigte, und pumpte, derselbe sich entzünde; auch bemerkt man im Finstern beym Pumpen etwas Licht am Ende. Herr Mole in Lyon meldete diese Erfahrung dem Institute, welches den Versuch durch Hrn. Charles und Fourcroy wiederholen ließ. Das Phänomen bestätigt sich jedesmal, wenn der Stempel sich schnell genug und ohne zu große noch zu geringe Reibung in dem Cylinder zu bewegen vermag. Ob das Phänomen der Electricität, der Compression der Luft, die den WärmeStoff fahren läßt, oder der Reibung an den Wänden der Pumpe zuzuschreiben ist, darüber scheint man nicht entschieden zu haben. —

Der Herr Graf Rumford fährt fort, das Institut mit den interessantesten Versuchen über die Verbreitung der Wärme zu unterhalten, und wiewohl mehrere nur Modificationen andrer vorhergegangenen, andre nur für solche Leser der Miscellen seyn möchten, die einen decidirten Geschmack für physicalische Untersuchungen haben, und demnach sie z. E. in Herr Gilberts Annalen der Physik, oder in dem Gehlerschen Journal der Chemie zu finden wissen würden, so wollen wir doch einiger derselben auch hier erwähnen.

Läßt man einen großen Wassertropfen in einen inwendig mit einer Wachskerze geschwärzten silbernen Löffel fallen, und hält man diesen Löffel über die Flamme, so erhält dieser Tropfen sehr lange, wie man seit längst weiß, ohne zu verdunsten, seine Gestalt. Graf Rumford erhizte den Löffel so stark, daß er die Handhebe mit einem Tuche halten mußte, und daß ein nasser Finger an derselben zischte, doch konnte er den Tro=

pfen, der doch unmittelbar über der Flamme gewesen war, in die hohle Hand gießen, ohne sich zu verbrennen! — Ein Tropfen, der an einem Schwefelhölzchen behutsam am Lichte gehalten wird, verflüchtigt auch nicht eher, als bis das Holz zu brennen anfängt. Der Herr Graf erklärt dieses durch die Politur des Tropfens, die der schnellen Annahme der Wärme so lange hinderlich ist, bis seine Schwere ihn die Form verändern macht. —

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß polirte Becher länger das Wasser warm halten, als die mit Schwärze bedeckten, oder rauhen, daß z. B. der Punsch besser aus polirten Gefäßen, als aus rauhen zu trinken ist, weil jene schlechtere Wärmeleiter sind. Um nun zu wissen, ob die polirten und rauhen Gefäße dieselben Phänomene darbieten, wenn sie mit Wasser und Eis, nicht mit Luft, umgeben sind, wurden sie in einem andern Gefäß, das mit diesem angefüllt war, gesezt, und die Versuche freylich mit mehrerer Genauigkeit angestellt, als wir sie hier beschreiben. Das Resultat war dasselbe. Die umgebende Luft scheint, wie directe Versuche gelehrt haben, den Körpern nicht $\frac{1}{27}$ der Wärme zu entziehn, die sie, um sich mit den umgebenden in's Gleichgewicht zu setzen, verlieren; das Uebrige bekommen die entferntern festen Substanzen.

Der Herr Graf wollte nun die Verbreitung der Wärme in festen Körpern kennen lernen, und ohne sein etwas complicirteres sehr sinnreiches Verfahren hier weitläufig zu entwickeln, bemerken wir blos, daß es Herrn Biot zu einem sehr einfachen Versuche die Veranlassung gab, der für die Theorie von ausserordentlicher Fruchtbarkeit geworden ist. Ein umgebogenes Ende einer mehrere Ellen langen Eisenstange wurde in heissem Quecksilber gestellt. Die Stange hatte gebohrte Löcher, die stets im Diameter etwa 4 Zoll von ein-

ander entfernt waren, und in welchen Thermometer steckten. Nach mehreren Stunden hörten die bis etwas über die Hälfte gehenden Thermometer zu steigen auf, die weiter über diese hinausgehenden hatten keine Veränderung erlitten. Verglich man nun die Entfernung jedes dieser Thermometer vom Punkte, von welchem sie ihre Hitze erhielten, mit der Temperatur, die sie anzeigten, so ließ sich eine Art von Progression entdecken, die sich nach einer Formel der höhern Geometrie berechnen ließ, so daß, wenn man nur zwei solcher Thermometerstände und ihre Entfernung vom Brennpunkte hat, sich die übrigen auffinden lassen. Als man diese Berechnung machte, und sie nachher mit den Versuchen verglich, waren sie fast übereinstimmend. Bisher waren alle unsere Pyrometer (das heißt, alle unsre Instrumente zur Bestimmung der großen Wärmegrade) äusserst unvollkommen; nun darf man, wenn man z. B. wissen will, ob ein Ofen genug geheizt ist, um gewisse Metalle flüßig zu machen, nur das umgebogene Ende unsrer Stange in denselben stecken, und am Ende den Stand der Thermometer in den Löchern und ihre Entfernung vom Brennpunkte messen, und man wird, wie bereits einige Versuche lehren, die Hitze desselben durch eine einfache Berechnung finden können, wozu obige Ideen die Formel gegeben haben.

Chemie.

Herr Dartrigue hat neulich dem Institute ein interessantes Memoire über die Devitrifikation des Glases gegeben, welches er als Folge des langsamen Erkaltens ansieht, wobey sich die schwerflüßigern Substanzen zum öftern in der Gestalt von Kristallen absondern.

Medizin.

Es scheint, daß die wichtigern deutschen medizini-

schen Schriften nach und nach übersezt werden. Neulich ist die Diagnostik des Herrn Dreyßig in einer Uebersetzung erschienen. —

Das Gnu im Jardin des Plantes.

Zu den zwei in der Menagerie des Jardin des Plantes schon vorhandenen ausländischen Thierarten aus dem Ochsengeschlechte *) ist vor ohngefähr 14 Tagen ein Individuum von einer dritten, zu diesem Geschlechte scheinbar gehörigen, Varietät gekommen, dessen Seltenheit in Europa, und dessen bizarre Form, besonders gegenwärtig, für viele Cirkel in Paris ein Gegenstand der Unterhaltung ist, und manche wissenschaftliche sowohl als neugierige Menschen zu einem Spaziergang nach diesem so angenehmen als interessanten Garten in Bewegung setzt. Es ist, nebst mehreren andern lebendigen, in Europa noch wenig bekannten, Thieren, auf einem der Schiffe des verstorbenen Baudin angekommen, und wurde von dem Gouverneur Jannsens der Madame Bonaparte zum Geschenke bestimmt. Es befand sich auch wirklich einige Tage in Malmaison. Allein die bekannte Gefälligkeit der Madame Bonaparte bestimmte sie, dieses Thier zur Befriedigung der gespannten Neugierde des Publikums der Nation zu schenken, indem sie sich dafür die zwei Kanguruh's erbat, an denen man sich bis hieher satt gesehen hatte.

Der Name dieses bizarren Thieres ist Gnu (Gnu antilopa), welcher jedoch mehr Niu oder N'ju als Knu ausgesprochen werden muß. Ist dieser Name für unsre deutschen Naturkündiger nicht bedeutend genug, so findet ihre Sprache an diesem Thiere die trefflichste Gelegenheit von der Welt, zu einer eben so originellen als ausdrucksvollen und complicirten Zusam-

*) Dem Zebu und den antillischen Ochsen.

mensetzung eines neu zu erschaffenden Namens! Das Thier ist ein Ochse, ein Pferd und ein Hirsch. Von diesen drei Thieren enthält seine Form die Hauptcharaktere auf eine so auffallende Weise, daß jedermann, der das Thier zum erstenmale sieht, diese Bemerkung nicht blos macht, sondern sie auch sogleich auf den ersten Anblick aussprechen wird: denn nichts ist frappanter, als diese ausgezeichnete Mischung der Formen. Dieses Thier ist das zweite Individuum von dieser Art, das auf das feste Land von Europa gebracht ward: das erste war ehemals in der Menagerie des Erbstatthalters im Haag, und nach diesem ist die etwas seltene und nicht sehr bekannte Beschreibung von L'Allamand gemacht worden, die 1776 in Amsterdam herauskam. Sparrmann erwähnt desselben Thieres, das er zu den Antilopen rechnet, in seinen Reisen. Die Beschreibungen desselben durch diese beiden Naturforscher sind vollkommen richtig: zur Vergleichung mögen folgende Bemerkungen dienen.

Das Gnu ist von der Größe eines mittelmäßigen Müllereſels, d. h. ohngefähr 3½ Fuß hoch, und 5 Fuß lang. Die Form seines Kopfes ist vollkommen die eines Ochsenkopfes. Das ganze Profil desselben ist mit langen schwarzen Haaren bedeckt, welche sich bis unter die Augen erstrecken, und die wie die Borsten eines Schweines, 6—7 Zoll hoch aufwärts gerichtet, stehen. Diese schwarzen Haare contrastiren sonderbar mit den weissen Haaren von gleicher Länge, welche die untere Lefze umgeben, und hier eine Art von Bart bilden. Die Augen stehen weit aus einander, sind sehr schwarz, und voll Feuer und Kraft. Die Augendeckel, so wie die unteren Augenklappen, sind ebenfalls von sehr langen Haaren umgeben, aus denen das Auge wie ein Stern herausblitzt. An der oberen Kinnbacke finden sich keine Schneidezähne, an der untern

konnte ich acht bemerken. Auf der obersten Fläche der Stirne erheben sich zwei Hörner, deren Masse der Masse des Ochsenhornes ähnlich ist, deren Form aber ebenfalls einen ganz besonderen Anblick gewährt. An ihrem Ansatze berühren sie sich, dann entfernen sie sich aufwärts in einer Biegung 6 Zoll weit von der Stirne, sodann krümmen sie sich vorwärts, und gehen von da an in einer Biegung wieder rückwärts zurück. Man wird sich vielleicht die deutlichste Vorstellung von ihnen machen können, wenn ich sage, daß sie die Form eines lateinischen S[a] haben, der da, wo ich den Buchstaben a gesetzt habe, an der Stirne aufsitzt, und sich über die Nase des Thieres erhebt, so daß das andere Ende aufwärts zu stehen kömmt. Der Hals und der Rumpf ähnlichen vollkommen denselben Theilen des Maulthieres oder des Pferdes. Der Hals ist mehr breit als dick, und auf seiner oberen Seite bis zu dem Wiederrosse hin läuft eine sehr dichte Mähne von starken Haaren, die an ihrer Wurzel weiß sind, und sich in eine schwarzbraune Spitze verlieren. Der Rumpf hat eine breite schöne Brust, einen glatt geformten Bauch, und ein gespalteneѕ etwas mageres Kreuz. Die Farbe der Haare an dem Rumpfe ist ein schmuziges Braungelb, und diese ist überhaupt die Grundfarbe an allen Theilen des Thieres. Der Schwanz ist ein vollkommner Pferdeschweif, dessen Farbe ein gelbliches Weiß ist. Die Füsse sind vollkommen die zierlichen Füsse eines Hirsches. Sie bestehen in einem getheilten Huf von schwarzer Farbe. — Mit diesen Charakteren der Form der drei obengenannten Thiere, die das Gnu in seinem Körper vereinigt, scheint es auch die Charaktere des Temperaments derselben Thiere in sich zu verbinden. Es ist trotzig und wild, wie der Stier, feurig und rasch, wie das Pferd, und schnell, wie ein Hirsch. Gereizt fürchtet es keinen Feind; es

geht ihm entgegen oder es sucht ihn auf, und es erreicht ihn auch auf der schnellsten Flucht. Es erlaubt nicht, daß man sich ihm nähere. Ich sah es mit zwey starken Wärtern, die es in seinen Stall bringen wollten, im hitzigsten Kampfe. Es that fünf bis sechs Fuß hohe Sätze in der größten Schnelligkeit gegen sie, so wie sie sich ihm näherten. Nur durch vorgehaltene spizzige Stöcke konnten sie ihren Zweck erreichen, und sich vertheidigen. Man findet das Gnu vorzüglich in Afrika: als nahe bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung, in Abyssinien u. s. w. Es ist graßfressend und ruminirend. Vielleicht ist es mit dem Pferd = Hirsche der Chineser dasselbe Thier? Es könnte sogar zu der alten Fabel vom Einhorn Gelegenheit gegeben haben, da es gewissermassen ein gehörntes Pferd genannt werden kann. Auch stimmt seine Wildheit mit dem, was vom Einhorn gesagt wird, sehr überein.

Technologie.

In dem vor einigen Tagen erschienenen Bulletin de la société d'encouragement pour l'industrie nationale, welches seiner Nummer nach das 20te Stük ist, findet man die hier folgende Darstellung der merkwürdigen Verhandlungen, welche diese für Frankreich so äußerst nützliche Gesellschaft seit einiger Zeit beschäftiget haben.

Bericht über die Uhrmacher-Instrumente aus der Fabrike von Montecheroux im Departement du Doubs.

Die Fabrik von Montecheroux befindet sich in einer der rauhesten Gegenden des Juragebirges, und wurde von Nicolaus Abraham und seinem Sohn schon vor mehrerer Zeit daselbst errichtet. Hierdurch ist ei-

ner Menge von Menschen in diesem vormals unbewohnten oder schlecht angebauten Bezirke des Juragebirges Nahrung und Wohnung verschaft, und hierdurch sowohl als durch die Vortreflichkeit der in ihr verfertigten Instrumente, welche gegenwärtig die besten in ihrer Art in Frankreich sind, und die deshalb auch unsern deutschen Künstlern bekannt zu werden verdienen, hat er sich gültige Ansprüche auf eine allgemeine Bekanntmachung und eine ihm vortheilhafte Auszeichnung erworben. Uebrigens empfehlen sich diese Instrumente auch durch ihre vorzügliche Wohlfeilheit neben ihrer Güte, so daß also ihr Ankauf dem Uhrmacher-Künstler sehr erleichtert wird. Aus diesem Grunde haben sie auch den besondern Beyfall des Ministers Chaptal erhalten. So kostet z. B. ein Tour à lunette mit allem Zubehör nicht mehr als 22 Franken, und der Preis für die feinsten Pincetten steigt von 22 Sols an nicht über 3 Franken. Die Menge der Werkzeuge, die in ihr verfertigt werden, ist ebenfalls beträchtlich. In jeder Woche arbeitet man vollkommen aus 5 Duzzend Tours oder Drehmaschinen, von 7 Franken bis zu 24 Franken das Stück: 6 Duzzend Pincetten, von 50 Centimen bis zu 3 Franken das Stück und 6 Duzzend andere verschiedene Werkzeuge. Die Fabrik beschäftigt 40 Künstler, von denen 30 feilen, 5 poliren und 5 schmieden. Jeder von diesen Arbeitern kann von 1 Livre 10 Sols bis zu 3 Franken 10 Sols täglich verdienen, indem man jedem seine Arbeit um einen bestimmten Preiß bezahlt. Der größte Absatz dieser Fabrik ist in der Grafschaft Neuschatel.

Zwei Berichte über die Einführung mehrerer englischer Maschinen zur Verfertigung guter Tücher und anderer

aus Wolle gewürkter Stoffe durch Douglas, einen Engländer.

Der Staatsrath Regnaud de Saint-Jean d'Angely hatte in der Sitzung des letzten Vendemiäre der Gesellschaft das Projekt des Engländers Douglas vorgelegt, welches darinnen bestand, in Paris eine Werkstätte anzulegen, in welcher die neuesten Maschinen verfertigt werden sollen, deren man sich gegenwärtig in England zur Verfertigung der Tücher und anderer wollener Stoffe bedient. Der Minister des Innern war um diese Zeit schon entschlossen gewesen, diesem englischen Künstler ein Mühlengebäude auf der Schwaneninsel in der Seine zu seinem Etablissement anzuweisen, und ihn mit 15000 Franken dabey zu unterstützen, und die Gesellschaft ernannte, auf den Vorschlag von Regnaud, zwei ihrer Mitglieder zu ihren Commissairen, welche die Zeichnungen, die Douglas mitgebracht hatte, prüfen und seine Erklärungen darüber anhören sollten. Diese Commission konnte sich nicht mit der Untersuchung aller der Maschinen befassen, welche Douglas vorzeigen wollte, sie beschäftigte sich vorerst mit den vorzüglichsten unter ihnen. Diese waren diejenigen, welche dazu dienen, um entweder zu spinnen oder um das Gesponnene zum Weben vorzubereiten. Die Anzahl dieser Maschinen belauft sich auf fünf. Die erste Maschine dient dazu, um die Wolle zu öffnen, die zweite, um die Wolle zu kämmen, die dritte, um ihr den letzten Grad des Kämmens zu ertheilen, die vierte, um den groben Faden zu spinnen, und die fünfte, um den Faden zu vollenden. Auf die Untersuchung dieser Maschinen und auf den beifälligen Bericht darüber an die Gesellschaft bewilligte der Minister des Innern, der selbst ein Mitglied dieser Gesellschaft ist, die versprochenen

15000 Franken zum Etablissement von Douglas, und nun wurden sie von demselben ausgeführt. Die Herren Molard, Conté und Costaz waren die Commissaire, die von der Gesellschaft ernannt wurden, um während der Verfertigung derselben für jezt gegenwärtig zu seyn, theils um sich von ihrer Brauchbarkeit vollkommen unterrichten zu können, theils auch um den Engländer Douglas bey den Pariser Arbeitern der Maschinen vollkommen zu unterstützen.

Nachdem die hier genannten Mitglieder der Gesellschaft ihrem Auftrage ein Genüge gethan hatten, so statteten sie über die Douglasischen Maschinen einen zweiten Bericht ab, welcher gänzlich zum Vortheile derselben abgefaßt ist, und in welchem sie für alle Tuchmanufakturen Frankreichs mit Nachdruk anempfohlen werden. Diesem Berichte zu Folge wird sowohl das Kämmen als das Spinnen, jede Operation, von zwei verschiedenen Maschinen verrichtet. Viele sehr geschickte Tuchmacher oder Besitzer von Tuchfabriken, in verschiedenen Gegenden von Frankreich, haben den überwiegenden Vortheil der Douglasischen Maschinen vollkommen eingesehen, und so sind dann schon mehrere Maschinen in verschiedene Fabriken von Rheims, Sedan, Elbeuf, Verviers, Auch u. s. w. abgesendet worden, wo sie auch schon in voller Arbeit sind. Von allen Seiten her erhält Douglas Aufforderungen und Bestellungen für Maschinen: die Commission fand bey ihrem letzten Besuche 13 dieser Maschinen vollkommen fertig gearbeitet und 20 noch unter den Händen der Arbeiter. Die Gesellschaft glaubt durch diese Acquisition einen Sieg über die Engländer errungen zu haben, der ihnen mit der Zeit einen größern Schaden zufügen werde als mehrere gewonnene Schlachten zu Wasser und zu Lande, die sie ihren Erbfeinden gegenwärtig zuzubereiten suchen.

Einführung holländischer Windmühlen in Frankreich.

Die Vorzüglichkeit der holländischen Windmühlen vor den Deutschen und Französischen ist bekannt genug. Schon Euler hatte in seiner Abhandlung über den Schiffbau darüber umständlich gesprochen. In manchen Gegenden Deutschlands wurden sie auch vor mehrerer Zeit eingeführt, allein in Frankreich waren bis jetzt dazu noch keine Versuche gemacht worden. Ein Umstand, der um so auffallender ist, indem es in diesem Lande, im Durchschnitt genommen, mehr Wind- als Wassermühlen giebt, (Paris besonders ist von ihnen ganz umstellt und auf den Bergen hinter der Ebene Grenelle, Belle-Ville und auf dem Montmartre stellen sie sich in langen Linien dar:) und da ferner in ihm geschikte Mechaniker genug vorhanden sind, um die holländischen Windmühlen auch hier aufbauen lassen zu können. Gegenwärtig scheint man wirklich im Ernste Anstalt machen zu wollen, die Einführung derselben in Frankreich zu bewirken. Die Aufmunterungsgesellschaft der Künste und Gewerbe in Paris hat in Compiegue ein Modell einer holländischen Windmühle arbeiten lassen, und mit ihm macht sie der mit ihr correspondirenden Gesellschaft zu Besançon ein Geschenk. Nach diesem Modell, das 400 Franken gekostet hat, sollen in dem südlichen Frankreich und im Departement de Doubs besonders viele Mühlen erbaut werden. Das übersendete Modell ist ein Muster für die Construktion aller Mühlen die zu Schneide- Mehl- Graupen- und Oel-Mühlen eingerichtet werden sollen.

Ein neues Instrument, um Schraubenkämme zu schneiden, von Borel in Lyon.

Dieses Instrument ist eine viereckige kleine Kiste von Kupfer von 23 Linien in der Breite und 16 Li-

nien Höhe. In ihrer Höhe ist sie von einem runden Loche durchzogen, das 11 Linien im Durchmesser hat, um die Schraubenmutter hier durchzulassen. Dieselbe Oeffnung hat 2 excentrische Einschnitte, jeden von 10 Linien Tiefe, welche dazu bestimmt sind, um die Instrumente vermittelst zweier Schrauben hier anzubringen, die der Erfinder die weiblichen Kämme nennt. Auf den Seiten wird die Kiste von zwey Oeffnungen ebenfalls durchkreuzt, die auf gleiche Weise excentrisch sind. Ihre Bestimmung ist, daß in ihnen die sogenannten männlichen Kämme, welche durch eine Schraube in sie befestiget werden, sich befinden sollen. Diese letztgenannten Instrumente werden in der Kiste in einer wagerechten Lage angebracht, während daß die sogenannten weiblichen Kämme vertical oder perpendicular von oben nach unten zu laufen. Auf der Oberfläche dieser Kiste befindet sich eine Schraubenmutter, durch welche ein Schraubenstok läuft. Mit Hilfe eines Hebels bringt man diesen Schraubenstok, der aus gehärtetem Stahl besteht, in die Kiste hinab: Hier trift er auf die 4 Stüke von ungehärtetem Stahl, die er mit seinen Zähnen angreift, und aus denen er auf diese Weise, sehr regelmäßig, vier Kämme auf einmal bildet. Um diese Operation verrichten zu können, so muß man die Kiste durch eine Schraube oder durch sonst ein anderes mechanisches Mittel festzustellen suchen. Ein einziger Arbeiter kann mit dieser Maschine in 5 Minuten eben so viel verrichten als was er, ohne sie, bisher auf die gewöhnliche Weise nur in 5 Stunden verrichten konnte.

Ein neuer Mechanismus zur Verbesserung der Weberstühle, auf welchen seidene façonirte Stoffe gearbeitet werden; von dem Bürger Brün in Lyon.

Durch diesen Mechanismus sollen zwey Vortheile

erreicht worden seyn. Der eine besteht in der durch ihn bewirkten Ersparniß der Hände oder der Arme und der andere in der durch ihn erhaltenen größern Sauberkeit und Feinheit in der Arbeit. Der Mechanismus selbst besteht in einer Art von hölzernem Gitter, welches über dem Kopfe des Arbeiters in einer wagerechten Lage angebracht wird. Dieses Gitter wird durch 17 Stäbe gebildet, die innerhalb einander 16 leere Räume lassen, und über ihnen befinden sich 16 Coulissen. Jede dieser Coulissen hat an ihren beyden Enden einen runden Zapfen, von denen der zur Rechten, in eine hölzerne Feder greift, der zur Linken hingegen, in einen Schwengel sich einfügt. Nahe bey den Schwengeln (bascules à mentonnet) befinden sich auf einer und derselben Achse acht bewegliche Rollen, von denen jede zwey Griffel hat: mit Hülfe von zwey Schnüren, welche durch ein Pedal gezogen werden, sind diese Rollen von der Linken zur Rechten hin immer wechselsweise in Bewegung gesetzt.

Dieses sind die Hauptbestandtheile des Mechanismus: übrigens befinden sich an ihm noch eine Menge von Nebenabtheilungen, welche alle dazu dienen, den oben angegebenen Zweck zu erreichen.

Neuer Mechanismus, Kähne oder andere kleine Fahrzeuge Stromaufwärts zu treiben.

Der Ingenieur Brûllé, in der Strasse Paon, im Hotel de Tours zu Paris hat einen Mechanismus erfunden, durch welchen man kleinere Fahrzeuge in stillstehenden Gewässern oder auch gegen den Strom fortbewegen kann. Zwei Menschen sind hinreichend diesen Mechanismus in Bewegung zu setzen. Gegen den Strom kann man mit ihm in einem Fahrzeuge etwas über eine Stunde Weges in Zeit von einer Stunde

machen, und in Canälen, wo sich stillstehendes Wasser befindet, ist es möglich, 1 ½ Stunden Weges in eben so viel Zeit zurükzulegen. Derselbe Mechanismus läßt sich auch bey Schiffen, die auf das Meer gehen, anwenden.

Der Bürger Siauve hat kürzlich einen ökonomischen tragbaren Ofen erfunden, der überall für die ländliche Oekonomie von vielem Vortheile seyn soll, insbesondere aber für den Soldaten zum Gebrauch in dem Lager oder im Felde bestimmt ist.

Man umgiebt gegenwärtig den allgemeinen Begräbnißplaz von Paris, der unter dem Mont-Martre angelegt ist, mit Mauern en pisé, die nach neuen Modellen des bekannten Cointereaux, des Erfinders des pisé ausgeführt werden. Diese Modelle, so wie die Anweisung zur Bereitung des pisé kann man von diesem Architekten erhalten, wenn man sich an ihn wendet. Er wohnt auf dem Boulevard du Temple No. 4. vis à vis Paphos.

Oekonomie.

Neuer sehr wichtiger Vorschlag zur Organisirung einer vollkommnen ökonomischen wahrhaft nützlichen Gesellschaft, von dem Bürger Fera-Rouville der Gesellschaft des Ackerbaues im Seine- und Marne-Departement vorgelegt.

Seit mehr als einem Jahrhunderte schon zählt und kennt man in Europa das Daseyn mehrerer ökonomischen Gesellschaften. In den letztern dreyßig Jahren besonders hat sich ihre Anzahl beträchtlich vermehrt, und gegenwärtig sind sie vorzüglich in dem Grade in

der Mode, daß von den Ufern der Wolga an bis zu den Pyrenäen jedes Jahr einer oder einigen neuen das Leben giebt. Auf jeden Fall mögen diese Gesellschaften freilich auch die wichtigsten, oder wenigstens doch die nothwendigsten unter allen Vereinigungen von ähnlichem Titel seyn, denn sie beschäftigen sich mit dem, was dem policirten Menschen am nothwendigsten ist. Allein auch ihnen scheint das begegnet zu seyn, was allen ihren andern Schwestern widerfuhr; nemlich, daß sie den Zweck durchaus nicht erreichten, weshalb sie errichtet wurden. Auch nicht einer einzigen, mehr oder weniger berüchtigten und berühmten, Gesellschaft in Europa, von der Observations-Gesellschaft der Kornwürmer und Blattläuse in Buxtehude und der sogenannten lateinischen Gesellschaft zu Jena an bis zu dem superben Nationalinstitut in Paris, ist die alleinige Entdeckung eines allgemein richtigen neuen Satzes, eine Erfindung u. s. w. zuzuschreiben! Kaum waren alle diese Gesellschaften bisher im Stande, das Neu-entdeckte nur blos dann und wann mit Sicherheit zu prüfen. Gewöhnlich sind sie, was freilich traurig, aber doch fast buchstäblich wahr ist, hinter dem größern Theile des Publikums um mehrere Quinquennien zurück: am allergewöhnlichsten hingegen dienen sie für eine Menge fauler, aber aufgeblähter cretensischer Bäuche zu nichts weiter als zu einem gelegnen Paket-Boote, in welches sie sich als unnützen Ballast einschiffen, um sich im Strome der commoden Celebrität durch dasselbe forttragen zu lassen. Der Fehler liegt hier natürlich und offenbar an der Einrichtung dieser Gesellschaften! — Es muß also jeder Vorschlag zur Verbesserung der wichtigsten und nothwendigsten unter ihnen überall mit Interesse aufgenommen werden.

Herr Fera-Rouville findet die Verfehlung des Zweckes der bisher bestehenden ökonomischen Gesellschaf-

ten theils in der schlechten oder doch einseitigen Wahl ihrer Mitglieder, theils auch in der schlechten Vertheilung und Anordnung ihrer Arbeiten unter einander. Um nun diesen beiden Fehlern zu entgehen, so giebt er das Gemälde einer ökonomischen Gesellschaft nach folgender Einrichtung. Es betrift dieses Gemälde die Mitglieder der Gesellschaft, als die Grundlage derselben, und diese theilt er dann, ihren Beschäftigungen und Bestimmungen zu Folge, in folgende Classen ab.

Erste Classe der Gesellschaftsmitglieder.

I. Für die vorbereitenden Künste und Wissenschaften, welche für die Oekonomie nothwendig und nützlich sind.

a. Mathematik.
 1 Mitglied.
b. Physik.
 1 Mitglied.
c. Chemie.
 1 Mitglied.
d. Naturgeschichte.
 1 Mitglied.
e. Botanik.
 1 Mitglied.
f. Vieharzneikunde.
 1 Mitglied.
g. Land-Architektur und Wasserbaukunst.
 2 Mitglieder.
h. Zeichenkunst.
 1 Mitglied.

Zweite Classe der Gesellschaftsmitglieder.

II. Für den praktischen Ackerbau.

a. Acker und Feldgeräthschaften.
 2 Mitglieder.

b. Wirklicher Anbau aller Arten von Körnern, für Wiesen und Viehfutter.
 20 Mitglieder auf das wenigste.
c. Weinbau, Weinbereitung.
 2 Mitglieder.
d. Waldungen, Pflanzungen, Baumschulen.
 3 Mitglieder.
e. Gemüsbau, Gewächshäuser-Bau, Blumenflor.
 2 Mitglieder.
f. Localcultur besonderer Gewächse.
 3 Mitglieder.
g. Ländliche und häusliche Oekonomie.
 5 Mitglieder.
h. Erziehung der Heerden, Gestüte u. s. w.
 3 Mitglieder.

Dritte Classe der Gesellschaftsmitglieder.

III. Für den Ackerbau in seinen Verhältnissen mit der politischen Oekonomie.

a. Verhältnisse der Gesetzgebung und der Landesverwaltung mit dem Ackerbau.
 2 Mitglieder.
b. Verhältnisse des Ackerbaues zur Bevölkerung.
 2 Mitglieder.
c. Verhältnisse des Ackerbaues zum Handel und zu den Künsten.
 2 Mitglieder.

d. Correspondirende Mitglieder.

e. Handwerker der Gesellschaft.

1 Wagner, 1 Schmid, 1 Schlosser, 1 Steinmetz, 1 Messer- und Instrumentenschmid. u. s. w.

Durch diese Einrichtung erhält jedes Mitglied der Gesellschaft sein eigenes Fach, und wird hiermit wirklich thätig und nützlich für dieselbe. Jedes Mitglied theilt dem andern seine Arbeiten in dem ihm anvertrauten Fache mit; es wird sogleich jedes Mitglied durch das andere belehrt. Durch diese Mittheilung und durch die öffentlichen allgemeinen Versammlungen der Gesellschaft werden eine Menge theoretischer und praktischer Ideen einander nahe gebracht, ihre Vereinigung und Ausführung auf den, von der Gesellschaft zu der Anstellung ökonomischer Versuche bestimmten, Ländereien wird unternommen, und auf diese Weise werden die höheren Wissenschaften endlich in den Stand gesetzt, der Menschheit wahre wesentliche Dienste zu leisten.

Der Gebrauch des Mergels in Frankreich.

Was wir zur Verbesserung unsrer Ländereien in Deutschland schon seit Schubarts von Kleefeld Zeiten thaten, damit beginnt der französische Oekonom erstlich seit einigen Jahren. Es ist ausgemacht und als ein großer Nachtheil Frankreichs als gewiß bekannt, daß der französische Landbau (blos und allein ein wenig Garten- und Weinbau ausgenommen) seit Süllys Zeiten, des rechtschaffensten und größten unter allen Ministern dieses Landes, von Jahr zu Jahr immer mehr zurückkam, und daß besonders durch das System des sonst verdienstvollen Colberts, der aber leider mit trüglichem Blicke Frankreichs Glück nur in seinen Manufakturen zu bauen und zu finden vermeinte, bis

zu den Zeiten der Revolution sein Gedeihen gänzlich erschwert ward. Wenn der Ackerbau eines großen Volkes von seinen ersten Staatsbeamten nicht beschützt, ja sogar nicht einmal geschätzt wird; wenn der Kern seiner Ländereien oder doch der größte Theil derselben sich in den Händen einer faulen, unwissenden, prassenden Geistlichkeit und eines eben so qualifizirten Adels befindet, welche in den Hauptstädten die Einkünfte von Gütern verzehren, die sie nie sahen, die sie oft kaum dem Namen nach kannten; wenn der eigentliche Ackerbauer ein so bedrängter unglücklicher Sklave ist, der die Kriegslust und die Wollust seiner Könige mit seinem Schweiße nähren muß, so muß er allmählig verderben, und hiermit den Ruin seiner Pfleger, so wie den des ganzen Volkes, nach sich ziehen. In diesem Punkte, und vielleicht in ihm allein, hat die Revolution eine glückliche Veränderung bewirkt. Der Ackerbauer ist nicht mehr Sklave in Frankreich, und ob er gleich, so wie alle andern Bürgerklassen, hie und da noch von starken Auflagen belastet wird, so hat er doch freiere Hände bekommen, und für diese findet er in den Gütern der Geistlichkeit und des Adels, die ihm anheimfielen, eine gewinnreiche Beschäftigung.

Unter mehreren zur Verbesserung des Bodens gemachten Vorschlägen, hat man seit einiger Zeit sehr ernstlich daran gedacht, auch den Mergel zu diesem Behufe anzuwenden. Die Gesellschaft des Ackerbaues zu Boulogne setzte im vorigen Jahre einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage aus: „Welches sind die verschiedenen Mergelarten, die zur Verbesserung des Bodens angewendet werden können, und für welche Erdart ist diese oder jene Mergelart die schicklichste und beste?" Allein obgleich der bekannte Geolog, Faujas St. Fond eine eigene, aber nicht ökonomische, Schrift über den Mergel geschrieben hat, so blieb diese Frage

doch unbeantwortet. Nur eine einzige Abhandlung lief darüber ein, sie war von dem Güterbesitzer Sauquairre-Sauligny: indessen that sie der Gesellschaft nicht vollkommen Genüge. Man hat in Frankreich bis jetzt über dieses Düngsalz noch zu wenige Erfahrungen gemacht; ein Brief von dem eben genannten Preisbewerber, der in den Annalen von Tessier sich befindet, giebt uns hierüber manche sehr gute Bemerkungen, welche mitgetheilt zu werden verdienen.

Der Gebrauch des Mergels, sagt er, ist im Sarthe-Departement bey weitem noch nicht allgemein; nur einzelne aufgeklärte Landeigenthümer bedienen sich bis jezt dieser treflichen Methode, ihren Boden in einen bessern Zustand zu setzen. Allein blos durch diese Eigenthümer hat sich die Landes-Industrie dieser Provinz schon um ein sehr merkliches verbessert. Man fängt jetzt besonders in ihm an öfters Gruben von mehr als 100 Fuß Tiefe zu machen, und dieses köstliche Düngungsmittel aus ihm zu ziehen. Glücklicher Weise ist in ihm die beste Mergelart nicht selten. Man findet hie und da Mergelgruben, die oft den Reichthum einer Familie ausmachen, indem man den Karren für 2 Livres verkauft.

Es giebt gegenwärtig auf den Heerstrassen nach Paris, von Mans, Bonne-Etable, Mayenne, Laval und Alençon aus, große Cantons, deren Namen ehemals gänzlich unbekannt waren, und deren Name jetzt weit umher genannt wird, indem sie durch die Anwendung des Mergels zu einer außerordentlichen Fruchtbarkeit gelangten. Die Gegenden und die Städte Chateau-du-Loir, Grand-Lüce und Saint-Calais bieten dieselben Beispiele dar. Der mittägliche Theil von Frankreich scheint nicht so ergiebige Mergelgruben zu besitzen, als wie der nördliche, der westliche und der östliche Theil dieses Landes. Indessen wäre es

nöthig, hierüber noch gar manche Versuche anzustellen. Büffon hatte entschieden, daß sich der Mergel in dem Departement, la Côte d'Or genannt, durchaus nicht befinde. Kürzlich hat daselbst ein Eigenthümer in Citeaux eine äußerst ergiebige Mergelgrube entdeckt. Auf eben diese Weise kann man in der Folge erst über die Schätze von dieser Art eine nähere Aufklärung erhalten, die in dem Boden des südlichen Frankreichs noch verborgen liegen. Der Verfasser des angeführten Briefs führt ein frappantes Beyspiel davon aus seinem eignen Kanton an. Vor 15 Jahren noch war der Gebrauch des Mergels in seinem Lande gänzlich unbekannt. Er war der erste, der ihn bey den Nachbarn seiner Provinz bemerkte, und der deshalb, indem er sich erst vor Kurzem im Sarthe-Departement angekauft hatte, jedermann in demselben frug: ob denn kein Mergel in dieser Provinz vorhanden sey? Die allgemeine Antwort auf diese Frage war: Nein! Fast wäre er hierdurch, noch mehr aber durch das Benehmen der Landleute, abgeschröckt worden, als er nach Mergel graben ließ. Man verlachte ihn. Allein seine Nachforschungen fielen glücklich aus: er fand, was er suchte, brauchte es, wie es sich gebührt, und hierdurch hat er seine Güter zu einem großen Flor erhoben. — Es scheint in der That, als ob in ganz Frankreich der Mergel allgemein verbreitet sey. Schon die alten Gallier bedienten sich überall in ihrem Lande, dessen Fruchtbarkeit sogar von den Römern so sehr gerühmt wurde, dieses Mittels. Davon zeugen noch die Nachrichten einiger römischen Historiker über diese Gegend, und ferner die vielen Höhlen unter der Erde, die durchaus in Mergelboden geführt sind.

Aufhebung des Rechtes der Huth-Freiheit oder der Umhuth, welches die Fleischer in Paris zu haben vorgaben, durch einen Beschluß des Conseil d'Etat am 28sten Frimaire dieses Jahres.

In einer Stadt, welche wöchentlich zur Ernährung von siebenmalhunderttausend Einwohnern mehrere tausend Stück Rindvieh und Schaafe schlachten lassen muß, war das ungestüme Verlangen der Fleischer, ihren Schlachtheerden eine allgemeine Huthfreiheit zu bewilligen, ohne allen Streit von keiner geringen Bedeutung. Manches Vieh, das weit herbey getrieben wurde, kommt krank oder doch zu abgemattet und hager in Paris an, als daß es sogleich zur Schlachtbank geführt werden könnte, und übrigens heischt die so große Menge des täglich zu verschlachtenden Viehes einen beständigen großen Vorrath desselben. Es schien also eine Bewilligung des von den Pariser Fleischern verlangten Rechtes durchaus nöthig zu seyn. Allein die Gründe, um welcher willen es ihnen abgeschlagen werden mußte, waren zu bedeutend! Diese Gründe waren, so wie das Gouvernement selbst sie bekannt gemacht hat, erstlich: Eingriff in die Huthrechte des Weichbildes von Paris und der Gemeinheiten der Dörfer um Paris: zweitens großer Schaden für die spezielle Bebauung der Felder: drittens, Schmälerung des Futters für die Heerden der Gemeinheiten um Paris: viertens endlich die Besorgniß, daß durch die herbeigeführten Schlachtthiere bey der öffentlichen Huth den hüthenden Heerden der Gemeinheiten ansteckende Krankheiten mitgetheilt werden könnten. Indessen bleibt, wie natürlich, durch diesen Beschluß den Fleischern das Recht nach wie zuvor, ihre Schlachtheerden auf ihren eigenen Ländereien weiden zu lassen.

Ueber den Einfluß der Vereinigung der disseitigen Rheinländer mit Frankreich auf den Charakter und Sitten der Bewohner derselben.

(Von einem öffentlichen Beamten in diesen Ländern.)

Die neuen mit Frankreich vereinigten Rheinländer sehen sich zwar noch größtentheils als verlorne Glieder des deutschen Völkerstamms an; noch herrscht in ihren Seelen eine Vorliebe für ihre deutschen Nachbarn, an die sie so lange Zeit durch die festesten Bande der Gewohnheit und der Natur gefesselt waren; Charakter und Sitten lassen jeden Reisenden in diesen neufränkischen Ländern noch immer teutsche Menschen finden. Allein es kann dennoch dem Beobachter nicht entgehen, welchen merklichen Einfluß die Vereinigung mit Frankreich schon auf die Bewohner gehabt hat, welchen noch größern sie in der Zukunft haben muß. Dieser Einfluß aber ist so vielseitig, als der Charakter, die Sitten und hauptsächlich das Interesse der Bewohner der Pfalz, des Trierschen, des Köllnischen, des Jülichschen, des Zweibrückschen, der preussischen Provinzen, der Reichsstädte und der kleinen fürstlichen Staaten, die diese Departementer ausmachen, unter sich verschieden sind. Die Erfahrung hat zum Theil bewiesen, daß die protestantische Religion den Bürgern im Allgemeinen schon mehrere Duldsamkeit einflößt, sie jede Art von Veränderung und selbst Widerwärtigkeiten leichter ertragen lehrt, als die katholische. Die Ergebenheit solcher Staaten an jede gesetzliche Regierung ist höchst merkwürdig. Das Losreissen von der eingeführten Ordnung besond rs, wenn die Bewohner unter keinem Druck gelebt, geschieht nicht ohne einen großen, wenigstens moralischen Kampf derselben mit sich selbst: aber immer siegt die Duldsamkeit, die Liebe zur Ordnung und Ruhe. Die ehemalige Pfalz und die preussischen Pro-

vinzen sind größtentheils von Protestanten bewohnt, und daher waren auch diese Gegenden nicht nur immer vollkommen ruhig, sondern sie sind auch eher einer Anhänglichkeit an die französische Regierung empfänglich. Die Vorliebe der Preussen für ihren König steht noch beinahe einzig dieser Neigung entgegen. Noch immer schwebt der unsterbliche Geist des großen Friedrichs über diesen Gegenden. Mit halb göttlicher Verehrung spricht jeder Greis von diesem bewundrungswürdigen Fürsten; in jeder Bauerhütte, die einladend reinlich im wohlbebauten Lande mit ächt deutscher Hospitalität jedem offen steht, hängt das Bild des hochseligen Königs. Glückliches Land von edlen Menschen bewohnt, wie sehr verdienst du den Schutz einer wohlwollenden Regierung! — Mit weit günstigern Gesinnungen gieng die Pfalz in die Hände der neuen Gewalt über. Wenn männliche Festigkeit die Preussen auszeichnet, so finden wir in den sanftmüthigen Pfälzern den liebevollen, einnehmenden Charakter, der dieses reizende Thal ganz zum Paradiese umwandelt. Sie haben schon lange vergessen, daß Turenne, der gerühmte Turenne, ihr ganzes schönes Land mit Feuer verheerte; auf den noch umherliegenden Trümmern jener schrecklichen Verwüstung umarmten sie die neuangekommenen Franken zu Custine's Zeiten. Nach der Befreiung Landau's, und nachdem Mainz von den Franzosen belagert wurde, ward die ganze Pfalz ausgeplündert, von den jammernden, verzweifelnden Bewohnern der ärmsten Dörfer wurde mitten im Winter alles Vieh ausgetrieben, an allen Straßen-Ecken droheten Proklamationen eines Alba würdig; was thaten die Pfälzer? sie pflegten der verwundeten und kranken Franzosen, sie gaben hin, was sie hatten, und haben es vergessen! — Ruhig und treu gehorchen sie den neuen Gesetzen. Die Strecke Landes zwischen der ehemaligen Pfalz und dem

Preussischen ist eine rauhere Gegend. Wälder und Gebirge geben dem Lande und den Bewohnern einen eigenen Charakter, der durch den Verkehr der hart am Rhein liegenden Länder etwas gemildert, immer aber seine natürliche Steifheit beibehalten hat. Diese ganze Gegend beinahe ist katholisch, und schon in dieser Hinsicht weniger geneigt, Eindrücke anzunehmen, für welche die Hartnäckigkeit der Bergbewohner an sich selbst schon nicht empfänglich ist. Hier wohnte das alte Volk der Trevirer. Die in der Stadt Trier errichteten Tribunäle allein führen jetzt mehr, wie vorher die eigne Regierung, Fremde in diese romantische Gegend, wo Monumente der ältesten Bewohner und der Römer die ehemalige Größe und Wichtigkeit der Stadt und der Gegend bezeichnen. Wenig mehr ist hier französisch, als die Gesetze und die Beamten. Die wilden Berggegenden, deren Bewohner stets mit dem Beile versehen durch die unwegsamen Gegenden ziehen, über die Basalt-Felsen klimmen, und die den dürren Bergrücken ihren kümmerlichen Unterhalt abgewinnen, haben wenig von dem Einfluß der neuen Athener empfunden. Diese ausgebrannten Bergrücken sinken bey Bonn in anmuthige Hügel herab, die unter dem Namen des Vorgebirgs sich einige Meilen weit in die reichen köllnischen Ebenen erstrecken. Ackerbau beschäftigt hauptsächlich dies friedliche Volk, welches wenig von den Drangsalen des Kriegs erfahren, die jenseit des Stroms einige Zeit später in jeder Bauerhütte den Franzosen Verfolger erzeugte. Getraidebau ist der größte Reichthum dieser herrlichen Ebene, die an das Jülichsche gränzt. Die wenig gebildeten Bewohner dieser ganzen Fläche ertragen eher duldend eine Lage, die sie als ein Joch ansehen, als daß sie etwas mehr als Privatinteresse für eine neue Regierung bestimme. Der Einfluß der Geistlichkeit war hier wie im Trierischen zu

mächtig, um von der Aufklärung viel erwarten zu dürfen. Der Verkauf der ungeheuren geistlichen Güter muß zuerst diesen Einfluß schwächen, und endlich eine Anhänglichkeit bewirken, die mit dem jetzigen frommen Charakter dieser Bewohner schwer zu vereinigen seyn dürfte.

Diese kurze Ansicht kann den ungefähren Maasstab angeben, in wie weit die Nationalisirung des Charakters dieser verschiedenen deutschen Völkerstämme gediehen ist. Ein Hauptzug des Allgemeinen ist aber die entschiedene Achtung für die höhere Gewalten; sie gehört zur angebornen Ordnungsliebe des Deutschen, es ist eine Unterthänigkeit, die dem Franzosen nicht so eigen ist. Mangelt es dem deutschen Neufranken an Achtung oder Ehrerbietung für den einen oder den andern öffentlichen Beamten, so ist es unstreitig desselben eigene Schuld. Es ist kein Beispiel bekannt von grober Widersetzlichkeit gegen die Ausführung der Gesetze, ausgenommen gegen die längs dem ganzen Rheinstrom und wohl an der ganzen Gränze so sehr verhaßte Mauth. Die Art von Erbitterung, welche diese veranlassen, erstickt manchen guten Keim, der zum Vortheil des Gemeingeistes durch die angestrengtesten Bemühungen der Ober-Gewalten sich zu entwickeln beginnt. Weder Auflagen noch Konscriptionen, weder Aufhebung der Klöster noch irgend eine Neuerung haben je einen so nachtheiligen Eindruck hervorgebracht, den eine weise Regierung, besonders bei neuverbundenen Ländern, zu vermeiden suchen sollte, so viel es sich nur immer thun liesse.

Die Städte der neuen Rheindepartemente liefern das lebendigste Gemälde des Einflußes der Vereinigung auf die Sitten der Einwohner. Auf das Landvolk hat diese Vereinigung noch wenig gewirkt, man konnte sogar eine besondere Anhänglichkeit an diejenigen

Gebräuche bemerken, denen eine Zeitlang von Seiten der französischen Verwaltung sehr entgegengearbeitet wurde. Dahin gehört zum Beispiel die Feier aller möglichen Arten von geheiligten Tagen, der die Feier des Dekadi's große Hindernisse entgegenstellte. Selbst in den Städten werden noch jetzt alle Straßen grün bestreuet, mit grünen Bäumen bepflanzt, und ertönen von Musik, wenn des Schutzpatrons Fest unter ununterbrochenem Geklingel der Glocken gefeiert wird. Auf dem Lande erschallt noch größerer Jubel. In großen Schaaren ziehen alsdann die Bewohner der Städte hinaus, um an diesem mehrere Tage lang dauernden Freudentaumel der Bauren Antheil zu nehmen, und mit den Fröhlichen sich zu freuen. Der französische Kommissair Camus selbst, der in seinem Bericht über seine Reisen durch die untere Rheingegenden dieselben sehr streng behandelt, und den Bewohnern z. B. über den Tobacksrauch und den Bierdunst allzuheftige Vorwürfe macht, ist entzückt vom frohen Getümmel der jubelnden Landleute auf einer Kirmeß im Rhein- und Mosel-Departement, welcher er beiwohnte. Jezt stört nichts mehr den Genuß dieser unentbehrlichen Freuden, von welchen Greise vergnügt in ihre Hütten, und Jünglinge und Mädchen mit neuem Muthe zur Arbeit des folgenden Tages zurückkehren. Der Soldatendienst im französischen Heer möchte in der Folge Veränderungen in den Sitten dieser Menschen bewirken, die für den Beobachter schwerlich befriedigend seyn können. Zwar haben jezt schon die Folgen des Krieges, zum Theil in den Wäldern der Moselgebirge, und die Veranlassung der Kontrebande durch die Mauth an den Rheingränzen und den untern Rheingegenden, besonders bei der ärmern Classe, zahlreiche Taugenichtse und Verbrecher gebildet, deren Frevelthaten nur die strengsten Maasregeln und eine thätige Polizey zu hemmen im

Stande waren. Armuth und Hoffnung eines leichten, oft für die Menschen ansehnlichen, Gewinns verführten hier Unglückliche um so leichter, da der Haß gegen die Mauth die Kontrebandiers nicht als Verbrecher gegen Staatsgesetze brandmarkte, und da der reiche Spekulant die Moralität und das Leben von Tausenden aufs Spiel setzte, um zu seinem Zweck zu gelangen.

So verschieden die Charaktere der Einwohner der Rheindepartemente unter sich sind, eben so wenig sind sich die Sitten der vorzüglichsten Städte dieser Länder ähnlich, und eben so mannigfaltig ist auch der Einfluß der Vereinigung auf dieselben. Städte, wo ehemals Fürsten residirten, wo schon der sogenannte Ton der feinern Welt eingeführt war, wo die französische Sprache zur Bildung gehörte, wo Emigranten sich hingeflüchtet, und als Muster nachgeahmt wurden, solche Städte haben in ihren Sitten sich schon weit merklicher nationalisirt, als die Reichs- oder Handelsstädte und Städtchen, wo viele vom Magistrat und der bei weitem größere Theil der Bewohner kaum ein Wort französisch sprechen. Die prächtige Residenz Mainz, das vormalige Coblenz sind beinahe schon französischer geworden, als manche Stadt des untern und obern Elsasses. In allen Zirkeln derselben wird französisch gesprochen, der Putz der reitzenden Bewohnerinnen ist nach der neuesten Mode; die gemeinen Bürgermädgen selbst wandeln zierlicher umher. Diese Städte kontrastiren auffallend mit Kölln, welches mit Mühe seine alten deutschen Sitten und Wohlstand mit dem neuen Flitterstaate vertauscht. Nicht einmal ihre sonderbaren schwarzen Regentücher können die ächten alten Köllnerinnen und ihre Töchter abzulegen bewogen werden, worin sie mit verhülltem Haupte, wie Nonnen, durch die Straßen hinziehen. Selbst das anmuthige Aachen, welches lange durch den Zufluß der reichsten Badegäste

aus den ersten Städten der glänzenden Welt einen eben nicht ausschliessend französischen, aber überhaupt sehr verfeinerten Zuschnitt erhielt, behält noch vieles von dem Eigenthümlichen einer uralten berühmten Reichsstadt bey.

Die Erinnerung an ihren ehemaligen Glanz schmerzt noch immer die Bewohner der anmuthigen Residenzstädte kleiner Fürsten, als z. B. Zweibrücken, Homburg, Bonn u. a. m. Könnte der erlittene Verlust des Aufwands des verschwundenen Hofstaats durch etwas wieder in demselben ersetzt werden, so würde ein grösserer Antheil im Allgemeinen, als jezt nur hier und da die Verheirathung mit französischem Militär und Beamten veranlassen, bewirkt werden. So bleiben jezt viele Häuser und Herzen verschlossen; die Palläste sind in Kasernen umgewandelt, mißmuthig und einsam tragen manche ihre Klagen in den muthigsten Anlagen ehemaliger Pracht umher.

Eine auffallende Verschiedenheit mit dem schleichenden Gram, den man auf den Gesichtern der ehemaligen Hofintendanten solcher Städte, und der melancholischen Oede der öffentlichen Promenaden und Parken der verlassenen Residenzen bemerkt, bieten mehrere Städte, vorzüglich im Roer-Departement, dar, wo Kunstfleiß und Betriebsamkeit dem fleißigen Bewohner einen unabhängigen Wirkungskreis schufen. Die Staatsveränderung hat da manchen derselben gedrückt, manches gehemmt, den Handel gestört, aber sie hat auch manchen Erwerbzweig vermehrt, die Industrie vervielfältigt, und neue Wege zum Handelsverkehr eröffnet. Wie stille, wie menschenleer ist die Hofstadt Bonn, kaum erfreut sich ihr Bewohner des entzückenden Anblicks der paradiesischen Gegend umher. Der Hof allein belebte die Stadt. Wie ganz anders treibt sich die geschäftige betriebsame Menschenmasse in Kölln um-

her, das in majestätischem Halbzirkel seinen schiffreichen Hafen umfaßt. Beinahe in jeder Reisebeschreibung war der Verfasser bemüht, sein Wörtchen zum Nachtheil der Bewohner dieser sogenannten finstern Stadt anzubringen. Keiner derselben aber hat den biedern Sinn der thätigen Einwohner gewürdigt, keiner hat den löblichen Erwerbfleiß derselben bemerken wollen, um seinem Witz keinen Abbruch zu thun. Bezaubert von den Gegenden von Bonn, oder voll Begierde sie zu finden, eilte jeder durch diesen alten Wohnsitz der Ubier, dessen einigermaßen holländische Sitten und Gewohnheiten für den oberflächlichen Beobachter weniger einladend seyn mögen, wo aber deutsche Biederkeit und holländischer Erwerbfleiß sich paaren, und Aufklärung und Toleranz weiter gediehen sind, als in mehreren Gegenden des sich so sehr der Aufklärung rühmenden Frankreichs. Die neuen Fabriken, die sich täglich in dieser Stadt erheben, und die Bemühungen, die Bettelei zu vermindern, werden hoffentlich bald eine sittliche Verbesserung unter der ärmern und mittlern Classe bewirken, die den Ruhm einer weisen Verwaltung zu gründen im Stande ist.

Der Fleiß, in Betreff des äussern Handels, wodurch sich diese Stadt auszeichnet, ist auch den zahlreichen Fabrikorten des merkwürdigen Nord-Departements und einigen Städten in den drei andern Departementen eigen, und hat einen merklichen Einfluß auf die Sitten derselben. Der Verkehr mit Frankreich selbst ist aber noch nicht lebhaft genug, um deshalb eine ausgezeichnete Veränderung bewirkt zu haben. Von allen Fabrikorten sind wohl Stollberg und die angränzenden aus dem Ourthe-Departement, wegen ihres besondern Interesse's, am meisten französisch gesinnt, da sie auch besonders die ehmalige Vertreibung ihrer protestantischen Stifter aus dem damals intoleranten Aachen

für die Republik gewommen hatte. Auch liessen sich's dieselben besonders angelegen seyn, so wie die Fabrikanten von Burscheid, Achen, Crevelt, Gladbach, zur Ausstellung für den Empfang des ersten Consuls sehenswürdige und vollendete Produkte ihrer Industrie zu bereiten, welches nicht durch Zwang hätte bewirkt werden können.

Obgleich Interesse und Neigung diese betriebsamen Menschen, die ganze Dörfer mit ihren Tuch-, Nadel- und Messing-Fabriken beschäftigen, an Frankreich kettet, so sind dennoch ihre Sitten die nemlichen geblieben. Die Last der täglichen Arbeit wird des Abends größtentheils bei der Pfeife und einem Glas Wein in geschlossenen Gesellschaften, die man estaminettes nennt, vergessen, eine Sitte, die in ganz Holland und Brabant allgemein ist, und wo sich die ersten Kaufleute und Fabrikanten größtentheils versammlen. Politik, Zeitungen und Kommerzspiele verkürzen den Abend, und selten finden sich Franzosen bei denselben Klubs ein.

In einigen Orten sind diese eigenthümlichen Landessitten mit jenem höhern Grad feiner Bildung verbunden, der die fühlenden, denkenden und ausgebildeten Menschen an sich fesselt, und durch ihre Vereinigung sie zu einer wahren Republik der Humanität bildet. In dieser bewundrungswürdigen und seltenen Lage befindet sich das kleine Fabrik-Städtchen Crevelt, welches durch seine ansehnlichen Seiden- und Sammet-Fabriken, mehr im Norden, als in Frankreich, berühmt ist, da hier vor der Vereinigung Lyon allein dieser Stoffe wegen bekannt war. Mit Staunen und tiefer Verehrung erblickt man hier die Schöpfung von zween Brüdern, die durch Betriebsamkeit und Fleiß diesen Ort, der vor etwa 50 Jahren noch ein Dörfchen war, zum Sitz des größten Wohlstandes erhob. Wenn die Franzosen mit Stolz von den eroberten Ländern reden, so ist keiner derselben, der in Crevelt war, der nicht einen Ruhm darin suchte, von der Art, wie er hier aufgenommen wurde, sprechen zu können. Auch wählte die Regierung aus diesem kleinen Städtchen, wo Industrie, Literatur und schöne

Künste das Glück der Familien ausmachen, den ersten Deputirten dieser Gegenden in das gesezgebende Corps.

Wie seltsam contrastiren daher mit der Cultur dieser Gegenden die Durchzüge der Wallfahrer nach den wunderthätigen Bildern von Kevelaer und der mit Mühe gehemmte Unfug der Geisselnden: denn diese Gebräuche sind, wie schon oben bemerkt wurde, sobald es erlaubt war, sogleich wieder in große Aufnahme gekommen. Allenthalben sind in den katholischen Orten die zerstörten Kruzifixe wieder hergestellt, und bemalt worden; zahlreiche Wallfahrten ziehen wieder auf allen Heerstraßen umher, und Vernunft und Aufklärung werden von diesen Menschen als unerträgliche Bedrückungen angesehen. Der ungeheure Aufwand durch die Anlegung neuer Landstraßen, und die großen Plane, durch Errichtung der Kanäle diese Länder mit Frankreich inniger zu verbinden, und ihm den natürlichen Reichthum derselben zuzuführen, gehören zu den politischen Mitteln, durch gegenseitiges Interesse den wahren Zweck der Vereinigung zu erreichen. Die kostspielige Anlegung von Festungen muß die militairische Besetzung der neuen Departemente sichern; an diesen allein wird gearbeitet. Zuverläßig wäre die öffentliche Erziehung selbst in mehr als einer Hinsicht das wichtigste und natürlichste Mittel, auf Charakter und Sitten der anwachsenden Bewohner zu wirken. Für diese ist aber bis jezt noch nichts geschehen. Die endlich erfolgte Errichtung der Lyceen und Sekondairschulen kann den gänzlichen Abgang des ersten Unterrichts, der jede Classe von Bürgern belehrt, nicht ersetzen. Es gehört nicht hieher, einen Vergleich anzustellen, wie weit die Erziehung und der nothwendigste Unterricht der Kinder der gemeinen Leute in ganz Frankreich mit jenem der Jugend der protestantischen Bewohner in den Gegenden desselben, wo diese Religion herrscht, zurück ist. Uns scheint, daß großentheils der natürliche Verstand der meisten Franzosen und die leichte Fassungskraft vieler unter ihnen einen großen Mangel an Unterricht ersetzen muß, und nur nothdürftig ersetzt.

Die schlechten Schulanstalten der katholischen Lande der

neuen Departemente sind also bis jezt entweder noch dieselben geblieben, oder sie haben sich noch eher durch den Verlust von Einkünften und gänzlichen Abgang von Schulmeistern verschlimmert. In großen katholischen Städten halten zwar manche Familien Hauslehrer, die aber selten geeignet sind, ihre Pflichten zu erfullen. Die protestantischen Städte sind darin bei weitem glücklicher, und die Aufopferungen, die sich deßfalls sehr viele, wenig bemittelte, Aeltern gefallen lassen, gehören zu den schönen Tugenden, wodurch sich diese vortreflichen Bürger auszeichnen.

Da der Unterricht in den gemeinnützigsten Gegenständen sich in einem wenig befriedigenden Zustande befindet, so wäre es kein Wunder, daß die schönen Künste und Wissenschaften ebenfalls in keinem hohen Grade blüheten. Dies ist aber weniger der Fall, da sich die schon herangewachsene Jugend damit beschäftigt. Musik ist ein, in allen nur etwas beträchtlichen Orten der Rheingegenden, kultivirtes Talent. Die Mädchen in Frankreich trillern wohl ihr Liedchen, aber selten spielen sie ein Instrument, sie müßten denn schon zu den höhern Classen gehören. Die Franzosen waren daher sehr verwundert, gemeine Bürgermädgen Sonaten spielen zu hören, und in kleinen Städten ziemlich gut besetzte Liebhaber-Concerte zu finden. Fremde Virtuosen geben daher öfters in kleinen Orten mit Vergnügen und Vortheil Concerte, während sie im innern Frankreich nur hin und wieder in einer ganz großen Stadt sich aufzuhalten Gelegenheit finden.

Bildende Künste sind weniger bearbeitet. Die Anzahl guter Künstler ist sehr gering, und der Unterricht in denselben, wenige Städte ausgenommen, unbedeutend. Die Akademie von Düsseldorf hatte bisher hin und wieder einen jungen Mann gebildet, der aber aus Mangel an hinreichenden Liebhabern und Unterstützung sein Talent unbenutzt lassen mußte. Kölln allein besitzt noch einige wackere Jünglinge, die etwas zu leisten im Stande sind, auch wird Zeichnen und Malerei daselbst mit Erfolg gelehret, und wird, mehr wie sonst, zu einem Theil der Erziehung selbst des Mittelbürgers gerechnet. Diese Stadt besitzt ausserdem Künstler in Schnitz-

werck, Poussierarbeit, eingelegter Arbeit und Eisenwerck, deren Kunstfleiß durch die Veränderung der Dinge nicht unterdrückt noch beschränkt worden ist, und die sich größtentheils in Frankreich gebildet haben.

Die andern Rheindepartemente sind weniger reich an dergleichen Produkten. Die Musik hatte den Schauplatz des zerstörenden Krieges geflohen und die Wissenschaften hatten sich in die Einsamkeiten ihrer zerstreuten Priester gerettet. Unter dem Schutt der Zerstörung liegt der botanische Garten von Maynz, ein Weideplaz; die botanischen Gärten von Bonn und Bruhl waren ohne Unterstützung, die Centralschulen beinahe verlassen und nur in den letzten Jahren hatte sich die Anzahl der Zuhörer hie und da etwas vermehrt. Es ist merkwürdig, daß während dieser Zerrüttung die Verwaltung der Centralschule in Kölln ein vollständiges Kabinet physischer Instrumente nebst der dazu gehörigen Bibliothek kaufte, einen vortreflichen botanischen Garten einrichtete, und überhaupt alle Vorkehrungen zur Errichtung einer grossen Lehr-Anstalt traf.

Aber jetzt hat die Errichtung der Lyceen die Hoffnungen dieser Stadt wieder zerstört, indem das Lyceum nach Bonn verlegt wurde, ein Verlust, der für Kölln sehr empfindlich ist, aber wodurch hingegen das so ganz verlassene Bonn endlich eine Wohlthat erhält, deren es nicht nur im höchsten Grade bedarf, sondern wofür desselben Lage auch ganz geeignet ist.

Daß im Allgemeinen das Zutrauen auf die Dauer des gegenwärtigen Zustandes des Landes in Rücksicht seiner Vereinigung mit Frankreich und der daraus herrührenden Anstalten schon längst ziemlich allgemein ist, beweiset der hochgetriebene Preiß der veräusserten Nationalgüter, die weit über dem Anschlag verkauft wurden. Viele, die mit Mißvergnügen die Aufhebung der Klöster sahen, und statt dem Wohlthätigen dieser Verfügung nur Verfolgung der Religion darin fanden, warfen öfters die Frage auf, was aus den zahlreichen, ungeheuren, ledigen Kirchen und Klostergebäuden werden sollte, welche die Regierung nicht benuz-

zen könnte. Die Behauptungen der Einsichtsvolleren sind schon erfüllt. Viele Gebäude, die nicht zu Casernen, Hospitälern, Armen-Anstalten und Errichtung protestantischer Kirchen angewiesen worden sind, werden von allen Orten her und aus dem Auslande sogar, von Fabrikanten zur Anlegung wichtiger Fabriken aller Art begehrt, und wenn der Zerstörungs-Krieg zwischen Frankreich und England nicht mit solcher Erbitterung verfolgt würde, wodurch jene gespannte Lage hervorgebracht wird, die die ganze Tendenz und Wirkungskraft des Staates nur auf einen Punkt hinwendet, und ausserdem noch die für die Ehren-Legion bestimmten Güter keine große Anzahl davon wegnehmen würden, so würde schon hierin die Regierung ein grosses Mittel ausländischer Industrie mit noch größerm Erfolg und mehrerer Ausdehnung in das Land ziehen, als schon jetzt geschiehet. Wurde auch gleich die Aufhebung der Klöster von dem katholischen Theile der Einwohner nicht mit Gleichgültigkeit angesehen, so veranlaßte dennoch diese wichtige Veränderung nicht den geringsten Auflauf; die zahlreichen Klostergeistlichen aller Art sind verschwunden und nur die von denselben erhaltenen Bettler bleiben den Städten als ein drückender Nachlaß übrig. Aber auch diesem Uebel wird durch einen ruhmwürdigen Eifer der Wohlthatsanstalten gesteuert. Das Straßenbetteln ist durch dieselben in mehreren großen Orten schon glücklich gehemmt, in anderen nimmt es immer mehr und mehr ab, und ist mit der ungeheuren Anzahl der Armen in keinem Verhältniß.

Mit tiefer Achtung erblickt der vorurtheilslose Beobachter mit welcher Willigkeit alle von der Regierung und den Lokalitäten dargebotenen Mittel, von den gutmüthigen Bewohnern dieser vortreflichen neuen Provinzen Frankreichs ergriffen und benutzt werden, um jede Art von Verbesserung des allgemeinen Wohlstandes zu genießen; bewundert die Gutmüthigkeit, womit diese Völker einem neuen so ganz fremden Gang der Dinge folgen, der sie öfters zwingt, ihrem Charakter und ihren Gewohnheiten den größten Zwang anzuthun, ja, sie scheinen sich beinahe schon

mehr an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt zu haben, als die Franzosen selbst.

Wenn man noch einige Hoffnung hegen darf, daß die grossen Begebenheiten unsrer Zeit einen günstigen Einfluß auf das Schiksal der Menschheit haben könnten, so dürften wohl die Rhein-Gegenden auch wieder etwas von jenem Glanze erhalten, den ihnen einst Carl der Grosse gab, und aus dieser neuen französischen Cultur auf deutschem Boden dürfte leicht etwas in einer höhern Art eben so Vortrefliches entstehen, als aus den Reben der Champagne, welche dieser grosse Fürst an die Ufer des Rheins pflanzen ließ.

Engelhardt.

Kunstnachrichten.

Le Musée françois par Robillard Péronville et Laurent 13ème Livraison.

Durch den Eifer und Kostenaufwand des Unternehmers und mit Begünstigung der Regierung nimmt diß Werk, dessen Ausführung mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft war, seinen Fortgang nach einem wohlgeordnetem Plane. Die besten Kupferstecher und Zeichner, die sich gegenwärtig — theils französische theils italienische — Künstler hier befinden, sind bey diesem Werke in Aktivität. Derjenige, der sich aus der Ferne einen Begriff von den herrlichen Meisterwerken des Museums machen will, findet in diesen Kupferstichen gewiß Befriedigung, deren vortrefliche Zeichnung und reine musterhafte Ausführung sie den ausgezeichnetesten Werken neuerer Zeit zur Seite stellen. So wenig Kupfer auch den Gedanken eines Bildes rein und vollständig aussprechen können, da in ihnen der Effekt der Farben verloren geht, und mit ihm ein großer Theil der Poesie der Anschauung, so sind sie doch eine Art von Uebersetzung in eine andere Sprache, durch welche selten der Hauptgedancke ganz verlohren geht, und welche die Gruppirung und oft auch den Lichteffekt darstellt. Diese Ansicht

muß ein solches Werck, wie das obbenannte, sowohl für das Ausland interessant machen, als auch als Reminiscenz für den Künstler und für die überhaupt, welche schon das Museum gesehen, und sich ein vollständiges und in vieler Hinsicht würdiges Denkmal von dieser in der Welt nun ganz einzigen Gallerie wünschen.

Histoire naturelle des oiseaux de Paradis, suivie de celle des Toucans et des Barbus, par F. Levaillant 13ème Livraison.

Dieß interessante und schöne Werk, von welchem schon im vorigen Jahrgang der f. Miszellen 2. Band erstes Stück S. 13 die Rede gewesen ist, wird immer fortgesetzt, und verläugnet in nichts die sorgfältige und glückliche Behandlung, durch die seine ersten Bände sich ausgezeichnet haben. Die Lebhaftigkeit und Frischheit der Farben, die Feinheit des Pinsels, die Ründung der Körper der Vögel, und die Natürlichkeit und Freyheit ihrer Haltung sind Vorzüge, die noch kein Werk dieser Gattung in solcher Vereinigung besaß. Die Vögel alle sind in natürlicher Grösse abgebildet. Die schönen Paradiesvögel sind bis auf die kleinste Abstammung hier zu finden; die afrikanischen Papageyen gehören gleichfalls zur Familie, und bilden hier einen wahren Blumenflor in den auserlesensten Farben. Unter den Toucaus sind wahre Launen und komische Einfälle der Natur, die wunderlichsten Formen, durch die glühendsten und reichsten Farben belebt. Ich hatte Gelegenheit diese Vögel im Original zu sehen, die H. Levaillant bis zu den äussersten Gränzen Afrika's aufgesucht, und die von ihm in diesem Werke in eine einzige und grosse Familie klassifizirt werden. Unermüdet in dem Eifer, der ihn anspornt, dies Werk gänzlich zu vollenden, unternimmt H. Levaillant jetzt noch eine Reise nach Afrika, von der sich für die Naturforscher neue und angenehme Resultate und Entdeckungen erwarten lassen.

Kl.

Wir sprachen in einem unsrer letzten Stücke von den Vorlesungen, welche der berühmte tragische Schauspieler Larive über die Deklamation gehalten, und nachher durch den Druck bekannt gemacht hat. Diese Vorlesungen, deren Werth wir damals nur andeuteten, ohne ihre für den angehenden, wie für den vollendeten Schauspieler so lehrreichen Gegenstände näher zu entwickeln, sind hier und da mit unterhaltenden Anekdoten, meist aus Larive's Leben, durchwebt, um, wie der Verfasser sich ausdrükt, die Monotonie seines Vortrags zu unterbrechen, und den trokenen Ernst theatralischer Regeln zu mildern. Wir glauben, daß er seine Absicht vollkommen erreicht hat, denn der gröste Theil dieser Anekdoten ist so anziehend, und das Interesse, das sie bey dem Hörer oder Leser erregen, so wenig von Zeit und Ort abhängig, daß sie auch, ohne von Larive selbst erzählt, ohne von seinem sprechenden Geberdenspiele begleitet zu seyn, dennoch gefallen müssen. Doch unsre Leser mögen selbst urtheilen.

Larive beschreibt in einer seiner Vorlesungen, in der er seine Zuhörer über die Stimme und ihre Wirkungen unterhält, den ausserordentlichen Eindruck seiner Stimme auf Menschen, welche durch Erziehung und Aberglauben für einen solchen Eindruck vorzüglich empfänglich waren, auf folgende Art: Ich übernachtete auf einer Reise von Straßburg, erzählt er, in einem kleinen Dorfe des Nieder-Rhein-Departements in einem Wirthshause, das das einzige dieses Orts und so schlecht war, wie ich mich nicht erinnere, je eins betreten zu haben. Mein Schlafzimmer befand sich gerade über einem Saale, welcher der Familie des Wirths zum Aufenthalt diente. Einen Augenblick, nachdem ich mich niedergelegt hatte, erschien ein Capuziner; die Gesellschaft nahm ihn zuvorkommend auf, und bot ihm eine Erfrischung an, zu deren Annahme der ehrwürdgie Vater sich nicht lange nöthigen ließ. Der schlechte, überdem mit einem Loche versehene Fußboden meines Zimmers verstattete mir, jedes Wort der Unterhaltung zu hören. Da ich nicht

schlafen konnte, und das Gewäsch des Capuziners über Gott und den heiligen Franziskus mir unerträglich wurde, so stand ich leise auf, legte mich an das Loch im Fußboden, und sprach mit allem Nachdruck diese beyden Verse Mahomets, deren letzten ich parodirte.

Allez vil idolâtre, et né pour toujours l'être,
Indigne Capucin cherchez un autre maître! *

Kaum waren die Worte gesprochen, als alles schnell wie der Blitz verschwand. Des andern Morgens fragte mich die Wirthin, ob ich nichts gehört habe. Nein, antwortete ich ihr, ich habe gut geschlafen. Sie sah mich an und seufzte. Sie sehen traurig aus, sagte ich, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? „Ach, mein Herr, gestern Abend besuchte uns der ehrwürdige Pater Capuziner unser Nachbar, und während er sich bey einem Gläschen mit unsern Kindern über GottesWort unterhielt, hörten wir eine fürchterliche Stimme, die aus der Hölle zu kommen schien, und den ehrwürdigen Vater auf eine so schreckliche Weise ansprach, daß er davon lief, ohne daß wir erfahren konnten, was aus ihm geworden ist."

Eine folgende Anekdote beweißt die ausserordentliche Kraft eines andern unsrer Organe, des Auges; die kleine Begebenheit ist in mancher Rücksicht merkwürdig; wir theilen sie also mit. Larive besaß einen kleinen Affen, der, bösartig und furchtsam, wie alle seiner Gattung, schon oft verschiedene Personen, die zu Larive kamen, und vorzüglich solche, die sich zu fürchten schienen, gebissen hatte. Einst kam zu Larive ein Kupferstecher, dessen Blick sehr streng und kühn war, gerade an einem Tage, an dem sein Affe eine Frau gebissen hatte. Er erzählt ihm den Vorfall, und der Künstler erstaunt über die Kühnheit des kleinen Geschöpfs, verlangt es zu sehen. Larive warnt ihn, läßt sich aber doch durch seine wiederhohlte Versicherung, daß er den Affen nicht fürchte, bewegen, den Käficht desselben

* Geh, verächtlicher Götzendiener! Suche, gebohren es immer zu seyn, suche unwürdiger Capuziner einen andern Herrn.

zu öffnen. Der kleine Unhold erscheint, erblikt den Kupferstecher, sieht ihn an, macht ihm ein entsetzliches Gesicht. Dieser heftet sein Auge mit gleicher Unerschrokenheit auf den Affen, der schon zum Anfall bereit noch einmal die Wirkung seines Blicks versucht, aber da er sieht, daß das Auge seines Gegners dieselbe Kraft, denselben Ausdruk behält, das seinige niederschlägt, und beschämt in seinen Käfich kriecht. Larive nimmt diesen, und überreicht ihn dem Sieger mit den Worten: Mein Affe war ein Despot, sie haben einen Sklaven aus ihm gemacht, er gehöre Ihnen! Einige Zeit nachher kommt Larive zu dem Kupferstecher, und erstaunt, den Affen eben so folgsam zu finden, wie er übermüthig bey ihm gewesen war. Sie haben ihn gewiß hart behandelt? sagt, er ihm. Nein, war seine Antwort, ich habe ihn allein durch den drohenden Blick, den ich auf ihn warf, so oft er sich zuviel heraus nehmen wollte, sanft und folgsam gemacht.

Es giebt Erinnerungen, sagt Larive an einer Stelle, wo er von der Gewalt der Empfindungen spricht, die unsrer Seele sich so tief eindrücken, daß es unmöglich wird, sie wieder zu verwischen. Als Montaigu in Romeo und Julie dachte ich mir die Apenninen, in denen der Gegenstand meiner Darstellung zwanzig Jahr verborgen war, so schrecklich, und mein Ausdruck in dem Gemälde dieser Gebirge war so stark, daß es mir gelang, den Grausen erregenden Eindruck, den die Vorstellung der Apenninen auf mich selbst machte, den Zuschauern in seiner ganzen Kraft mitzutheilen. — Einst spielte ich diese Rolle zu Marseille; ein dortiger Kaufmann hatte den Einfall, mir den Tag nach der Vorstellung sechs Flaschen Apenninen-Wein zu schicken, um mich, wie er mir schrieb, mit dem Lande auszusöhnen, das ich so fürchterlich malte. Ich trank nie in meinem Leben bessern Wein, muß aber zu meiner Beschämung gestehen, daß ich seitdem nie den Montaigu habe spielen können, ohne zugleich, gerade im Augenblick, wo ich die Apenninen schilderte, die Erinnerung an jenen Wein zu wecken, und ungeachtet aller Anstrengung ist es mir nie

wieder möglich gewesen, die Schrecken der Apenninen wie vorher zu malen.

Eine andre Anekdote, mit der L. sein Kapitel von der Geberdensprache würzt, ist so komisch, daß wir uns nicht enthalten können, sie unsern Lesern mitzutheilen, ungeachtet L. nur der Erzähler ist, und keine Rolle in ihr spielt.

Armand, ein vortreflicher Komiker, wurde oft durch einen gewissen Procope, einen Bucklichten, der gewöhnlich auf einer Reihe Sitze, die sich ehemals auf der rechten und linken Seite der Bühne befanden, seine Stelle nahm, wegen des Ausdrucks seiner Geberdensprache, den Procope zu übertrieben fand, getadelt. Jeden Abend befand sich der bucklichte Kunstrichter auf derselben Stelle unter Armands Augen, und zuckte die Achseln, wenn er mit dem Ausdrucke des Künstlers nicht zufrieden war. Armand wurde dadurch so inkommodirt, daß er nicht mehr Herr seines Spiels blieb, sobald sein Auge dem Blicke und der Geberde des Bucklichten begegnete. Er ersann die folgende List, um sich von dieser lästigen Kritik zu befreyen. Am Abende der Vorstellung eines neuen Stücks, in dem er spielen mußte, nahm er die dreißig Billets jener Theaterplätze, stellte sich auf den Pont-neuf, und gab jedem Bucklichten, der vorübergieng, ein Freybillet, mit der Bitte, sich für das Stück zu interessiren. Nachdem er so alle Billets vertheilt hatte, verfügte er sich frühzeitig auf das Theater, und wieß, ehe es erleuchtet wurde, fünfzehn Bucklichten ihre Plätze auf der ersten Bank rechts, und den fünfzehn andern die ihrigen links an. Procope war nicht der letzte, der erschien. Armand, ohne von ihm erkannt zu seyn, gab auch ihm seinen Platz. Das Publikum, das diese Gesellschaft Bucklichter erst nach dem Aufziehen des Vorhangs zu sehen bekam, rief wie mit einer Stimme: Welch eine Menge Bucklichter! Die Bucklichten, erstaunt sich anreden zu hören, drehten sich um, und vermehrten das Lächerliche des Auftritts dadurch, daß sie ihre körperlichen Auswüchse in vollem Lichte zeigten. Jetzt erscholl das Gelächter von allen Seiten; man schrie: Weg mit den Bucklichten! und nö-

thigte sie dadurch zu verschwinden. Procope wagte es nie wieder, seine Stelle auf dem Theater zu nehmen, und Armand konnte jetzt, ohne das Achselzucken seines Tadlers fürchten zu müssen, frey und ungehindert dem Ausdrucke seines Spiels den Zügel schießen lassen.

Die beiden folgenden Auftritte aus L. Leben sind ernsthafterer Natur, als jener Schwank, und werden als Beispiele einer Inspiration angeführt, die dem Schauspieler wie dem Dichter unentbehrlich ist, und jene Regungen der Seele erzeugt, die die Bewunderung mit sich fortreißen, und den Zuschauer gänzlich fesseln. L. hatte oft auf der Bühne sehr glückliche Inspirationen, die erste der beiden folgenden indessen hätte ihn beinahe, statt aus einer Verlegenheit zu retten, in die größte Lebensgefahr gestürzt. Er befand sich im Kerker. . . . Doch er spreche selbst:

Es war der Tag der fête de l'éternel; dieses Fest glaubte man auch in unserm Gefängniß feyern zu müssen, und man bat mich deßwegen, einige Verse zu rezitiren, wozu man mich gewöhnlich an allen Festtagen nöthigte. Im Augenblick als meine Mitgefangenen bittend in mich drangen, hörten wir Kanonenschüße. Ich war in einer melancholischen Stimmung; gleich vielen andern erwartete ich täglich das Ende meines elenden Daseyns; es fiel mir ein, es feyerlich herbeizurufen. Ich stürzte mich hervor, um jene Verse Zamor's herzusagen:

J'entends l'airain tonnant de ce peuple barbare,
Quelle fête, ou quel crime est ce donc, qu'il prépare!
Voyons si de ces lieux on peut au moins sortir,
Si je puis Vous sauver, ou s'il y faut périr. *

Im Augenblick, da ich anfieng: J'entends l'airain tonnant.... erriethen meine unglücklichen Freunde, die in meinem ganzen Wesen eine konvulsivische Bewegung bemerkten, die Verse, die ich hersagen wollte; sie hielten mich zurück, und

* Ich höre das donnernde Erz dieses barbarischen Volks; welches Fest, oder welches Verbrechen bereitet es vor? Laßt uns sehen, ob der Weg aus diesem Orte offen ist, ob ich Euch retten kann, oder ob wir sterben müssen.

legten mir Stillschweigen auf, indem sie mir erklärten, daß nicht nur ich umkommen, sondern auch Ursache des Todes aller meiner Zuhörer werden würde. — Ich gestehe es, sie erzeigten mir dadurch, daß sie sich der Ergiessung meiner Inspiration widersetzten, einen großen Dienst.

Ein andres Beyspiel einer Inspiration, der ich mich gänzlich überlassen konnte, und die die glücklichste Wirkung hervorbrachte, ist das folgende. Ich befand mich ungefähr vor vier Jahren zu Angers bei einer Todtenfeyer, die man dem Andenken der bei Rastadt ermordeten französischen Gesandten hielt. Von der Munizipalität zu der Feierlichkeit eingeladen, begab ich mich nach dem Versammlungsorte. Der Zug bestand aus allen konstituirten Autoritäten und einer Menge Bürger. Wir begaben uns in großem Pomp nach dem mit Sorgfalt dekorirten Tempel, wo ein unzähliges Volk auf unsre Ankunft harrte. — Nachdem die Militaire, die Richter und alle Autoritäten ihre Sitze eingenommen hatten, bestieg ein Bürger die Tribune, um eine dem Gegenstande der Feierlichkeit angemessene Rede zu halten. Seine schwache Stimme machte, daß er nicht von allen verstanden werden konnte, und da ich selbst ihn nicht deutlich verstehen konnte, empfand ich eine gewisse Ungeduld, die mich antrieb, meinen Nachbarn zu sagen: Ich würde mich besser hören lassen, als er, wenn ich an seiner Stelle wäre. Ich war bewegt, und empfand eine Art von Aufwallung, eine gewisse unwillkürliche Regung. Als der Redner geendigt hatte, sah ich den Präsident der Munizipalität, gefolgt von zwei Gardes, auf mich zukommen; er redete mich an: „Bürger Larive, man hat mir gesagt, daß Sie etwas vortragen wollten; man wird Sie auf die Tribune geleiten." Man stelle sich vor, wie mir bei diesen Worten wurde, da ich aller Blicke sich auf mich richten, und die Einladung, die ich so eben erhielt, gleichsam wiederholen sah. Bestürzt über den Antrag, und über die Bewegung, die er in der Versammlung verursachte, konnte ich weiter nichts, als mich verbeugen, und, ohne zu antworten, den Gardes, die mich führten, folgen. Ich gieng

nach der Tribüne, und wußte noch nicht, was ich sagen wollte. Erst im Augenblicke des Hinaufsteigens erinnerte ich mich der Verwünschung Oedips. Das Wirbeln der Trommeln, die Augen von viertausend Zuschauern, die sich auf mich hefteten, der Anblick des ungeheuern Raums, alles versetzte meine Seele in eine gewisse Unruhe. Ich wollte anfangen, als mir einfiel, daß der erste Vers der Tirade an die Götter der Thebaner gerichtet ist. Glucklich konnte ich ihn auf der Stelle verändern, und sprach jetzt mit Vereinigung aller meiner Kräfte und einer wahrhaft begeisterten Stimme:

Dieux des Républicains, Dieux qui nous exaucez,
Punissez l'assassin, vous qui le connoissez:
Soleil cache à ses yeux le jour, qui nous éclaire,
Qu'en horreur à ses fils, exécrable à sa mère
Errant, abandonné, proscrit dans l'univers
Il rassemble sur lui tous les maux des Enfers;
Et que son corps sanglant, privé de sépulture,
Des vautours dévorans devienne la pâture! *

Bei diesem letzten Verse hallte der Tempel von Beifallklatschen wieder; ich entschlüpfte unter die Menge, meine zitternden Kniee hielten mich nicht länger. Die Bewegung, die sich meiner bemächtigt hatte, war so heftig, daß ich mich selbst kaum überzeugen konnte, aus einem bloßen Zuschauer in einem Augenblik einer der ersten Mitspieler bei dieser erhabenen Feierlichkeit geworden zu seyn.

In einer der folgenden Vorlesungen spricht L. vom Muthe, und streuet in diese Abhandlung, ohne dabei den Schauspieler aus dem Auge zu verlieren, sehr viele treffende Be-

* Götter der Republikaner, Götter, die ihr uns erhört, straft den Mörder, ihr, die ihr ihn kennt! Sonne verbirg seinen Augen das Licht, das uns leuchtet! Seinen Söhnen zum Abscheu, seiner Mutter verwünscht, irrend, verlassen, auf der ganzen Erde geächtet, versammle er auf sein Haupt alle Quaalen der Unterwelt, und sein blutiger Körper der Erde beraubt, werde der Fraß gieriger Geier!

merkungen, denen man es ansieht, daß sie aus der Natur geschöpft wurden. Wir dürfen uns dem Zuge nicht überlassen, einigen dieser Bemerkungen hier eine Stelle einzuräumen, sondern beschränken uns allein darauf, dem Verfasser eine kleine Begebenheit nachzuerzählen, die der Mittheilung nicht unwerth ist.

Ein Mann von ungefähr funfzig Jahren saß in der Comédie françoise auf einer Bank im Orchestre dicht bei dem Parterre. Seine ungeheure Perrüke nahm einem jungen Menschen, der sich hinter ihm befand, die Aussicht; der junge Herr erlaubte sich anfangs darüber allerley Scherze, welche die Lacher im Parterre auf seine Seite brachten, und bekam endlich den Einfall, eine Locke an jener Perrüke loszuziehen. Der bejahrte Mann brachte sie gelassen wieder in Ordnung, ohne sich umzudrehen, oder etwas zusagen. Der Uebermuth des Lustigmachers, angefeuert durch dieses ruhige Verhalten, stieg so hoch, daß der ehrwürdige Mann, der das Opfer desselben wurde, seine Perrüke abnahm, und in die Tasche steckte. Das Gelächter verdoppelte sich; jetzt aber drehte sich der Mann kaltblütig um, und sagte zu dem jungen Herrn: „Mein Herr, ich war zehn Jahr in der Bastille, weil ich einem Laffen, wie Sie sind, das Lebenslicht ausbließ; Sie sind es nicht werth, daß ich mich der Gefahr aussetze, jenen Ort noch einmal besuchen zu müssen." Diese Worte mit einem edlen Anstande und kalten Blute gesprochen, brachten den jungen Mann aus der Fassung, er wurde bestürzt und wagte nicht zu antworten. Die Lacher beschlossen den Auftritt damit, dem braven Manne, den sie gekränkt hatten, den schuldigen Tribut der Bewunderung und Ehrfurcht zu entrichten.

Wir schliessen diese kleine Sammlung Anekdoten mit einigen, die ebenfals theatralisch sind, von denen aber die erste nicht Lariven, sondern seinem großen Vorbilde Lekain angehört. Larive sucht durch die Aufnahme in seine Vorlesungen einen Zug aus Lekains Leben der Vergessenheit zu entreissen, der dem Geiste und Scharfsinn jenes großen tragischen Schauspielers gleiche Ehre macht.

Ein Dichter, der in seinen theatralischen Arbeiten unglüklich gewesen war, befand sich an dem Tage der ersten Vorstellung des Siége de Calais in der Comédie françoise, und fiel daselbst jenes Stük an, dem er den Sturz prophezeyte. Lekain war zugegen, und hielt sich berechtigt, dem Kritiker, der ohne Zurükhaltung seinen Grimm auslieſs, und laut sagte, das Stück sey abscheulich, und das Publikum besäße weder Geschmak noch Urtheil, einige Gegenvorstellungen zu thun. Wie dieser endlich in seiner Erbitterung so weit gieng, zu behaupten, daſs aus dem Siége de Calais kein einziger guter Vers zu zitiren sey, stellte ihm Lekain sehr bescheiden seine Ungerechtigkeit vor, und sagte, daſs das Stück sehr schöne Verse enthalte. Führen Sie mir einen einzigen an, rief der Dichter, und ich gebe mich gefangen. Lekain unwillig gieng auf ihn zu, und sprach ihn mit dem folgenden Verse an.

Vous futes malheureux et vous êtes cruel. *

Dieser Vers, der dem Dichter den Sturz seiner Tragödie in das Gedächtniſs rief, verjagte ihn, und Lekains Geistesschnellheit wurde von allen Anwesenden lebhaft beklatscht.

Larive erfuhr während seiner theatralischen Laufbahn den Eigensinn des Publikums, wie ihn alle empfanden, welche die Bühne durch grosse Talente verherrlichten, aber er erfuhr auch, wie bereit das Publikum ist, eine Ungerechtigkeit zurück zu nehmen, und dem unbillig gekränkten Schauspieler Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich spielte einst, erzählt er, bey der ersten Vorstellung der Medea von Clement einen traurigen Jason. Ich wuſste, daſs Medea sich nach meiner Szene über die Kälte beklagen würde, mit der ich zu ihr gesprochen hatte, folglich glaubte ich alle ihre heissen und leidenschaftlichen Worte mit Kälte beantworten zu müssen. Das Publikum, unzufrieden mich so k a l t zu sehen, bezeugte mir sein Misfallen darüber, und begleitete mein Abtreten von der Büh-

* Ihr seyd grausam, denn Ihr wart unglücklich!

ne durch ein deutlich geäussertes Murren; aber wie eilte es, mir den versagten Beifall zu klatschen, und seine Ungerechtigkeit zu vergüten, sobald es Medéens Klage über meine Kälte hörte!

In einer seiner lezten Vorlesungen unterhält L. seine Leser mit den Ursachen, welche den Schauspieler bey seinen Darstellungen heben oder niederschlagen können, und erzählt bey dieser Gelegenheit einen Vorfall ebenfalls aus seinem eignen Theaterleben.

Ich fand, sagt er, bey meiner letzten Reise nach Bordeaux auf dem dortigen Theater eine so schlechte und so hitzige Schauspielerin, daß es uns unmöglich war, mit einander zu sprechen, ohne einen Mißklang hervorzubringen, der für mich sowohl als für das Publikum sehr unangenehm war. Ich wagte es, dieser Schauspielerin meine Unzufriedenheit auszudrücken, die darüber äusserst erboßt wurde, und mich von ganzem Herzen verabscheuete. Indessen mußte ich mit ihr spielen. In dieser harten Nothwendigkeit gab ich ihr die Rolle der Cassandre im Wenceslas. Man weiß, daß Cassandre Ladislas verabscheut, und nur mit ihm spricht, um ihn mit Vorwürfen und Beleidigungen zu überhäufen. Das gelang mir vollkommen; diese Schauspielerin, die man vorher nicht ohne Aerger anhören konnte, war jetzt, begeistert durch das Vergnügen mich beleidigen zu können, zum erstenmal in ihrem Leben natürlich. Mich freuete es ausserordentlich, das einzige Mittel gefunden zu haben, an ihr Talent zu entdecken.

Entwurf eines neuen Kriminal Gesezbuches.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Die Strafpolizey und Justizpflege sind der Gegenstand des zweiten Theils dieses Geseczbuches, von dem wir das wichtigste nur ganz kurz ausheben wollen. Die allgemeinen Grundsätze, die voraus geschikt werden, sind: Die Verhinderung der Vergehungen erfordert die vereinte Kraft der Polizei und der Justizgewalt, die erste geht vor der leztern her. Der Zweck der Polizei ist, die öffentliche Ordnung, die Freiheit des Eigenthums und die individuelle Sicherheit zu handhaben. Sie theilt sich in Verwaltungspolizei und Strafpolizei. Jene beschäftigt sich mit der fortgesetzten Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung. Sie soll den Verbrechen zuvorkommen (der Begriff der bürgerlichen Wohlfahrt ist hier nicht aufgenommen, weil die Franzosen alles, was darauf sich bezieht, nicht zur Polizei, sondern lediglich zur Verwaltung zählen). Die Strafpolizei forscht den Verbrechen nach, welche die administrative Polizei nicht hat verhindern können, und übergiebt die

Thäter den peinlichen Behörden. Die Beamten, welchen das Gesez die Pflege der Strafpolizei aufträgt, sind: die Maire's und ihre Adjunkte, die Polizeicommissäre, die Flurhüter und Förster, die Sicherheitsbeamten (magistrats de Sureté) die Friedensrichter, die Generalpolizei-Commissäre, die Proprätoren.

Der Wirkungskreis dieser Personen ist genau bestimmt. Die Sicherheitsbeamten sind von neuer Erfindung. — In jedem Bezirk, wo auch ein Tribunal erster Instanz ist, soll ein solcher Beamter seyn. Er ist beauftragt, Klagen und Beschuldigungen anzunehmen, und den Vergehungen, auf welche sie sich beziehen, nachzuspüren und die Beweißmomente derselben einzusammeln. Die Angeschuldigten werden durch ihn dem Proprätor ausgeliefert. Er hat deßhalb das Recht, die bewaffnete Macht zu requiriren.

Der Zweck der Errichtung dieser Stelle ist der, in einer Person alle Funktionen zu vereinigen, welche unter die Menge der übrigen der Polizei obliegenden Beamten vertheilt sind, und die Oberaufsicht der Regierung zu erleichtern. Der Zweck der Proprätoren, deren in jedem Bezirke einer ist, welcher von der Regierung auf Lebenslänge ernannt wird, ist derselbe. Die Kriminalprozesse sollen von ihnen geleitet werden. Sie sollen eine gewiße Kontrolle über die peinlichen Gerichtshöfe ausüben, und sind aus dieser Hinsicht Mitglieder derselben. Die Regierung hat außerdem bey diesen Tribunälen ihren Kommissär oder Prokurator, und so ist sie ihrer Einwirkung auf dieselben, so wie überhaupt ihres Einflusses auf das gesammte peinliche Justizwesen ziemlich gewiß.

Das Verfahren durch Jury's oder Geschwornen-Gerichte ist in dem neuen Gesezbuche beibehalten. Man hat indessen einige Veränderungen vorgenommen, die sehr zwekmässig sind. Der Proprätor ist beauftragt, den Angeschuldigten vor ein Anklage-Jury zu berufen, er zitirt die Zeugen und läßt den Anklag-Akt aufsetzen. Die Geschwornen müssen vor ihm einen Eid schwören, daß sie aufmerksam und unpartheyisch seyn, und sich weder von den Regungen des Hasses noch der Bosheit, weder von Furcht noch Zuneigung von ihrer Pflicht entfernen lassen wollen. Da diese Geschwornen nicht zu untersuchen haben, ob der Angeklagte wirklich schuldig ist, oder nicht, sondern blos ob hinreichende Präsumptionen gegen ihn vorhanden sind, um ihn vor das peinliche Gericht zu ziehen, so wird ihnen von dem Proprätor eine Instruktion hierüber vorgelesen. Als Chef dieses Jury wird der älteste unter ihnen, oder derjenige, den die andern hiezu erwählen, angesehen. Als entscheidende Stimmenanzahl wird schon die Hälfte angesehen.

In jedem Departement wird, wie bisher, ein peinlicher Gerichtshof seyn, dessen Mitglieder seyn werden: Ein Prä-

tor, die Proprätoren der Bezirke des Departements, drey Suppleanten, ein Regierungskommissär, seine Substituten und ein Greffier. Zu einer Prätur gehören eine gewisse Anzahl von peinlichen Gerichtshöfen. Der Prätor kann nur ein Jahr lang in demselben Sprengel sein Amt verrichten, und begiebt sich das folgende Jahr auf Befehl des Oberhaupts des Staats in einen andern. Wenn der Prätor in ein Departement kommt, um dort Gericht zu halten, so nennt man die Sizungen des peinlichen Gerichts die grossen Gerichtstäge. Die Hauptverrichtungen des Prätors sind: den Angeklagten sogleich und innerhalb vier und zwanzig Stunden nach seiner Ankunft abzuhören, die Geschwornen zusammen zu berufen, und sie durchs Loos zu bezeichnen, und eine genaue Aufsicht über die Proprätoren, welche unter ihm stehen, zu führen. Da er mit einer beliebigen Gewalt auf Diskretion bekleidet ist, so kann er auf Ehre und Gewissen alle Mittel anwenden, um auf die Spur der Wahrheit zu kommen, und ist in dieser Hinsicht an keine Formalitäten gebunden.

Niemand soll vor ein peinliches Gericht gezogen werden können, wenn die gegen ihn gerichtete Anklage nicht von einem Anklage-Jury als gegründet erklärt worden ist. Innerhalb vier und zwanzig Stunden nach dieser Aussage sollen der Angeklagte und alle auf ihn sich beziehenden Aktenstücke an das peinliche Tribunal des Departements gesandt werden, und innerhalb vier und zwanzig Stunden nach der Ankunft soll er von dem Prätor oder dem Proprätor angehört werden. Sodann hat er fünf Tage Zeit, um mit Hülfe seines Vertheidigers, den er sich wählte, oder den das Tribunal ex officio ernennt hat, die Anklagakten anzugreifen. Der Prätor muß wenigstens alle vier Monate einmal in jedem Departemente seines Sprengels ein Geschwornen Gericht zusammen berufen.

Die Feyerlichkeiten und Formalitäten, welche bey dem Verfahren zu beobachten sind, werden in diesem Gesezbuche mit dem grösten Detail aufgeführt. Der Prätor leitet den Gang desselben, und insbesondere die Operationen der Geschwornen, welche in einem Zimmer so lange eingeschlossen bleiben, bis sie ihre Deklaration gemacht haben. Das Jury kann, wenn das Tribunal ihm hiezu die Befugniß ertheilt hat, erklären, daß der Angeklagte, wenn gleich überwiesen, dennoch zu entschuldigen (excusable) sey, auch kann es ihn dem Mitleid der Regierung anempfehlen. Das Tribunal hat das Recht, den Urtheilsspruch zu verschieben, wenn es glaubt, daß die Geschwornen sich in Rücksicht der Materie geirrt haben. Diß findet aber bey dem Fall, wo der Angeklagte von dem Jury für nicht schuldig erklärt worden ist, nicht statt.

Das Gesetzbuch bestimmt auch aufs neue die Grundsätze, auf welchen die Bildung der Geschwornen-Gerichte

und ihr Wirkungs-Befugniß beruhen soll. Was man auch gegen dieses Institut einwenden mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß es eine Hauptstütze der bürgerlichen Sicherheit ist, für Frankreich besonders, dem es angelegen seyn muß, einiges aus der an politischen Experimenten so reichen Periode, welche das etwas mißlungene Erneuerungs-Geschäft herbeiführte, gleichsam zum Andenken zu retten; ist es nicht unwichtig, diesen brittischen Sprößling, der seither in dem leichten gallischen Boden dem Schilf ähnlich emporgeschoßen war, aber ohne Früchte zu bringen, zu erhalten, und ihn pflegend und wartend zum Schutz, Schatten und Früchte gebenden Hochstamm zu erziehen. Es ist einmal ausgemacht, daß das Recht jedes Bürgers, nur von seines gleichen gerichtet zu werden, das ist, von andern Bürgern, deren Amt keine längere Dauer hat als der Prozeß selbst, zu welchem sie berufen sind, eine große, freilich nicht unübersteigliche noch unzerstörbare Schutzwehr gegen die Willkühr der Machthaber ist. Die Strafgewalt ist fürchterlich schon an sich. Nur wenn sie unabhängig bleibt von aller Eigenmacht, sieht sie der Bürger als wohlthätig für die Gesellschaft an. Sie kann deßhalb nicht perpetuirlich in den Händen derselben Magistratsperson sich befinden, welche auch durch die lange Gewohnheit zu bestrafen leicht hartherzig, grausam und gewiß einseitig werden würde. Das Institut des Jury stellt die Unabhängigkeit der Richter-Gewalt völlig her, und wenn sein Wirkungskreis nicht eingeschränkt wird, so kann der Despotismus wenigstens nicht insgeheim und auf Schleichwegen der bürgerlichen Freiheit und Sicherheit nahe treten. Dem gewöhnlichen Einwurf, daß zur Beurtheilung der Haupt- und Nebenumstände von Verbrechen eine Fertigkeit gehört, welche nur durch besondres vorhergehendes Erlernen erlangt wird, kann diß Institut dadurch ausweichen, daß die Geschwornen nur aus der gebildeteren Volksklasse genommen werden, und daß ihr Verfahren durch eine leitende Oberaufsicht den Absichten des Gesezes entsprechend gemacht wird.

Das gegenwärtige Gesetzbuch läßt keinen zu der Stelle eines Geschwornen, der nicht volle dreyssig Jahre alt ist, und lesen und schreiben kann. Alle obern Staatsbeamten sind deßgleichen ausgeschlossen. Zu Geschwornen bey dem Anklage-Jury werden diejenigen genommen, welche unter der Zahl der zweihundert meist besteuerten Bürger des Bezirks sich befinden. Um Geschworner bey dem Urtheils-Jury seyn zu können, muß man wenigstens zu hundert Franken direkter Abgaben besteuert seyn. Hierin besteht eine heilsame Veränderung der bisherigen Verfügungen, indem nach den Constitutionen von 1791 und dem Jahr III das Eigenthums- oder Nutznieſſungs-Recht von einem unbeweglichen Gut, dessen jährlicher Ertrag dem Werthe von

hundert und fünfzig Tagewerken gleich ist, einen Bürger eignete, Geschworner seyn zu können. Nun konnten Personen, welche lange nicht vor der Dürftigkeit gesichert waren, nur mit Widerwillen eine Reihe von Tagen diesem Amte aufopfern, um so mehr, da sie wegen ihres geringen Vermögens nicht in gleichem Grade bei der Erhaltung der öffentlichen Sicherheit interessirt seyn können, als Eigenthümer von beträchtlichen Grundstücken. Nach einem spätern Gesetze, im Jahr 8, sollten die Geschwornen aus den Communal- und Departemental-Listen genommen werden, allein konnte man hier vermuthen, daß die Wahl des Volks gerade die tauglichsten Burger bezeichnen würde? und übrigens sind jene Listen bloße Präsentations-, nicht aber auch Nominations-Listen. Die Auswahl der Geschwornen darf keinen Zufälligkeiten überlassen werden.

Die Listen der Geschwornen werden von den Präfekten verfertigt, und enthalten jedesmal die doppelte oder dreifache Anzahl, aus welcher dann die Bürger, welche diese Stelle für einen peinlichen Fall begleiten sollen, durch das Loos herausgehoben werden. Dieser Verfügung, welche bisher auch galt, schreibt man es vorzüglich zu, daß die Geschwornen-Gerichte meist schlecht zusammengesetzt sind. Der Richter, der viel besser weiß, welche Eigenschaften ein Geschworner haben muß, soll eigentlich jene Listen verfertigen, und nicht der Verwalter, und sodann sollte die lezte Auswahl nicht durch das Loos geschehen. In England wählt der Scheriff die Geschwornen aus.

Das Anklage-Jury soll nach dem neuen Gesetz aus zehn bis fünfzehn, und das zweite Jury wenigstens aus zwölf Geschwornen bestehn. Bisher waren blos acht bei dem ersten; diese Zahl war offenbar zu gering, besonders weil sie durch das Loos bezeichnet wurden. In England ist die grand Jury, nach welcher in Frankreich das Anklage-Jury gebildet wurde, wenigstens aus zwölf und höchstens aus drei und zwanzig Geschwornen bestehend. Niemand darf in derselben Angelegenheit zugleich Geschworner bei den beiden Jury's seyn. Der Angeklagte hat das Recht, diejenigen Geschwornen, welche ihm verdächtig scheinen, zu rekusiren, ohne daß er gehalten ist, die Motive, die ihn hiezu bewegen, anzugeben. Diese Befugniß entspricht ganz dem Zwecke des Instituts. Könnte der Angeklagte nicht diejenigen entfernen, welche er als seine Feinde ansieht, so würde ihn das größte Mißtrauen beunruhigen, er würde sich schon für verlohren halten, und diese Furcht würde vielleicht die Freiheit des Geistes, welcher er zu seiner Vertheidigung so sehr bedarf, zerstören, und ihm die Sicherheit, welche ihm die Gesetze bis auf den Augenblick des Urtheilspruches schuldig sind, rauben. Würde er ferner gezwungen seyn, seine Beweggründe anzugeben, so würde er sehr oft gehindert seyn, sich dieser Freiheit zu bedienen, denn die Abneigung und

der Haß beruhen häufig auf kleinlichen Ursachen, welche dem Richter unglaublich scheinen können, und welche er aus diesem Grunde nicht anhören würde. Auch setzt immer das Geständniß eines feindlichen Verhältnisses beide Theile bei allen Anwesenden in ein zu ungünstiges Licht, welches in der Folge mancherlei Nachtheil veranlassen kann.

Was die Prozedur vor dem Jury anbetrifft, so läßt das neue Gesetzbuch die bisher geltenden Verfügungen stehen, indem es sie mit Stillschweigen übergeht. Es können indeß Veränderungen genug vorfallen, indem die Prätoren und Proprätoren ziemlich freie Vollmacht haben, nach ihrer Einsicht den Prozeß zu leiten, und insofern kann sich das Kriminalwesen in Frankreich einer größern Vollkommenheit nähern; als bisher, denn für jeden besondern Fall treten neue Bedingungen und Erfordernisse in Rücksicht des Verfahrens ein, und die Materie der peinlichen Verfügungen kann nie speziell genug seyn.

Den Schluß dieses Gesetzbuches bilden die Kapitel, welche von der Angehung des Kassationsgerichts, der Revision der Prozesse, auf den Fall, daß die Geschwornen mit Irrthümern behaftet gewesen wären, von den Anklagen, welche gegen die Mitglieder des Senats, der Regierung, der Minister u. s. w. gerichtet werden, von dem Kontumazialverfahren und von dem hohen Gerichtshof (haute Cour) handeln. Dieser Gerichtshof wird zusammenberufen, um über Minister und andre große Staatspersonen zu richten; er besteht aus drei Prätoren, zwei National-Anklägern und zwölf hohen Geschwornen, welche leztere von dem Senat hiezu ernannt werden. Die Urtheilssprüche desselben sind dem Kassationsgericht nicht unterworfen. Einige Polizeiverfügungen, die Regreßklagen gegen die Richter, die Wiedereinbringung entflohener Arrestanten und einige Specialverordnungen der Tribunäle betreffend, folgen hierauf, nebst Verfügungen, welche sich auf die Gefängniß- und Arrestations-Häuser beziehen. Zulezt ist von dem Begnadigungsrechte des Staatsoberhaupts, von der Rehabilitation derer, die ihre Strafe ausgehalten haben, und von der Verjährung in peinlichen Sachen die Rede. Die Todesstrafe, der lebenslängliche Arbeitszwang, die Deportation und die Infamie sind unverjährbar, jedoch wird nach dreißig Jahren die Todesstrafe und der lebenslängliche Arbeitszwang in die Deportationsstrafe verwandelt. Die übrigen Strafen können sich nach Verlauf von zwanzig Jahren verjähren.

Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Entwurf, sobald als möglich, Gesetzeskraft erhalten möge, um einer Menge von Mißbräuchen, welche sich in das Kriminalwesen eingeschlichen haben, Abbruch zu thun. Die Art, wie er diskutirt, und dem gesetzgebenden Korps vorgelegt werden wird, wird dieselbe seyn, wie bei dem Civilgesetzbuche. Die Berichte, welche die Staatsräthe über die einzelnen Theile desselben

zu machen haben, werden hoffentlich auf manche gründlichere Erörterung und neue Gesichtspunkte führen, und es steht zu vermuthen, daß dieser Versuch sich desjenigen Erfolges freuen wird, welchen er wirklich in Vergleich der vorhergehenden dieser Art verdient. A.

Vermischte Bemerkungen, Anekdoten, Neuigkeiten aus Paris und den Departementen.

Die Statue der Heldin von Orleans wurde daselbst am 8ten Mai feierlich eingeweihet. Eine große Menge Zuschauer, selbst von entfernten Orten, waren herbeygeströmt, um Zeugen der Feierlichkeit zu seyn. — Man freuet sich, das alte Denkmal, das den guten Geschmack beleidigte, durch dieses neuere verdrängt zu sehen.

Seit den schönen Tagen des Lenzes ist aus dem Pont des Arts ein lieblicher Garten entstanden, der die hängenden Gärten des Alterthums in das Gedächtniß zurückruft. Es ist eine glückliche Idee der Administration dieser Brücke, aus ihr einen Spatziergang geschaffen zu haben, der einzig in seiner Art ist. Man wandelt da gefächelt von der Kühle des Flusses zwischen zwei Reihen Orangebäumen, unter deren Schatten die schönsten Blumen in amphitheatralisch-aufgestellten Töpfen ihre Wohlgerüche aushauchen, athmet den süssen Duft ein, und schwelgt zugleich in dem Anblicke einer Aussicht, die von keinem Standpunkte schöner ist. Das Auge ruht mit Entzücken auf den schönen Gebäuden, die rechts und links die Uferstrassen beherrschen, oder auf den schönen Baumgruppen, mit denen der Garten der Tuillerien geschmückt ist, oder gleitet bis zum fernen Horizonte auf der westlichen Seine hinunter. — Der Spatziergang wird häufig besucht, vielleicht weil er neu ist, gewiß aber auch, weil er Reitze darbietet, die man auf vielen andern Spatziergängen vermißt. — Vorzüglich malerisch ist der Anblick dieser Brücke zur Abendzeit, wo sie am meisten besucht wird.

In den ersten Tagen dieses Monats hatte ein Miethkutscher das Unglück, am Ende einer Straße zu kurz umzudrehen, und gegen einen Gränzstein zu stossen. Die Erschütterung warf ihn von seinem Sitze, und unter die Vorderräder seines Fuhrwerks. Eine Dame, die Zeugin des Unfalls war, glaubte, daß er Schaden gelitten habe; theilnehmend fragt sie ihn, ob er Hülfe bedürfe? Er dankt ihr, und setzt hinzu: „Dergleichen Unfälle begegnen mir öfter; es hat „nichts zu bedeuten; und wenn auch — muß man nicht auf „seinem Posten sterben? Früher oder später, das ist der ganze Unterschied."

Mehrere junge Leute einer Gemeinde in der Nachbarschaft von Versailles hatten sich in jenen Zeiten verheirathet, wo alle kirchlichen Akte für Verbrechen gegen die gesunde Vernunft gehalten wurden. Die jungen Ehegatten wünschten ihre Verbindungen, die unter der Sanktion der Gesetze geschlossen waren, auch durch den Segen der Kirche zu heiligen, und stellten sich in siebenzehn Paaren zugleich zur priesterlichen Einsegnung dar. Die Sonderbarkeit des Schauspiels hatte viele Neugierige herbeigezogen. Ein Schmaus, bei dem der Maire den Hochzeitvater machte, beschloß die Feierlichkeit.

Neulich erschien auf der National-Bibliothek ein junger Mann, und verlangte denjenigen der Administration zu sprechen, dem der Ankauf von Manuscripten übertragen wäre. Man wies ihn zu Hrn. Dutheil. Dieser glaubt, daß der junge Mann einen kostbaren Schatz bringt, und ist voller Erwartung. Der Fremde öffnet sein Portefeuille, und zieht ein Schauspiel hervor, das seiner Aeusserung nach werth ist, den schönsten Moliere's an die Seite gesetzt zu werden. „Ich will, setzt er hinzu," den Besitz desselben lieber der Bibliothek gönnen, als einer gegen das Verdienst oft blinden Theaterdirektion." Man hatte Mühe, dem jungen Dichter begreiflich zu machen, daß die Bibliothek ihre Fonds nur dem Ankaufe solcher Manuscripte bestimmt, die das Gepräge des Alterthums an sich tragen, aber keinesweges den unreifen Früchten der Muse eines modernen Schauspieldichters.

Von den unterirdischen Steingruben, worauf ein Theil von Paris ruht, hörte ich schon in meiner Kindheit oft mit einer Art von schauerlicher Neugierde sprechen. In den bürgerlichen Kriegen soll man von ihren weitläufigen Verbindungen Gebrauch gemacht haben, um Schätze zu verbergen, und verfolgte Personen in Sicherheit zu bringen. Vielleicht hielten sogar Vehm-Gerichte hier einst ihre geheimnißvollen Sitzungen. Viele Eingänge um die Stadt her führen in diese Gruben, die so weitläufig sind, daß, als man unter Ludwig dem XIVten das astronomische Observatorium baute, ungeheure Mauern aufgeführt werden mußten, um dem Gebäude einen soliden Grund künstlich zu verschaffen, weil der natürliche mangelte. Dieses Gebäude lieferte also einen Eingang, von welchem aus man die umliegenden Gruben besuchen konnte, ein unterirdisches Labyrinth, worin noch jezt ein kleines Marienbild den Ort bezeichnet, wo man zwey Kapuziner, die sich darin verirrten, vor Hunger todt gefunden hat. In der Tiefe war ein Ort, wo man oben einen Punkt des Himmels durchschimmern sah, woraus die Sage entstand, daß man in diesem Keller

bei Tag die Sterne sähe, eine Bemerkung, welche denen, die nicht wissen, daß man durch ein gutes Teleskop die Sterne an jedem hellen Tage beobachten kann, sehr ausserordentlich vorkam. Ich hatte vor Kurzem die Neugierde, dies alles genauer zu untersuchen, und stieg daher mit einem Führer, der eine Fackel trug, hinunter. Er wies mir viele Gänge, und zeigte mir Mauern, welche die Verbindungen mit entlegenern Steinbrüchen verschliessen; ich sah auch das eben erwähnte Marienbild. An einem der äussersten Enden dieser den Bergwerksstollen gleichenden Gewölbe erlosch seine kärgliche und ausgebrannte Fackel, und wir hatten viele Mühe, durch langes Irren, Suchen und Tasten den Rückweg und die Treppe wieder zu finden. Ich erkundigte mich seitdem genauer bei dem schätzbaren Astronomen Bouvard, der auf dieser Sternwarte observirt, nach der wahren Ausdehnung der Gänge, die mich in diese Verlegenheit gesetzt hatten, und erfuhr, daß glücklicherweise zu Anfang der Revolution bei Gelegenheit der Sage, daß man von einem Orte, ausserhalb Paris, Waffen durch diese unterirdische Gemeinschaft hereingebracht habe, alle Verbindungen mit den andern Steingruben zugemauert worden seyen, und daß sie auch schon vorher durch eiserne Gitter verschlossen waren. Jezt werden diese Gewölbe zu thermometrischen Observationen benutzt, wozu in einem derselben ein vortrefliches Instrument bestimmt ist. Auch sind hier die Benzenbergischen Observationen über das Fortschleudern der Körper durch die Bewegung der Erde, welche ihren Fall von der Perpendikularlinie entfernt, wiederholt worden.

Fortsetzung der Theatergeschichte.

Die Pariser Bühnen gaben in dem verflossenen Monate einige neue nicht sehr anziehende Stücke, und nur wenige Vorstellungen von den ältern ausgezeichneten Werken des französischen Theaters. — Man sey über die Frugalität, oder vielmehr über die wenige Sorgfalt in der Bewirthung ihrer Gäste nicht befremdet; die schönste Jahrszeit ist vorbey, und die Frühlingssonne war ja nie der Muse des Schauspiels hold. Auch die schöne Natur verlangt ihren Zoll, und der Pariser ist für ihre Reitze noch empfänglich genug, um ihn willig zu entrichten. Er kehrt jetzt Thaliens Tempel den Rücken, und eilt auf das Land; oder bleibt er in Paris, so nimmt doch mancher Spatziergang den Abend weg, den er sonst dem Schauspiele weihte. Diese Entfernung eines großen Theils des Publikums hat auf die Theater natürlich Einfluß; man darf in dieser Jahrszeit nichts vorzügliches von ihnen erwarten.

Am 1 Mai gab das Théâtre du Vaudeville die erste Vorstellung des 1er Mai ou les Pépinières de Vitry, ein kleines Gemälde ländlicher Szenen, die in der Natur gefallen,

aber nur selten als Theater-Darstellung erträglich sind. — Herr Dufresne, ein reicher Gutsbesitzer zu Vitry, hat jährlich zwei Preise bestimmt, einen Eichenkranz dem Jüngling, der die besten Bäume, einen Blumenkranz dem Mädchen, das die schönsten Blumen zieht. Germain und Lücette, die sich lieben, hoffen beide, er den Preis der Jünglinge, sie den Kranz der Mädchen zu erhalten; sie wetteifern, um sich die Erfüllung der schönen Hoffnung zu sichern; Germain begießt Lücettens Blumen, sie pflegt seine Bäume. Aber das schöne Einverständniß, das unter den Liebenden herrscht, wird zerstreut. Eine verliebte Alte, die ihr Netz nach Germain auswirft, und ein Landmann, der die Flasche, aber beinah noch mehr Lücette, liebt, finden Mittel, den Saamen des Argwohns und der Eifersucht in die Herzen der Liebenden zu streuen. Germain und Lücette werden sich feind, und schmollen so lange auf einander, bis sie durch einen glücklichen Zufall entdecken, daß sie sich gegenseitig täuschten. Die beiden Friedensstörer werden über das Mislingen ihrer Plane wüthend, und rächen sich an Germains Pflanzung und Lücettens Blumen. Herr Dufresne erscheint; der gehoffte Preiß schien für die beiden Liebenden verloren, aber das Zeugniß der Einwohner Vitry's spricht für sie. Bourgeon, der verschmähte Liebhaber, und Mad. Brissec, die verliebte Alte, gestehen ihre niedrige Rache; Germain und Lücette werden gekrönt, und natürlich ein Pärchen. — Das Publikum nahm das Stück mit Kaltsinn auf; einige artige Couplets retteten es vom Falle.

Am 2 Mai wurde im Théâtre Louvois eine wiederholte Vorstellung der Questionneurs gegeben. Ehemals war nur die Zahl der Akte im Stande, die Erwartung des Publikums rege zu machen; die Ankündigung eines Stücks in einem Akte zog selten viele Zuschauer herbey: aber seit le vieux Comédien und M. Musard einen so ausgezeichneten Beifall erhielten, werden die Stücke in einem Akte einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt. Die Questionneurs wurden auch diesesmal mit vollkommnem Beifall aufgenommen, und werden es bey wiederholten Vorstellungen noch mehr, je bereitwilliger der Verfasser, Herr Delatresne, sich zeigt, einige Fehler, besonders einige Nachläßigkeiten in der Diktion zu verbessern. — Herr Beffroy hat alle Eigenschaften eines vortreflichen Mannes, aber den Fehler, ein unermüdeter Frager zu seyn. Seine Nichte liebt mit seiner Einwilligung einen gewissen Melfourt, der, von einem reichen Onkel in Westindien abhängig, die gewünschte Verbindung nicht eher schliessen kann, bis die schriftliche Zustimmung dieses Onkels erscheint. Statt ihrer kommt der Onkel selbst, der ein eben so großer Frager wie Beffroy ist. Dies führt eine der komischsten Szenen herbey. Beide Herren bestürmen sich bey ihrer ersten Zusammenkunft mit Fragen, antworten sich kurz oder gar nicht, und gerathen darüber so in

Wuth, daß alle Verbindung zwischen ihnen, alle freundschaftliche Annäherung unmöglich wird. Indessen gelingt es den beiden Liebenden, sie mit einander zu versöhnen; beide Frager verbinden sich schriftlich, ihre Fragewuth zu bezähmen; der Heirathscontrakt wird geschlossen, und die Liebenden werden vereinigt. — Die comischen Situationen, an denen dies kleine Stück reich ist, machen es zu einem der anziehendsten, welche das Théâtre Louvois besizt. Auch bey dieser Vorstellung befriedigten die Schauspieler die Forderungen des Publikums vollkommen. Vorzüglich gut war das Spiel der beiden Komiker Pikards.

Am 5 Mai erhielt im Théâtre Louvois die erste Vorstellung von Vincent de Paul ziemlichen Beifall. Der Gegenstand des Stücks ist historisch. Vincent de Paul, der Freund der Unglücklichen, hat eine Anstalt gestiftet, bestimmt zur Aufnahme jener unglücklichen Geschöpfe, die als Früchte einer verbotenen Liebe die zärtliche Sorgfalt der Mutterliebe entbehren müssen. — Julie, die Mündel eines Hrn. von Silly wurde von Folville geliebt, einem Offizier, der an den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten Theil nahm. Das Kind beyder Liebenden wird in Vincents Findelhause aufgenommen. Julie folgt unerkannt ihrem Säuglinge dahin, und hat das Glück, von Vincent das Amt einer Pflegmutter der Findlinge zu erhalten. Unter dieser Maske kann sie die süßen Mutterpflichten erfüllen. Zwey Jahre verfliessen, und Folville scheint in dem Getümmel des Kriegs seine Julie vergessen zu haben; sie selbst hat alle Hoffnung verloren, ihn wieder zu sehen. Herr von Silly, der für seinen Sohn eine Stelle sucht, und weiß, daß Vincent de Paul wegen seines Einflusses am Hofe zur Erfüllung seiner Wünsche sehr viel beytragen kann, geht zu ihm in das Findelhaus, um sich seiner Gunst zu empfehlen. Dort entdeckt er Julie, überhäuft sie mit Vorwürfen, und eilt, einen Befehl auszuwirken, um die Unglückliche in ein Kloster zu sperren. Indessen kommt Folville nach Paris zurück, bereuet an den Unruhen Theil genommen zu haben, und wünscht vom Könige Verzeihung zu erhalten. Er geht zu Vincent, dem Freunde aller Bedrückten, und bittet ihn um seine Fürsprache. Hier sieht er Julie, und fühlt seine Liebe zu ihr von neuem erwachen. Vincent wird der Vertraute ihres Geheimnisses, und zeigt sich bereit, ihren Wunsch, vereinigt zu werden, zu unterstützen. Auch der junge Silly, der anfangs die Beschimpfung seiner Familie in Folvillens Blute rächen will, wird umgestimmt, und der Beschützer der Liebenden. Aber jetzt erscheint der alte Silly mit den Dienern der Gerechtigkeit, um Julie den Armen ihres Geliebten zu entreissen; Folville, der junge Silly und Vincent widersetzen sich der Ausführung seines Unternehmens: ihre vereinigten Bitten entwaffnen seine Wuth; er läßt

sich erweichen, und willigt in die Verbindung der Liebenden ein. — Das ist der Gang des Stücks, das nicht ganz unter die mittelmäßigen verwiesen zu werden verdient. Nur die Wahl des Süjets hat nicht gefallen; man bedauert, daß der Verfasser nicht einen andern mehr für die Bühne geeigneten Gegenstand bearbeitet hat. Man muß übrigens dem Versbau, und dem Styl dieses Drama's ein verdientes Lob ertheilen; nur sind einige Szenen, in denen Vincent seine menschenfreundlichen Empfindungen für die Leidenden, für die Armen, für die unglücklichen Geschöpfe, denen seine Anstalt gewidmet ist, im Ton einer Predigt preist, nicht ganz an ihrer Stelle.

Am 8 Mai gab das Théâtre du Vaudeville ein neues Stück, betitelt Edouard et Adèle. Die Theater-Dichter des Vaudeville haben bekanntlich die Gewohnheit, der Vorstellung ihrer Stücke eine kleine Ankündigung vorauszuschicken, die oft in einigen Zügen den Gegenstand des Stücks darstellt, oft auch weiter nichts enthält, als die Bitte um nachsichtsvolle Beurtheilung. Der Verfasser von Edouard et Adèle war dieser Sitte ungetreu geworden; statt seiner gab Arlequin das folgende Couplet d'annonce:

Notre auteur m'a refusé
De faire un couplet d'annonce;
Mais s'il croit. que j'y renonce
Notre auteur s'est abusé,
Dans un coin avec adresse
Je veux, entendant la pièce,
En faire un plein de finesse
Qui puisse tout retracer
Et lorsque sa comédie
Sera finie,
Je viendrai vous l'annoncer.

Dieser Einfall wurde allgemein beklatscht, und trug nicht wenig dazu bey, die gute Stimmung, in die das Publikum dadurch versezt wurde, während der Vorstellung zu unterhalten. — Herr von Bellecour war durch eine Heirath aus Liebe sehr unglücklich, und dadurch allen Verbindungen feind geworden, welche die Liebe knüpft. Er wünscht seinem Sohn die traurige Erfahrung, die er machte, zu ersparen, und will, daß dieser bei seiner Verheirathung nicht der Stimme der Leidenschaft, sondern einig und allein der Stimme der Vernunft folgen soll. Er bestimmt ihm die Hand der Frau von Merville, der Verwandtin eines seiner Freunde Der junge Mann, der eine junge schöne Wittwe liebt, ist mit der Wahl seines Vaters zufrieden; nur mit vieler Mühe kann er dahin gebracht werden, die Dame, welche sein Vater für ihn gewählt hat, zu sehen; aber wie entzückt ist er, als er in ihr seine Adele, sie in ihm ihren Eduard erkennt; unter diesen beiden Namen hatten sie sich vorher gekannt. Gern hätten sich die beiden

Glücklichen dem ersten Aufwallen ihres Gefühls überlassen, aber die Gegenwart des Vaters, dessen Grille sie kennen, zwingt sie, eine Gleichgültigkeit zu heucheln, die ihren Herzen fremd ist. Es gelingt ihnen so gut, daß Herr Bellecour, ungeachtet ein Brief ihm über den Streich, der ihm gespielt wird, die Augen öffnen will, dennoch blind bleibt, und die beiden Liebenden vereinigt, in der Meinung, eine Verbindung zu schliessen, bey der nur allein der Verstand zu Rathe gezogen worden ist. — Eigentlich ist in diesem Stück nur eine einzige Situation, die noch weiter ausgesponnen, aber auch einige Szenen früher hätte abgeschnitten werden können, ohne dem Interesse der Handlung zu schaden. Einige hübsche Verse, die das Lob der Frauen enthalten, wurden mit Beifall aufgenommen.

Am 12 Mai war auf dem Théâtre Feydeau die erste Vorstellung einer neuen Oper: la petite Maison, zu der Spontini, ein Schüler Cimarosa's, die Musik verfertigt hat. Lange vorher hatte man das Lob dieser Oper nach allen Seiten ausposaunt; die Erwartung war gespannt, und wurde vielleicht nie weniger befriedigt. Das getäuschte Publikum hat sich gerächt. Keiner der Zuschauer erinnert sich je einer Theater-Vorstellung beygewohnt zu haben, die stürmischer war, als die jenes Abends. Das Stück wurde unterbrochen, und zwar auf eine so geräuschvolle Art, wie in der Geschichte der Pariser Bühnen vielleicht nur wenige Beyspiele sind. Der Titel desselben gab den Journalisten Gelegenheit, über den Einsturz des kleinen Hauses auf verschiedene Art zu witzeln. Eine ziemlich platte Anekdote in den Mémoires de Mad. Lamballe, scheint dem Verfasser den Stoff zu seiner Dichtung gegeben zu haben. — Ein reicher, verheiratheter Herr, der ein junges Mädchen verführen will; ein verschmitzter Bedienter, der diesem Plane die Hand bietet; ein guter, einfältiger Vater, den man betrügt; einige Verlegenheiten, in die der Dichter seinen Helden verwickelt, aber ihn sehr schlecht, wenigstens auf eine unwahrscheinliche Art wieder herauszieht; die endliche Erscheinung der Gattin des Verführers, die dem Spiele ein Ende macht — sind die Hauptmaterialien, aus denen das kleine Haus aufgebauet wurde. — Die Musik missfiel nicht ganz, und das Publikum bewieß mehr als einmal, mitten in seinen wuthendsten Anfällen gegen das Stück, daß es den Componisten vom Dichter zu unterscheiden wisse.

Das Théâtre françois gab am 19 Mai die erste Vorstellung von Pierre le grand. — Schon oft hat man über die voreiligen Urtheile des Parterre's bei der Vorstellung neuer Stücke Misfallen geäussert, schon oft bezeugte der gesittete Theil des Publikums seine Unzufriedenheit über die Ungezogenheiten, die sich das Parterre erlaubt, wenn ein neues Produkt nicht das Glück hat, ihm zu gefallen. Hr. Carion-Nisas, der Verfasser jenes Stücks, glaubte die Vorstellung

seines Pierre le grand sey der günstige Augenblick, dem Publikum über sein unschickliches Betragen die Augen zu öffnen. Er sagte daher in mehreren Journalen den Ruhestörern des Parterre's einige bittere Wahrheiten, reitzte aber zugleich ihre Wuth durch verschiedene beleidigende Ausdrücke. Wie hoch die Erbitterung dadurch gestiegen war, zeigte sich gleich im ersten Akt. Einige harte Verse, einige uneigentliche Ausdrücke erregten Misfallen, das lauter und lauter wurde, und abwechselnd bis zum Ende des zweiten Akts anhielt. Die Erscheinung Talma's im dritten Akt stellte für eine kurze Zeit die Ruhe wieder her, aber diese Stille war nur eine momentane Artigkeit gegen den Schauspieler; ihr folgte ein neuer Sturm, der endlich der Vorstellung im vierten Akt ein Ende machte. Wegen des beinahe ununterbrochenen Lärmens war es unmöglich, dem Gange des Stücks zu folgen; es würde also vergebliche Mühe seyn, es zergliedern zu wollen. Was wir noch im Gedächtnisse behalten, ist ungefähr folgendes: die Szene ist zu Moskau. Peter der Grosse hat seinen Sohn Alexis verwiesen, und Eudoxia, die Mutter desselben, in ein Kloster gesperrt. Alexis schwört Menzikof und Befort, denen er sein Unglück zuschreibt, die blutigste Rache, und kommt in dem Augenblicke nach Moskau zurück, wo die Bojaren, unzufrieden mit Peters grausamer Strenge, und im Wahn, daß er unter den Streichen der Türken gefallen sey, sich nach der Zurückkunft des jungen Prinzen sehnen, um ihm die Krone anzubieten. Er wird also mit offenen Armen aufgenommen, und alle Bojaren, an ihrer Spitze der Patriarch, schwören, ihn gegen den Czaar, wenn er zurückkommen sollte, mit ihrem Leben zu vertheidigen. Aber bald erscheinen Menzikof und Befort, und kündigen Peters siegreiche Zurückkunft an. An den Ufern des Pruths, von den Türken eingeschlossen, hat ihn die List Katherinens, die den Vezier mit Geschenken bestach, gerettet; aus Dankbarkeit will Peter die Krone mit ihr theilen. Seinem Sohne verzeiht er, verbannt ihn aber aus seiner Gegenwart: er soll Menzikof, der den Auftrag erhalten hat, den Aufruhr einiger unruhigen Provinzen zu dämpfen, begleiten. — Nur bis dahin lief der Faden des Stücks ab; er wurde durch den Lärmen des tobenden Parterre's abgerissen, und konnte ungeachtet aller Bemühungen der Schauspieler nicht wieder angeknüpft werden. Ein Urtheil über dieses Stück zu fällen, ist unmöglich, weil man durch die Unterbrechung verhindert wurde, den ganzen Plan desselben zu übersehen. So viel die ersten vier Akte zu beurtheilen erlauben, scheinen einige Charactere, z. B. die des Patriarchen und des Anführers der Strelitzen, nicht genug entwickelt zu seyn: viele Szenen sind zu lang und zu schleppend, und der Styl oft durch uneigentliche Ausdrücke und verdrehte Wendun-

gen entstellt. Indessen hat man doch einigen glücklichen Versen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sollte von diesem Stück eine zweite Vorstellung statt finden, und diese ruhiger seyn, so wird man den Werth desselben richtiger bestimmen können.

An demselben Abend erschien auf dem Théâtre Louvois zum erstenmal Jaques Dumont, ou, il ne faut pas quitter son champ, ein kleines Familiengemälde, das zwar keinen ausgezeichneten Beifall erhielt, aber doch nicht mißfiel. Der Verfasser desselben, De Segur, hat seinen Stoff ziemlich glücklich behandelt, und vorzüglich durch einige gut gelungene Szenen der etwas frostigen Handlung Wärme zu verleihen gewußt. — Jaques Dumont, ein reicher Landmann, hat den Einfall, seine stille ländliche Wohnung zu verlassen; er wählt Paris zu seinem Aufenthalte. Seine Gattin, einfach und häuslich auf dem Lande, wird hier von dem Strome der Mode fortgerissen, und macht einen Aufwand, dem der gute Dumont nicht ohne Unruhe zusieht. Dies, und der Wunsch, seine Tochter mit dem Sohne eines seiner Freunde auf dem Lande zu verheirathen, läßt ihn den Entschluß fassen, Paris zu verlassen. Noch hat er seiner Gattin diesen Vorsatz nicht entdeckt; die Ankunft zweyer Briefe, welche ihm den Bankerott einiger Freunde, und den Verlust eines beträchtlichen Theils seines Vermögens melden, sind ein günstiger Zeitpunkt, ihr seinen Entschluß mitzutheilen. Anfangs ist sie untröstlich, aber er erinnert sie, daß noch nicht alles verlohren ist, daß ihnen der kleine Landsitz übrig bleibt, wo sonst ihre Tage so ruhig verflossen, und ladet sie ein, ihm dahin zu folgen; geheilt von ihren Thorheiten willigt sie ein. — Die Entwicklung ist einfach, indessen die Art, wie sie herbeygeführt wird, macht sie interessant.

Das Théâtre Louvois gab in diesem Monate la Parisienne, ein altes Stück, das aber immer noch mit Vergnügen gesehen wird. — Die Pariserin ist ein junges Mädchen, das eben die Klostermauern, in denen es erzogen ward, verlassen hat. Ihre Mutter trauet ihr wenig Verstand zu, und hofft, sie leicht zu einer Heirath mit einem schwindsüchtigen Alten überreden zu können. Das junge verschlagene Mädchen verhält sich bei diesem Vorschlage leidend, wirbt sich aber unterdessen zwey Liebhaber an, welche die Stelle eines frühern Geliebten, von dem sie seit langer Zeit keine Nachricht hat, ersetzen. Sie begeht die Unvorsichtigkeit, diesen beiden Liebhabern in derselben Stunde ein Rendezvous zu geben; sie erscheinen daher beinahe zu gleicher Zeit, aber auch einige Augenblicke vor ihnen Ernst, der frühere Geliebte. Das unerwartete Zusammentreffen dieser drey Liebhaber setzt sie in die größte Verlegenheit. Jede andere würde hier die Besonnenheit verlohren haben; nicht

so unsere Pariserin. Sie läßt Ernst unter irgend einem Vorwande in ein Kabinet schlüpfen, um für die andern beiden Liebhaber reine Bahn zu erhalten. Der erste, ein gründlicher Rechtsgelehrter, aber ein Neuling in den Intriguen der Liebe, wird ebenfalls ohne Mühe weggeschaft, und in den obern Theil des Hauses versteckt, damit er dem dritten Liebhaber, der gerade in das Haus tritt, nicht begegnet. Dieser, ein hitziger Gaskogner, ist nicht so leicht zu betrügen; die Pariserin aber sagt ihm, sie fürchte, von der Mutter überrascht zu werden; er nimmt das für einen Wink, daß man seiner los seyn will, ergrimmt über die Beschimpfung, und verläßt wüthend das Haus in dem Augenblick, da der vierte Liebhaber, der schwindsüchtige Alte, erscheint. Jetzt kommt es darauf an, auch diesen zu entfernen, und den versteckten Juristen los zu werden. Die listige Pariserin erzählt ihm, daß sie einem jungen Menschen, der von seinen Feinden verfolgt wurde, das Leben gerettet, und ihn bey sich versteckt hat, und bittet ihn, den jungen Mann, der nicht allein nach Hause zu gehen wagt, zu begleiten. Der Alte, von Liebe geblendet, läßt sich dazu gebrauchen: unsere Pariserin aber denkt jetzt darauf, dem gefährlichen Spiele ein Ende zu machen; sie giebt ihrer Mutter ihren Widerwillen gegen die Heirath mit dem Alten zu erkennen, und hat das Glück, sie nach ihren Wünschen zu stimmen. Unterdessen kommt der gute Alte von seinem Zuge zurück, die Pariserin bewillkommt ihn mit Spötteleyen, giebt ihm nicht undeutlich den Streich zu verstehen, den sie ihm gespielt hat, und öffnet endlich das Kabinet, in dem Ernst versteckt ist. Der Alte erkennt in ihm seinen Sohn, dessen frühere Rechte auf die schlaue Pariserin er nicht bestreiten will. – Das Stück belehrt nicht, aber es unterhält, und das macht sein Glück. Es hat einige originelle, ächtkomische Situazionen; vorzüglich gehört hierhin die Szene, wo die Pariserin den jungen Juristen durch den Alten, den einen Liebhaber durch den andern, wegführen läßt. Diese Idee hat der Verfasser aus einem ältern unbedeutenden Stücke eines andern Dichters entlehnt, und meisterhaft zu benutzen gewußt.

Mdlle Duchesnois ist noch immer der Liebling des Publikums. Je länger sie Racine's Phèdre spielt, je mehr wird sie dieser Rolle Meisterin. Der Beifall, den sie als Phèdre erhält, steigt, wenn es möglich ist, mit jeder Vorstellung; man versichert, daß bei der letzten die Direktion dreytausend Franken eingenommen hat. In den Jahrbüchern des Théatre françois findet sich kein Beispiel, daß von einem Stücke so viele auf einander folgende Vorstellungen gegeben wurden, als von den verschiedenen Tragödien, in denen jene

Künstlerin die Hauptrollen spielte. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß Mdlle Duchesnois allein durch die vier Rollen Roxane, Hermione, Ariane und Phèdre den Unternehmern der Comédie françoise 150,000 Franken eingebracht hat.

Am 22. May wurde auf dem Théâtre du Vaudeville eine wiederhohlte Vorstellung der Vélocifères gegeben. — Bekanntlich sind die Vélocifères eine Art neuer Diligences, die vor den alten den Vorzug der Schnelligkeit haben. — Das Triumvirat der Theater-Dichter des Vaudeville, Dupaty, Chazet und Moreau hat das leichte Fuhrwerk auf die Bühne gebracht, und in eine Intrigue verwebt, deren Armuth auch hier, wie bey vielen andern Stücken, durch den gewöhnlichen Schmuck des Vaudeville, die Couplets, bedeckt geworden ist. Schon das couplet d'annonce, in dem die Verfasser den Zuschauern sagen:

Cette voiture est si légère
que vous pourrez d'un coup de main
relever son vélocifère.

mißfiel nicht, sondern machte im Gegentheil einen sehr günstigen Eindruck. — Cassandre, Eigenthümer verschiedener sogenannter Diligences erhält je länger, je weniger, endlich gar nicht mehr von den Reisenden Zuspruch. Er klagt einem Freunde, Gilles l'Inventif sein Unglück. Dieser, eifersüchtig auf Harlekins Liebe für Colombinen, die auch er liebt, denkt auf Mittel, dem gesunkenen Gewerbe seines künftigen Schwiegervaters wieder aufzuhelfen. Er bringt zu dem Ende eine Anzahl Wagenverleiher und Miethkutscher zusammen, damit Cassandre sich einen von ihnen, der im Stande ist, seiner Anstalt den vorigen Glanz wieder zu geben, aussuchen und zu seinem Associé annehmen soll. Jeder will ihm helfen, verlangt aber dafür seine Tochter Colombine. Diese hat keine Lust, sich als Preis wegschenken zu lassen, und benachrichtigt Harlekin, der sich in das Haus zu schleichen gewußt hat, von dem was vorgeht. Um seine Nebenbuhler zu verdrängen, schlägt er Cassandre die Unternehmung der Vélocifères vor. Dieser Vorschlag wird von allen Bewerbern Columbinens verworfen, aber Harlekin beredet sie, die Güte des Fuhrwercks durch einen Versuch zu erproben, und sie willigen ein. Harlekin befreyet sich dadurch wenigstens für einige Zeit von ihrer lästigen Gegenwart, und selbst ihre schnelle Rückkehr beweißt die Vortrefflichkeit seines Vorschlags. Cassandre nimmt ihn an, und giebt Harlekin mit Freuden seine Tochter.

Am 25 May wurde auf dem Théâtre françois Andromaque von Racine gegeben. Unter allen Tragödien dieses Dichters, welche das Théâtre françois seit zwey Jahren gab, sah das Publikum keine mit grösserm Vergnügen als diese. Mdlle Duchesnois und Mdlle. Georges haben bey-

de in frühern Vorstellungen dieses Stücks als Hermione debutirt. — Mdlle Georges spielte auch in dieser Vorstellung Hermione so vortreflich, daß man zweifeln mußte, ob die berühmte Champ-melé, vor der Racine von Bewunderung hingerissen auf die Knie fiel, und ihr die ersten Rollen aller seiner Stücke anbot, sie besser gespielt haben würde. — Ueberhaupt ist diese Tragödie seit langer Zeit nicht mit so vieler Einheit, so vieler Uebereinstimmung in allen Rollen ausgeführt worden. Die Nebenrollen, die nur zu oft vernachläßigt werden, wurden diesesmal mit dem größten Fleiße behandelt, und trugen dadurch zur schönen Wirkung des Ganzen ausserordentlich viel bey.

Am 26. May gab das Théâtre de Louvois l'été des coquettes von Dankourt, ein kleines unbedeutendes Stück, in dem Dankourt einige Personen seiner Zeit lächerlich zu machen sucht. Ein Offizier, der seine Feldzüge zu Paris macht, ist die Hauptperson. Eingebildet auf die Vorzüge seiner Gestalt, erklärt er einem Dutzend koketter Damen einer nach der andern seine Liebe; seine Flatterhaftigkeit wird endlich entdeckt, auf eine leichte Art bestraft, und die Intrigue mit einem Gastmale geendigt, das ein Financier den Koketten giebt.

Moden.

Die Faltentücher, die Halskrausen à la pélerine und die fichus tournans werden noch allgemein getragen. Die Mode erlaubt ebenfalls weisse Hüte von Organdie, Basin oder Perkale; auch sieht man noch häufig Capotes von Perkale, deren Oefnung ein rosenfarbnes Band zusammenhält. Bey Taffetkleidern gebrauchen die Putzmacherinnen keine andre Farben als Mattweis, und Blaßroth; indessen erblickt man doch auch noch einige wenige Roben von hellnußbraunem Taffet mit einer oder mehreren Halskrausen à la pélerine. Am häufigsten sieht man weisse Roben, von denen die neuesten auf der Brust und auf dem Rücken einen tiefen Ausschnitt in der Gestalt eines Herzens haben. — Lange Shawls meist von einfacher Farbe werden weit mehr wie sonst getragen. — Die herrschende Farbe der Schuhe ist gelb oder grün, und die Einfassung Lilla oder Amaranthfarbig. — Elegante Damen tragen keine Spitzenschleyer mehr; Tabliers und Roben von Kanten sind in dieser Art der einzige Anzug, den der gute Geschmack billigt.

Seit dem Ende des Winters sind die Diamanten verschwunden; die Perlen haben ihre Stelle eingenommen. Man besetzt mit ihnen den Saum der Robe, die Enden der Aermeln, man trägt sie auf Brasselets, in Colliers und vorzüglich um den Kopf; eine Aigrette in der Gestalt einer Granade, die ganz aus Perlen zusammengesetzt ist, neigt sich über die Stirn. Man muß sich ja hüten, die

Fassung der Perlen sichtbar werden zu lassen; sie dürfen nur aufgereihet, und durch die Hand des Artiste Coeffeur nachläßig und ohne Kunst geordnet zu seyn scheinen. — Schwarze Haare hoch aufgesteckt und glatt, platte Locken auf der Stirn, vier Perlen auf dem Kopfe, ohne weitern Schmuck, ist jetzt der geschmackvollste Kopfputz. — Man trägt keine Roben von Batist mehr, sondern giebt jetzt den musselinenen, die meist schlicht oder nur am Rande mit Hortensia's gestickt sind, den Vorzug. — Einige Damen erscheinen seit mehreren Tagen auf den Spatziergängen in einer Bekleidung, welche die Putzmacherinnen Chlamyde nennen. Eine solche Chlamyde ist ohne Oeffnung, geht vom Halse bis auf die Mitte der Schenkel und hat sehr weite Aermel. — Wenn eine elegante Dame coeffirt, beschuhet, bekleidet ist, so ist noch nicht alles geschehen; das Wichtigste ist noch zurück; sie muß auch drappirt werden. Dies ist die Arbeit des Artisten; er kommt des Morgens und läßt Robe und Shawl probiren; des Abends erscheint er zum zweytenmal, und dann wird die Dame drappirt.

Die Mode hat während einiger Zeit in der Gestalt der Spitze der Schuhe ausgeschweift; sie kommt auf den Mittelweg zurück, und befiehlt jetzt eine Form, die gleichweit von der der ehemaligen spizen und der letzten runden entfernt ist. — Beym größten Putze tragen die Damen wieder, wie ehemals, einen dicken Strauß natürlicher Blumen.
